This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

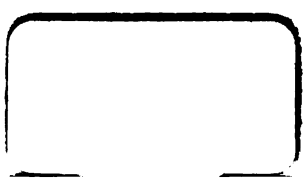
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08241045 1



BAC

Meyer's Universum,

oder

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswerthesten und Merkwürdigsten

der

Natur und Kunst

auf der ganzen Erde.

Siebenzehnter Band.

Hildburghausen und New-York.

Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut.

1856.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
573735 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1932 L

MEYER'S UNIVERSUM

oder

die schönsten Ansichten der Erde

SANTA SALUTE VENEDIG

VERLAG VOM BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUT

Inhaltsverzeichniss

des siebenzehnten Bandes.

48 Ansichten und Beschreibungen; nämlich:

	Seite
Pompeji	1
Der große Geyser auf Island	15
Hohen-Salzburg	16
Der See Nicaragua an der Mündung des Las Lajas	17
Tiflis	25
Die Kapelle von Coldspring am Hudson	35
Die Geroldsauer Kaskade bei Baden-Baden	37
Das Moselthal	38
Morgenscene auf dem obern Mississippi	45
Bei Caën an der bretagne'schen Küste	50
Das Grabmal der heil. Genoveva in der Frauenkirche bei Andernach	52
Pueblo de Zunni, eine Aztekenstadt	54
Die Mündungen des Mississippi	57
Der Parnassus in Griechenland	62
Die Adelsberger Höhle	65
Helsingfors mit Sweaborg	66
Galveston	73
Das Siegesthor in München	79
Des Teufels Backofen am Mississippi	82
Widdin	83
Marathon	89
Die Inneransicht der Walhalla	100
Aus Brasilien: Neu-Freiburg und der Urwald (mit zwei Ansichten)	101
Ueber Riga nach Petersburg und Kronstadt	105
Tempeltrümmer am Ida auf Candia	120
Der Sankt Peterskirchhof und die Maximus-Kapelle in Salzburg	122
Mertola am genuesischen Gestade	123
Weston am Missouri	125
Das Hochkreuz am Rhein	133
Akbar's Grabmal bei Secundra	133
Alexandria, Pelusium und Suez	136
Der See Managua und die Vulkangruppe der Marabios in Central-Amerika	141
Die Seen St. Georg und Barhydt im Staate Neu-York (mit zwei Ansichten)	146
Düsseldorf	151
Vom Grabhügel des Vater Meyer	153
Fragment	156
Der Eßlinger Dom	158
Rustschuk	162
Die Elkhornpyramide	163
Der Markt in Vittoria	165
Die Ruinen von Ninive	177
Maiden-Rock am Mississippi	182
Der Palast Lazienki in Warschau	186
Browns Fall	188
Sebastopol und Balaklawa (mit 2 Ansichten)	189
Neustadt an der Haardt	205
Der obere Mississippi	206

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

POMPEJI
(Das Forum)

Aus d Kunstanst d Bibl Instit i Hildbhsn.

Eigenthum d. Verleger.

DCCLIX. Pompeji.

Große Geister und starke Seelen erheben sich über ihre Zeit. Für das Gewöhnliche nur ist die Regel; für das Ungewöhnliche gilt sie nicht. In diesem Sinn läßt das Alterthum seinen gefeiertsten Heros in den Gewässern des Styx baden und durch Centauren erziehen, stellt die Gegenwart so gern ihre großen Männer auf den Kothurn des Außerordentlichen, und sucht die Berechtigung ihres Handelns außerhalb der Ordnung, welche die moralische Welt zusammenhält und gewöhnliche Sterbliche verpflichtet. Wenn ein Monarch im leidenschaftlichen Verfolg seiner Zwecke die Blüthe seines Volks auf die Schlachtbank führt und der Sieg ihn krönt, so wird ihm mit dem Triumphzug das Triumphgeschrei der Menge niemals fehlen; wenn ein anderer durch Gewalt, Betrug und Arglist sein Volk zum Lastthier herabwürdigt, während er sich mit aller Pracht und allem Pomp des Herrschers umgibt, so werden sich immer Bewunderer und dienstfertige Geister finden, welche aus der Verderbniß des Volks das Recht des Herrschers, es zu verderben, construiren und von der Versunkenheit der Geknechteten die Folgerung ableiten, die Menge sey zum Dienste der Fürsten geboren. Vor der Macht der Willkür kann das Recht selbst als Unrecht erscheinen. Ein Volk lasse sich nur die erste Gewaltthat und den ersten Betrug gefallen, und es sey gewiß, daß Gewalt und Täuschung bald die stolze Miene der Berechtigung annehmen werden. Eine Nation dulde es, daß man sie einmal plündere, und sie wird immer bestohlen werden; der Bürger ertrage es, daß ihn die Macht um sein Vermögen beschwindele, und sie wird ihn bald als Bettler aus seinem Hause jagen, und krümmt er sich dagegen, so wird man ihm das Recht des Sträubens ableugnen und er mag es hinnehmen, daß man ihn in's Zuchthaus oder in's Hungerloch sperre. Sehen wir nicht in den schönsten Ländern der kulturstolzen Europa Despotismus, Sklaverei und Grausamkeit herrschen und schamlos heiligen Menschenrechten Hohn sprechen? Und

doch, wie Wenige wagen es in dieser von der Selbstsucht umstrickten Zeit, das Scheußliche abscheulich zu finden und die Verworfenheit mit Mißbilligung und Verachtung zu strafen! Theilnahmlos und ungerührt gaffen Millionen die Büberei an, und wenn diese die Maske abwirft und es nicht einmal mehr der Mühe werth hält, über ihre schwarzen Thaten einen Schleier zu decken, so rufen andere Millionen, denen die Größe der Schamlosigkeit eben so sehr imponirt, als die Größe der verbrecherischen That, ihr Bravo! Elende Zeit und elende Menschen, denen der Instinkt sogar für die Tugend, denen das Gefühl sogar für Gerechtigkeit, Ehre, Menschenwürde, Selbstbestimmung und Freiheit verloren gegangen ist! Dienend der niedrigsten Selbstsucht, ist gegen dieses bleiche, grinzende Lakayengeschlecht der Negersklave noch ein Held; denn, wie ein Anderer gesagt hat: „der ist doch nur Sklave der Kette und der Peitsche, wir aber sind die Sklaven unseres schlechten Herzens, unseres verderbten Verstandes und unserer Feigheit".

Ich sage es frei heraus: Die Sünden der Gesellschaft erfüllen die gesittete Erde und die großen Verbrechen, im Schooße der Völker begangen, hauchen Gestank aus allen Winkeln. In den Miasmen werden nie dagewesene Pestilenzen ausgebrütet. In keiner Nation mehr ist noch ein Wille vorhanden, der allgemeinen Corruption Grenzen zu setzen; keine auch will auf sich nehmen die Schuld, welche auf dem Ganzen lastet. Faul ist das ganze Wesen der Gesellschaft. Niemand bekümmert sich darum, wenn Mord und Raub vor den Thüren liegen, was aus den Bewohnern des Hauses werde; Jeder lebt leichtfertig in den Tag hinein für die nächste Stunde, und als hätten sie nur diese eine noch zu leben, so genießen sie Viele, dem armen Sünder gleich, welcher im Rausche der Henkersmahlzeit dem Gedanken an den Galgen zu entrinnen sucht. Man blicke nur auf die Tagesgeschichte und ihr ekelhaftes Gebahren! Dieses nichtsnutzige Geschlecht, welches sich brüstet, die Nächstenliebe durch die Selbstliebe erstickt zu haben, hat es schon gelernt, die Ordnung in der Unordnung, das Recht im Unrecht, den Frieden im permanenten Kriegszustande, die Treue in der Treulosigkeit, die Ehre in der Niedertracht, die Wahrheit in der Lüge anzuerkennen. Läßt es sich ja jetzt sogar herbei, eine kurze Suspension des Stärkerrechts als ewigen Gottesfrieden zu preisen, obschon es gewiß ist, daß, sobald die vom Streit Ermatteten ausgeschnauft haben, der Rachen der Mächtigeren sich wieder aufsperren werde gegen die Schwächeren, und obschon ein jeder Schulbube aus der Bibel gelernt hat, „daß die Habsucht der Könige niemals müde wird, umzugehen wie ein brüllender Löwe, der da sucht, wen er verschlinge". Befremden kann dies Gebahren freilich nicht. Ein Wunder wäre es, wenn es anders wäre.

Indeß, so trostlos auch die Gegenwart sich darstelle, so entbehrt die Zukunft der Keime und Bürgschaften der Hoffnung dennoch nicht. Das Zerstörungswerk in der sittlichen Welt mag noch eine Zeit lang dauern, das entfesselte Contagium der Fäulniß mag fortfahren, die Köpfe zu entzünden, die Begriffe von Recht und Unrecht, von Gutem und Bösem zu verwirren und die Bande der Gesellschaft zu lockern und aufzulösen: — aber wie jeder Ursache in der

physischen Welt die Grenze ihrer Wirkung gesteckt ist, so werden auch die sittlichen-Zerstörungselemente die Grenze finden, jenseits welcher ihre Verwüstungsgewalt aufhört. Jede Thorheit heilt sich selber durch ihre Folgen, und unter den Thorheiten, den Verbrechen und dem Verfall unserer Zeit kommt, wenn auch für die Menge noch unsichtbar, die Metamorphose der Verjüngung langsam zur Reife. Aus dem Dunkel der Gegenwart zieht ein lichter Schimmer der Hoffnung in die Geister ein. Ich sehe schon den fernen Tag sich röthen, wo zündende Gedanken durch die Völker fahren und wo die Menschen, müde ihrer Verworfenheit und Verkommenheit, eines Sinnes werden, sich aufzuraffen, um die ihnen innewohnende plastische und erhaltende Lebenskraft wieder zur vollen Geltung zu bringen. Erst muß freilich das alte Haus verschwinden, ehe ein neues gebaut werden kann auf seinem Platze; auch die alte Gesellschaft muß alle Stufenjahre ihres Lebens durchlaufen und sich aufgelöst haben, ehe aus ihren Elementen eine neue zu construiren ist. Daß der Verwesung und Verwandlung nur ein ruhiger Verlauf gelassen werde! Aber die große Gefahr ist, daß man sie störe und irre in plumper Weise; daß man dadurch den Krieg aller Leidenschaften entzünde; daß man die wilden Triebe zu Gewaltthat und allgemeinem Umsturz erwecke, daß die Banden sich plötzlich lösen und daß dann der Ruf zum Schwerte — ein Ruf Aller gegen Alle — durch Europa gehe. Die Bedeutung einer solchen Katastrophe ist so furchtbar, so ernsten, tiefen Inhalts, daß gewiß nur Verzweifelte oder Verrückte sie herbeiwünschen können. Einer gewaltsamen gesellschaftlichen Umwälzung in dieser Zeit würden alle Elemente der Gesittung im Wege und zuwider seyn. Religion, Moral, Wissenschaft, Kunst, Geist, Erfahrung, die Wunder der Industrie wären ihr ein Greuel, Zerstörung wäre ihr gemeinsames Loos, in den Paroxismen des Wahnsinns würden die losgebundenen Völker die ganze Leiter menschlichen Frevels durchlaufen und sie würden nicht eher zur Ruhe kommen, als bis sie, nachdem sie alles Bestehende umgestürzt, alles Feste zerschmettert, alles Hohe geschleift, alles Edle erwürgt, allen Besitz gewechselt hätten, in ihrer eigenen Unfähigkeit, in ihrer Hülflosigkeit, in ihrer Erschöpfung und in ihrem Elend für ihre Raserei die Grenze finden würden.

Es herrscht Analogie in dem Verlauf der Revolutionen der sittlichen und der physischen Welt. Wenn die Natur in ihrer organischen Entwickelung nicht gestört wird, macht sie keine Sprünge; aus einer Phase des Lebens in die andere ist der Uebergang still und ruhig; wenn aber die Elemente ihres Wirkens sich einander hindernd oder feindlich entgegentreten, dann macht sich nothwendig der Gegensatz der langsamen, stetigen Entwickelung geltend, Widersprüche werden in ihrem innersten Leben aufgeregt, die Kräfte accumuliren sich, steigern sich zur höchsten Gewalt und zum Despotismus, und, ganz wie in der sittlichen Welt, durchlaufen sie nun eine Stufenfolge von Frevels wider einander, bis der Umlauf derselben vollendet, die Kraft in ihrer Wirkung erschöpft ist und die Extreme sich wieder ausgeglichen haben. Entsetzliche Katastrophen gehen diesem Streiten der erregten Elementarkräfte im Gefolge. Orkane fegen die Wälder von den Häuptern der Gebirge, begraben die Flotten in den Meer-

grund und stäuben die Wohnungen der Menschen von der blühenden Erde; — des Wassers Gewalt reißt die schützenden Dämme von dem Strande und begräbt ganze Landschaften mit allem Lebendigen; des Feuers Wuth frißt Städte mit ihrem Reichthum; noch viel furchtbarer sind aber die Zerstörungen, welche aus dem unterirdischen Kampf der elastischen Gase mit dem starren Felsgerippe der Erde gelegentlich hervorgehen. Erdbeben legen zuweilen ganze Länder wüst, und löschen das Leben von Bevölkerungen aus. Zagend fragt sich dann wohl der Zeuge solcher Katastrophen bei dem plötzlichen Untergang von so viel Schönem und von so viel Menschenglück: Wie verträgt sich das mit der Vorstellung von dem Walten der Liebe und Gerechtigkeit in Gottes Schöpfung? Und mit lachendem Munde tritt der Leugner Gottes zu dem Schwachen und sagt ihm: Siehe, du hast von Gottes Thaten bisher mit Begeisterung erzählt und allezeit seine Herrlichkeit, Liebe und Gerechtigkeit gepriesen: mach' nun dies Schauspiel zum Probirstein deines Wahns! Werde inne, daß aller Gottesglaube eitel sey und auf Nichts gestellt. Wo findest du die Quelle der ewigen Liebe, die auf's Erhalten geht? Wo ist die Wage der Gerechtigkeit? Wo ist die Hand, die sie hält mit unveränderlicher Unparteilichkeit? Sage dich los von deinem Aberglauben; denn was du Gott und Vorsehung nennst, ist nichts als entweder der erwärmende, heilbringende Sonnenstrahl, oder der zerschmetternde Blitz des Zufalls; wenn du aber die Natur beobachtest, so wirst du finden, daß Zerstörung vorzugsweise ihr Wesen ist und Niederreißen ihre Stärke.

So spricht der Apostel des modernen Materialismus, und so jeder Thor, der seine Irrthümer in das Reich des Glaubens trägt und mit dem Maßstabe seines Evangeliums, das der eigenen Mutter die Existenz abspricht, göttliche Dinge messend, sie in das Thierische hinabzuziehen trachtet. Ihm, in dessen Gehirn der Strahl der Wahrheit sich in so viel Farben getrennt und verfinstert hat, daß ihm sein menschliches Daseyn unkenntlich wurde, ist das geistige Leben zum Schemen einer Scheinwelt herabgesunken; er spricht sich eine unsterbliche Seele ab und verdammt sich selbst, ein bloß sterbliches Leben zu führen. Die Menschenseele ist, nach seiner Meinung, nur eine Sinnenthätigkeit phosphorescirender Nervenfäden, ein triviales Würfelspiel mit den Atomen einer Elementarwelt, ein lächerlicher Larventanz höherer Scheinkräfte in Thierverkleidung. Er müht sich ab, die Menschen auf die unterste Stufe organischer Geschöpfe hinabzuführen, indem er uns glauben machen will, die Menschheit offenbare in ihren herrlichsten und erhabensten Erscheinungen, in einem Christus, Confuzius und Moses, in einem Socrates und Plato, in einem Homer, Dante und Milton, in einem Euripides und Shakespeare, in einem Schiller und Göthe, in einem Baco, Newton und Humboldt nichts mehr und nichts weniger als ein kindisches Spiel chemischer Kräfte! — Wohl könnte man den modernen Materialismus ruhig denselben Weg gehen lassen, den alle ähnliche Ausgeburten menschlichen Dünkels und Wahnwitzes seit Jahrtausenden gegangen sind: den Weg alles Nichtigen zur Vergessenheit; — wenn nur nicht gerade unsere überspannte Zeit und unsere nervenschwache Gesellschaft dazu ange-

than wäre, Gift und Pestilenz aus dem materialistischen Schlamm zu saugen. Dieses Geschlecht, welches, der Natur entfremdet und vom gesunden klaren Gottesglauben abgelöst, schon lange in künstlichen Abstraktionen lebt und nach den Schattenbildern leerer Theorien und philosophischer Gaukler und Taschenspieler rennt; dieses Geschlecht, das, in seinen Irrthümern befangen, beständig über das Wirkliche und Vernünftige hinübergreift, folgt dem Schellengeläute williger, welches nach dem frivolen Treiben der Sinnenwelt lockt, als der Stimme der Weisen, Guten und Großen, die in den Tempel des Herrn ruft. Das Unheil, welches die materialistischen Lehren angerichtet haben, gibt sich im Zustande unseres häuslichen und öffentlichen Lebens, leider! deutlich genug zu erkennen.

Oder ist etwa das Bild, das mir vor Augen schwebt, ein Traum? Ist die fratzenhafte Lüderlichkeit und Gottlosigkeit, die Einem anekelt bei jedem Blick, den man forschend in die Gesellschaft wirft, keine Thatsache? Wer möchte das behaupten! Betrachtet es nur, das weltkluge Phrasenvolk, das in wechselseitigem Lug und Betrug, bis in die geringsten Lebensgeschäfte herab, seine Ehre sucht; das beständig zwischen frecher Licenz und knechtischer Niedertracht schwankt, das bald wohlgefällig auf die Narben seiner Ketten zeigt und das Glück des Despotismus in den siebenten Himmel hebt, bald mit der Kokarde der Freiheit und Gleichheit sich schmückt und großer Entdeckungen in Sachen der Selbstregierung sich rühmt, oder sich Kammern baut, wo Freiheit und Rechtsungleichheit einträchtiglich neben einander wohnen sollen, wie die Taube und der Geier. Wo ist ein vernünftiges, ehrenhaftes, folgerechtes, festes Anstreben nach einem klarbewußten Ziele sichtbar? Nirgends. Aber überall guckt ein fieberhaftes Zappeln, bald nach einer, bald nach der andern Richtung heraus, ein wechselseitiges Fürchten und Fürchtenmachen, eine gährende Bewegung ohne Resultat, ehrloses Verhüllen, Vertuschen, Belügen, Bemänteln und Betrügen gegen einander, ein Grollen und Hadern ohne Kraft und ohne Würde, während der große Haufe mit besessener Gier nach dem Thaler läuft, und vor dem Gotte der Unterwelt, als dem einzigen Gotte, an den er noch Glauben hat, sich anbetend in den Staub wirft. Und damit dem Bilde die rechte Folie nicht gebreche — schaut die schwarzen Schaaren an, die zu unseren Domen wandeln, welche unsere Vorfahren dem Schöpfer und Herrn aller Welten himmelan gebaut — und vergleicht sie mit jenen selbstständigen Naturen, die einst, ächter Frömmigkeit voll, ihren Willen an die Idee gesetzt. Was ist aus unserem Christenthum geworden? Die Neufrömmigkeit verleugnet die Vernunft, die Heuchelei weiß nichts von Opferfreudigkeit und dem äußeren Glaubensschein ist jener Geist ein Fremdling, welcher die Kraft hatte, Berge zu versetzen. Scholastische Spitzfindigkeit predigt ihren Quark statt das Evangelium, Sektenhaß und Verfolgung Andersgläubiger füllen Kanzeln und Lehrstühle, und der hohe Sinn milder christlicher Duldung ist verdrängt allüberall von einem Zelotismus, würdig einer Zeit, wo die Scheiterhaufen der Inquisition und der Hexenrichter zum Lobe Gottes und der Gerechtigkeit brannten. — Daß Religion und Vernunft als Schwestern in einem Hause wohnen können, diese Möglichkeit wird Gotteslästerung geheißen; aber die Glaubenssatzungen früherer Jahr-

hunderte, welche doch auch Kinder ihrer Zeit waren, sie werden mit dem Zeichen der Unabänderlichkeit, Unverletzlichkeit und Heiligkeit gestempelt. Haben denn unsere Priester und Schriftgelehrten, die das thun, schon vergessen, daß Alles auf Erden, Religion und Glaubenslehren nicht ausgenommen, seine Zeiten, seine Stufen- und Wandeljahre hat, daß jeder Glaube seine Phönixperiode durchläuft, daß ihm das Princip der Beweglichkeit und der Vervollkommnung, kurz, des Lebens und Uebergangs zu schönerer Wiedergeburt, unzertrennlich und unaustilgbar innewohnt? Das Christenthum gehört dem Himmel und der Erde. In der Erde haften seine Wurzeln, während sein Stamm in den Aether aufstrebt und seine Blüthenkrone in den Himmel ragt. Auch das Christenthum fußt auf die Zerstörung einer schönen Vergangenheit. Denkt doch, Ihr Priester des alleinigen Gottes, an die Tempel in Hellas, Rom und Jerusalem — und fragt Euch, ob sie nicht schön und köstlich gewesen, diese Welten des alten Glaubens; und so wird auch die Zeit kommen, liege sie auch noch so fern, wo das Christenthum, nachdem seine irdische Form zerbrochen ist, in reinigenden Feuerflammen zur schöneren Wiedergeburt erstanden, neugestaltet und in größerer Herrlichkeit die Menschen erleuchtet, besser und glücklicher machen wird. — Seht, Das ist der Hieroglyphen, welche aus den himmelanstrebenden, wunderbar-erhabenen Baumsäulen und Tannenspitzen und Kreuzesblumen unserer Münster zu unserem inneren Sinn sprechen, rechte Deutung. Aber Ihr, Ihr seht nicht und wollt nicht sehen die Symbole von Leben und Bewegung an den Gebilden unserer Gotteshäuser; — Ihr seht nur todte, starre Massen, harten, kalten Stein.

Das war ein langes Vorwort zu einem kurzen Universum-Artikel. Lieber Leser, nimm mir's nicht übel.

Im Jahre 79 nach Christo, zur Regierungszeit des Kaisers Titus, war es, als jener Ausbruch des Vesuvs erfolgte, der, von Erdbeben begleitet, welche die italische Landfeste erschütterten, viele blühende Orte zerstörte oder unter Lava und Asche begrub, Tausenden von Menschen das Leben kostete und das gepriesene Campanien, das Eden Italiens, wo die Großen und Mächtigen Roms ihre Sommerpaläste und Prachtgärten hatten, größtentheils in eine unfruchtbare Einöde verwandelte. Zwei Städte ragten über den von der Katastrophe betroffenen hervor: Herculanum und Pompeji. Sie waren nach Capua und Neapolis die größten und reichsten Unteritaliens. Herculanum hatte eine Bevölkerung von mindestens 100,000 und die von Pompeji zählte über 40,000, als die Asche des Vesuvs beide Orte für siebenzehn Jahrhunderte mit ihrem Leichentuche bedeckte.

Pompeji war, wie die Genossin seines Schicksals, Herculanum, von Oskern gegründet, später von Hellenen bewohnt, die sich aus den großgriechischen Pflanzstädten im heutigen Sicilien während der häufigen Kriege und

bürgerlichen Unruhen massenhaft in Unteritalien ansiedelten, daselbst republikanische Gemeinwesen stifteten und hellenische Kultur in weiten Kreisen verbreiteten. Als das junge Rom zu Macht und Einfluß in ganz Italien gelangte, traten die griechischen freien Städte mit der größeren Republik in Bundesgenossenschaft, um sich gegen die Gelüste fremder Eroberung und Herrschaft zu schützen: allmählig wurde ihnen jedoch Roms Freundschaft so drückend und kostbar, daß man die Feindschaft als das kleinere Uebel wählte. In dem Kriege, den die Bundesgenossen gegen die Römer wagten, blieben diese Sieger und die Ueberwundenen mußten sich in's Joch der Unterthänigkeit fügen. Auch Pompeji traf dies Geschick. Der größte Theil der hellenischen Bevölkerung, deren angeborene Liebe zur Freiheit das neue Verhältniß unerträglich fand, verließ jedoch lieber das paradiesische Campanien und wanderte massenhaft nach Hellas und in die griechischen Kolonien Siciliens zurück. Dadurch sah sich Rom genöthigt, Land und Städte mit neuen Ansiedlern zu besetzen. Viele kamen aus Latium, denn bei dem Tausche war der Vortheil auf der Seite Campaniens; und dessen Städte blüheten, von Rom begünstigt und beschützt, nun rasch zu schöner Entfaltung auf. Pompeji erhielt die Freiheiten einer römischen Municipalstadt. Es hatte eine eigene Verwaltung und wurde durch den Handel reich. Daß der Vesuv Gefahr bringen könne, daran dachte man damals nicht; denn der Feuerberg hatte sich seit Jahrhunderten ganz harmlos bewiesen und an die leichten Rauchwölkchen, die kräuselnd seinem Krater zuweilen entstiegen, knüpfte sich keine Ahnung an die Möglichkeit einer Katastrophe, wie sie nach nicht langer Zeit verheerend hereinbrach. Unvorbereitet und urplötzlich erfolgte nämlich im Jahre 63 nach Chr., unter Nero's Schwertherrschaft, ein Ausbruch aus mehren Oeffnungen, der Herculanum zum dritten Theil in Trümmern legte und auch Pompeji theilweise zerstörte. Diese dem Wohlstande der Stadt geschlagene schwere Wunde war kaum geheilt, da brach die zweite, größere Katastrophe herein, welche wir erwähnt haben. Pompeji verschwand durch dieselbe von dem Angesicht der Erde. Spätere Ausbrüche gossen Lavaströme über die Aschendecke und wälzten vulkanische Schlammwogen über beide hin. Jede Spur der herrlichen Stadt war vergangen und im Laufe der folgenden Jahrhunderte, in deren Stürmen das Römerreich selbst zusammenstürzte, fremde Völker verwüstend und zerstörend die Länder durchtobten und alles römische Kulturleben niederstampften und vernichteten, erlosch selbst das Andenken an den Ort, wo Pompeji gestanden.

Und doch war die Decke, welche die Stadt verbarg, keineswegs so schwer, daß sie nicht hätte gelüftet werden können. Gar selten steigt nämlich ihre Dicke auf 15 Fuß, und als man im Jahre 1680 beim Graben eines Brunnens die ersten Spuren ihres Daseyns wieder auffand und verfolgte, fand man bei dem Abräumen des Gestrüpps, welches die Gegend überwucherte, an mehren Stellen noch Säulenkapitäler, Architrave und Friese von Tempeln und Theatern aus dem Boden ragen. Die ersten Ausgrabungen geschahen in den letzten Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts. Anfangs bekümmerte sich die Regierung nicht um dieselben und überließ sie der Privatspekulation, welche eben auch nur

auf's Geradewohl an Orten, wo sie lohnende Kunstbeute zu machen hoffte, ein Loch abteufte und ein Stück von einem Tempel oder Hause zugänglich machte, um Geld und Kunstsachen herauszunehmen. Da jeder Schürfer verpflichtet war, den verlassenen Bau wieder zuzufüllen und einzuebenen, so war damit für die Aufdeckung der Stadt selbst nichts gewonnen. Erst im Jahre 1721 entschloß sich die neapolitanische Regierung, angelockt durch kostbare Funde, die Konzessionen den Privaten zu entziehen und die Aufdeckung Pompeji's nach einem systematischen Plane für eigene Rechnung vornehmen zu lassen. Diese, obschon nicht ohne lange Unterbrechungen fortgesetzten, Arbeiten haben bis jetzt die kleinere Hälfte der alten Stadt an das Tageslicht gebracht. Weil die meisten Gebäude — bloß die hölzernen Dächer und die Plafonds verkohlten und stürzten ein — sich ziemlich vollständig erhalten haben, — denn die Steingewölbe haben dem Drucke der Schuttlast meistens widerstanden, — so bietet das wiedererstandene Pompeji mit seinen Marktplätzen, Straßen, Tempeln, öffentlichen und Privathäusern das überraschendste Bild einer altrömischen Stadt dar, und manche Straßen sind noch so frischen Ansehens, daß man vermeint, jeder Augenblick müsse den Zauber lösen, der auf dem antiken Leben ruht, und die Todtenstille sich in das Geräusch geschäftiger Menschen verwandeln.

„Lebt es in dem Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entfloh'ne zurück?
Griechen, Römer, o kommt, o seht! Das alte Pompeji
Findet sich wieder, auf's Neu' bauet sich Herkules Stadt.
Giebel an Giebel steigt, der räumige Portikus öffnet
Seine Hallen: o eilt, ihn zu beleben, herbei!"

Der Reisende, der Pompeji besehen will, nimmt in Portici einen Führer. Die Gegend der Ausgrabungen ist öd und traurig. Die haushohen Schutthaufen von Asche und Lava umwallen die alte Stadt wie die Halden großer Bergwerke. Hat man dieselben erstiegen, so führen schmale Pfade hinab in die ziemlich regelmäßigen schweigenden Gassen. Der erste äußere Eindruck ist keineswegs der erwartete: — man hat die Ruinen Roms und Pästums gesehen, ist vielleicht von Selinunt und Agrigent herüber gekommen und hat den riesigen Maßstab der griechischen Großstädte und des Imperatorensitzes mit hergetragen: in den ersten Gassen Pompeji's aber findet man weder die imponirenden Reste, welche an die Welteroberer erinnern, noch sonst etwas Außerordentliches, das den Charakter des großen Alterthums sehr hervorragend bezeichnet. Die Straßen sind nicht weit, ja oft so enge, daß zwei Wagen nicht einander ausweichen können. Fast alle Wohnhäuser sind klein und einstöckig, die Thüren niedrig, und sie erscheinen um so winziger, je fester der Begriff gewurzelt war, nichts Altrömisches könne anders als groß seyn. Offenbar haben diese Straßen Pompeji's so bescheidene Bewohner gehabt als unser Nürnberg oder Leipzig; man liest noch die Handwerksfirmen an den Thüren und Läden der Metzger, Bäcker, Sandalenmacher,

Schmiede, Krämer, Aerzte, Barbiere, der Bauhandwerker und der Gastwirthe, und unter 50 kleinen Wohnungen, die selten mehr als 30 Fuß Fronte haben, macht sich kaum ein größeres Gebäude bemerklich, entweder das Haus eines Reichen, oder die Lokalität eines Beamten der Gemeinde oder des Staats. Die gewöhnlichen Wohnhäuser scheinen alle nach einem Plane gebaut zu seyn, dem Bedürfniß bürgerlichen römischen Lebens streng sich anpassend und ihm entsprechend. Alle Zimmer sind auffallend klein, oft kaum 100 Quadratfuß groß; die Eleganz ihrer Verzierung aber deutet einen bürgerlichen Luxus und Wohlstand an, von dem die modernen Wohnungen unseres Handwerkerstandes gar keinen Begriff geben. Jedes Haus, sey es noch so klein, enthält zwei mit zierlichen Säulengängen eingefaßte Höfe; auf diese gehen die Fenster der Zimmer. Es scheint, die Alten haben ihr häusliches Leben den profanen Blicken so sorgfältig verborgen als es noch die südlichen Spanier, die Mauren und Türken thun. Die Frauen bewohnten die hinterste Hälfte des Hauses in anscheinend vollkommener Absperrung. Schlösser und Riegel schützen freilich nicht, wenn sich die Sitte nicht selbst beschützt, und dies ist niemals wahrer gewesen als zur Zeit, da der Aschenregen Pompeji begraben hat, denn alle damaligen Schriftsteller klagen über die Sittenverderbniß ihrer Zeit. — Von den Marktplätzen der Stadt sind vier mehr oder weniger vollständig aufgedeckt. Von einem Theil des Forum civile, des größten, gibt unser Bild eine getreue Ansicht. Es ist ein schöner, regelmäßiger, viereckiger Platz, an dessen einer Seite eine bedeckte mit Marmorplatten belegte Kolonnade für Spaziergänger hinlief. Vor den Zwischenräumen der jetzt meistens zerschlagenen und zerbrochenen Säulen sieht man noch die Postamente für die Bildsäulen berühmter Griechen und Römer, welche hier aufgestellt waren. Auf diesem Forum prangten auch die schönsten Tempel der Stadt: — das Pantheon, der Romulustempel, eine Basilica, ein Tempel der Venus und der große Tempel des Jupiter, an welchen ein Triumphbogen sich anschloß.

„Wohin führet der Bogen des Siegs? Erkennet ihr das Forum?
Was für Gestalten sind das auf dem curulischen Stuhl?
Traget, Liktoren, die Beile voran! Den Sessel besteige
Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn".
(Schiller.)

Schade, daß das Feuer so viel zerstört und die Kalcination des Marmors bald nach der Aufdeckung das Meiste einem schnellen Verfall hingegeben hat! — Ein zweiter Marktplatz, wegen seiner dreieckigen Form das Forum triangulare genannt, ist mit drei prächtigen, von dorischen Säulen getragenen Portiken umgeben und wird auf der Südseite durch die alte cyklopische Stadtmauer geschlossen. An dem dritten Markte, am Forum nundinarium, steht ein Theater und eine Kaserne, mit mehr als hundert kleinen Zimmern, in denen man noch 64 Skelette in voller Rüstung vorfand. Wahrscheinlich hatte ihr Befehlshaber in der allgemeinen Bestürzung vergessen, die Soldaten

abzurufen und sie starben auf ihrem Posten recht eigentlich als Opfer der eisernen römischen Disciplin. Im Ganzen mögen jetzt 20 Straßen vom Schutt befreit seyn; darunter mehre ihrer vollen Länge nach. Alle sind mit Lava sehr sorgfältig gepflastert und mit erhöheten Trottoiren an den Seiten für Fußgänger versehen. Auf allen Punkten, wo Straßen sich kreuzen, stehen Brunnen und Fontainen, alle mit zierlichen Ornamenten oder Bildwerken (Basreliefs), mehre auch mit einzelnen Statuen oder Gruppen geschmückt. Letztere befinden sich gegenwärtig im Museo borbonico, wo alle antiken Kunstsachen, die Beute der Aufdeckungen, bewahrt sind. Eine breite Straße führt durch das Thor von Herculanum nach der Gräberstadt, wo hunderte von Denkmälern bereits entblößt sind und noch mehre einer künftigen Ausgrabung harren.

Unendlich groß ist die Zahl der antiken Geräthe von Bronce und kostbaren Metallen, welche man in Pompeji vorfand. Die Katastrophe brach so unerwartet herein, daß die meisten Einwohner froh waren, das nackte Leben zu retten und die werthvollsten Dinge zurückließen. Doch so groß auch die Menge der Kunstwerke war (kein einziges Haus war leer von solchen und selbst die gemeinsten Thongefäße hatte die Kunst geschmückt), so selten wurden doch welche von hohem Werthe und eigentlicher Meisterhand aufgefunden. Schon damals war der Verfall der wahren Kunst weit fortgeschritten. Die pompejanischen Kunstgegenstände sind zum größten Theil mechanische Wiederholungen älterer Werke von Ruf, an denen weniger die schaffende als die geschickte Hand betheiligt war. Auch die Wandgemälde (jede Zimmerwand ist mit polychromen Bildwerken auf Kalk verziert) haben selten einen Anspruch auf höheren Kunstwerth, so nett und zierlich sie auch aussehen. Einen Hauptfund machte man durch die Aufdeckung einer Straße, die aus Magazinen von Gold- und Silberwaaren bestand und deshalb die Silberschmiedstraße genannt worden ist. Das Meiste ist, leider! von den Arbeitern verschleppt, und um die Entdeckung zu erschweren, zerschlagen und eingeschmolzen worden; das Herrlichste ist vielleicht auf diesem Wege zu Grunde gegangen: doch des Erhaltenen ist noch genug übrig, um einen Begriff von dem Luxus und dem Reichthume einer Stadt zu geben, die doch nur zu den größeren Landstädten zu rechnen war. Für uns ist namentlich die Kunstbildung ganz unbegreiflich, welche sich über alle Klassen der Einwohnerschaft erstreckte. Da ist nichts, an dessen Verzierung nicht die Kunst ihren Antheil gehabt hätte: das Gewicht und die Wage des Fleischers und die Lampe oder der Topf der armen Frau nicht minder wie der Kamm und Spiegel der vornehmen Matrone; das Wehrgehänge des Kriegers und der Halsring des Sklaven, wie das Silbergeräth auf der Tafel des reichen Mannes: — alle tragen die edelsten Formen an sich. Wenn Stettin oder Chemnitz nach zweitausend Jahren ausgegraben würde, wie jetzt Pompeji, welche Vorstellung würde man sich dann von der Kunstbildung dieser Städte nach den Funden zu machen haben! Könnte man nicht von einem Thor zum andern graben, ohne eine Schüssel oder eine Bronce zu finden, des Aufbewahrens werth? — Höchst anziehend ist auch der Besuch der Tempel mit den vollständig erhaltenen Ein-

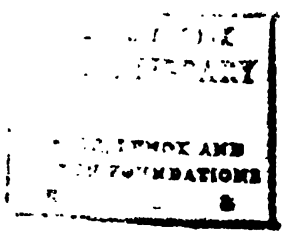
richtungen, mit den priesterlichen Wohnungen und den Läden, in welchen das Fleisch der geopferten Thiere verkauft wurde, mit den Wechsel- und Krambuden auch in den Höfen. Noch sind die steinernen Gestelle für die Tafeln vorhanden, auf welchen man die Waaren auslegte. Von nicht geringerem Interesse für die Kunde der Bühneneinrichtungen der Alten war die Aufdeckung des großen tragischen Theaters. Aus Tuffstein aufgeführt, und mit Marmorplatten bekleidet, konnte es 6000 Zuschauer auf seinen Sitzreihen fassen.

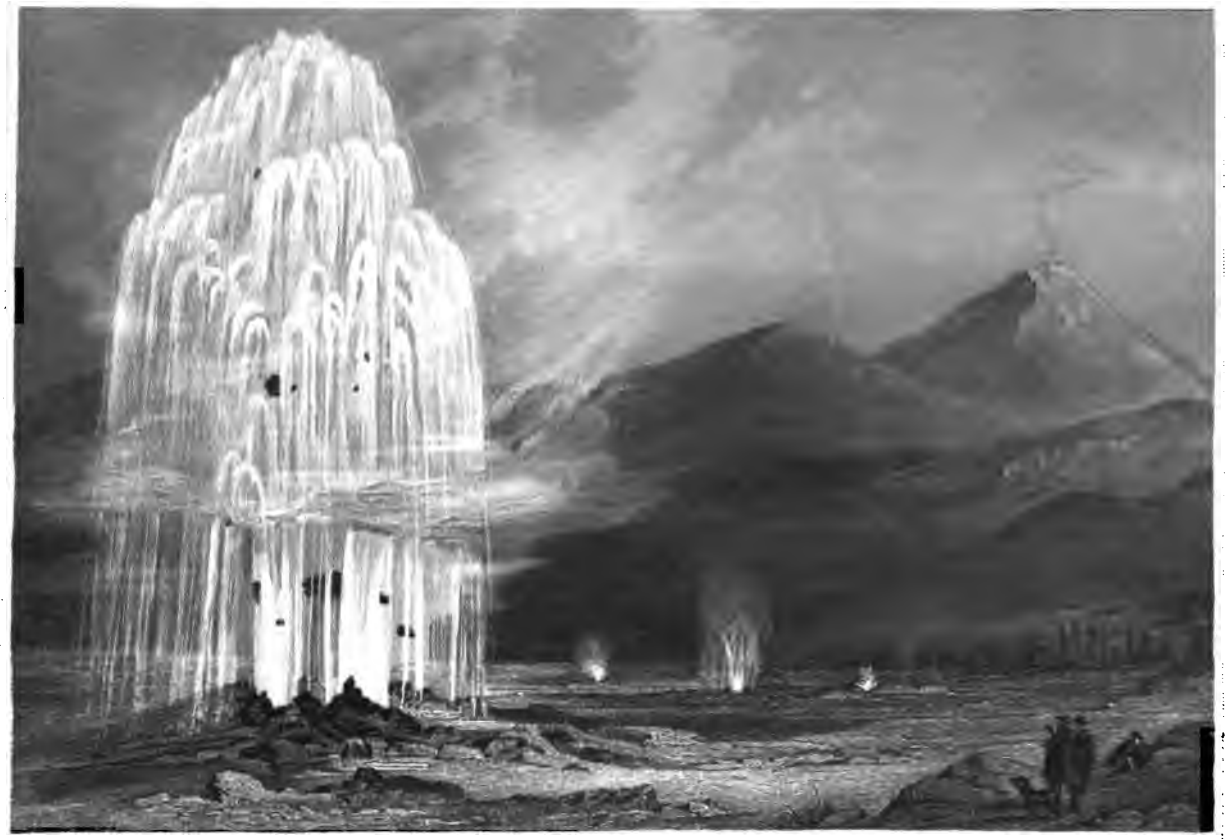
„Unter dem geräumigen Porticus stürzt' einst durch seine
Sieben Mündungen sich fluthend die Menge herein.
Mimen, wo bleibt ihr? hervor! Das bereitete Opfer vollende
Atreus Sohn, dem Orest folge der grausende Chor!"
(Schiller.)

Das Odeon mit dem prachtvollen Orchester aus pentelischem Marmor war mit dem Theater durch eine Gallerie verbunden und hatte für 1500 Zuhörer Raum. Auch ein Amphitheater für die Gladiatorenspiele besaß Pompeji. Wie das Colosseum Roms von ovalrunder Form mißt es in seiner größten Weite 430 Fuß. Es ist das imposanteste Gebäude der alten Stadt und seine herrlichen Verhältnisse erregten bei der Ausgrabung eben so sehr die Bewunderung, als der in seinem Raume verschwendete Kunstschmuck. Das Podium, auf welchem die Sitzreihen der Zuschauer über die Arena sich erhoben, war mit den schönsten Gemälden in den frischesten Farben bedeckt; aber, der Luft ausgesetzt, verschwanden sie schon nach wenigen Jahren. — Eine Art Börse, ein Bazar und ein Handelsgericht waren im Chalcidium vereinigt. In dem Hofe, der mit einer Kolonnade schöner Marmorsäulen korinthischer Ordnung umgeben war, befanden sich die Verkaufsgewölbe, in welchen die Tafeln stehen, welche zum Auslegen der Waaren dienten. Bei der Ausgrabung fand man noch die Schränke in den Wänden; noch waren an den Pfeilern und Säulen Plakate und Anzeigen angeschlagen; noch lagen Gold- und Silbermünzen auf den Tafeln, die vielleicht in dem Moment aufgezählt worden waren, als die Katastrophe hereinbrach. Die Schlüsselbunde zu den Waarenbehältern, die Haken zum Fortbewegen der Ballen, die Wagen und Gewichte waren noch jedes an seinem Orte. Gold- und Silbermünzen fand man in Menge in den Lokalen der Wechsler aufgespeichert und in einer Getreide- und Getränkehalle waren die mit den Bildnissen der Kaiser gestempelten öffentlichen Getreide-, Wein- und Oelgemäße verwahrt. — Unter den neueren Ausgrabungen zeichnen sich die der Bäder aus, welche sich in dem südlichsten Stadttheil in einer Straße befanden, welche darum die Thermenstraße genannt worden ist. Es fand sich Alles noch vor, wie es bei der Verschüttung verlassen worden war; in manchen Badezellen waren die Hähne geöffnet, man fand Reste und Ornamente von den Kleidern der Badenden, in einer Marmorwanne sogar ein weibliches Gerippe. Alle Gemächer waren

auf das Heiterſte mit Stukkaturarbeit, Basreliefs und Freskomalereien, Bronze- und Marmorſtatuen geſchmückt, die Fußböden moſaikartig mit bunten Marmortäfelchen belegt. Ein Ofen heizte die ganze Anſtalt; bronzene Röhren leiteten das warme und kalte Waſſer nach den Zimmern. — Welch' ein reges, thätiges und üppiges Leben überhaupt in Pompeji herrſchte, das findet ſich auch in dem Umſtand angedeutet, daß in den Hauptſtraßen alle Parterregeſchoſſe nach der Straße zu bloß aus Waarengewölben beſtehen, oder in Hallen ausgehen, welche die Beſtimmungen unſerer Gaſt- und Kaffeehäuſer erfüllten. Man fand die Gläſer und Flaſchen noch auf den Marmortiſchen, und in einem großen Saale eine mit bemalten Schüſſeln und reichverziertem Silbergeſchirr beſetzte Tafel, von der die Gäſte vielleicht in dem Augenblick geflohen waren, als zur Mahlzeit geläutet wurde; denn eine ſilberne Handglocke lag auf dem oberen Tafelende. — Einige Gewerbe müſſen in Pompeji eine Stätte ihrer Blüthe gehabt haben; denn manches große Gebäude trägt die Firma einer Fabrik oder Manufaktur über der Pforte. Sogar die modernſte Erſcheinung unſerer Induſtrie, eine große Brodfabrik, gab es in Pompeji, um die Bevölkerung mit gutem und wohlfeilem Brod zu verſorgen. — Außerhalb der Thore der alten Stadt hat man von Zeit zu Zeit ebenfalls Ausgrabungen vorgenommen, welche ſich oft reichlich lohnten. 1764 wurde die Villa des Cicero aufgefunden; nachdem man die vorhandenen Kunſtgegenſtände fortgebracht hatte, ſchüttete man ſie wieder zu. Schöner noch und viel größer war die Villa des Arrius Diomedes mit weitläufigen Anlagen, mit Grotten, Bädern, Tempeln: nach Ausräumen der Kunſtwerke wurde auch ſie wieder der Verſchüttung und Verwüſtung überlaſſen. Oft ſchon hat die gebildete Welt über die Nachläſſigkeit und Mißverwaltung bei den Ausgrabungen Klage erhoben und Wünſche ausgeſprochen; aber ſelten wurde ihnen Aufmerkſamkeit geſchenkt; ſie verhallten in den Wind. —

Grab biſt du, Pompeji, der eignen Gräber geworden,
Sechzehn Jahrhunderte lang ruhte vergeſſen die Stadt;
Doch nicht berührte die Zeit das Bewahrte. Mütterlich
Sorgſam, getreu hütet' ihr redlicher Schooß!
Wie es geordnet geweſen, ſo fanden die Menſchen es wieder;
Wie die vergangene war, fand es die jetzige Welt. —
Aber die Finder vergalten mit plumpen Händen die Pflege,
Roh ſie die Aſche zerſtreu'n, welche der Urne vertraut.





DER GROSSE GEYSER AM HEKLA

Aus d.Kunstarch. d.Bibl. Institut in Hildburghausen

Eigenthum d. Verlegers

DCCLX. Der große Geyser in Island.

Wir treten aus dem düstern Grabe einer Stadt, um die herrlichste Fontaine der Erde zu betrachten. Welcher Gegensatz! Und doch sind beide Kinder derselben Mutter. Dieselben Kräfte, welche das Eine machten, schufen auch das Andere.

Ohne die vulkanische Thätigkeit in seinem Innern würde Island längst nicht mehr bewohnbar seyn. Dort heizt ein unermeßlicher Feuerherd die Erdkruste und die meisten Quellen sind daher mehr oder weniger warm. Es ist dies von Vortheil für die Bewohner dieses dem Polarkreise nahen Landes. Viele Brunnen sprudeln kochend aus der Erde, viele bilden intermittirende Fontainen. Diese heißen Geyser; sie sind die merkwürdigste Eigenthümlichkeit Islands.

In der Umgebung des Hekla kommen die meisten Geyser vor. Man kennt dort eine Gegend, in welcher, auf dem Raum einer Geviertmeile, sich über 50 vorfinden.

Der große Geyser, das Erstaunen aller Reisenden, die ihn gesehen, befindet sich in einer Ebene in einer schüsselförmigen, sanftgeneigten Vertiefung, in deren Mitte ein rundes Loch, einem Schacht ähnlich, von 10 Fuß Durchmesser senkrecht hinab geht. Wenn der Geyser nicht springt, steht das Wasser etwa 90 Fuß tief in seinem Schachte.

Kein Maler vermag das glänzende und große Schauspiel genügend wiederzugeben, welches die Natur dem Beobachter hier vorführt, und keine Worte haben die Macht, nur annähernd den Eindruck hervorzubringen, welchen die unmittelbare Anschauung verursacht.

Denke dir, Leser, du ständest in Erwartung des periodisch wiederkehrenden Ausbruchs etwa 50 Schritte vom Rande der Oeffnung. Dein Führer sagt dir, daß du sicher stehst; also kann dir auch keine Angst den Genuß verkümmern. Zuerst hörst du ein Gepolter in der Tiefe und ein Ziſchen; ein Heraufrauſchen des Waſſers im Schachte, und ein Wiederhinabfallen; Dampfwolken, erst dünn und schwach, dann dichter, siehst du aus der Oeffnung steigen, der Boden zittert und du merkst den Krampf in dem Leib der Erde. Mit jedem Augenblick steigt die Gewalt und Anstrengung und wird die Spannung heftiger. Es folgen Detonationen und stärkere Erschütterungen, du fühlst ein beständiges Zittern unter den Füßen, siehst blendendweiße Dämpfe, wie sie bei einem großen Brande aus dem Flammenherde steigen, wenn er mit Wasser übergossen wird, empor wirbeln, kreißeln, sich weit ausbreiten und in den Lüften verschwimmen: — noch wenige Sekunden, da öffnet sich der Erde Lippe und mit fürchterlicher Gewalt schießt ein

10 Fuß dicker, kochender Wasserstrahl 90 bis 100 Fuß hoch in die Luft, indem er zugleich große Felsstücke herausschleudert, mit denen er spielt, wie ein Knabe mit dem leichten Ball. In allen Regenbogenfarben glänzen und schillern die Dampfwolken im Sonnenstrahl. Das dauert ein paar Minuten, bis die Gewalt die Wassergarbe zu tragen versagt. Sie sinkt dann zurück, verbirgt sich einen Augenblick im Schacht; doch nur um im nächsten wieder empor geschleudert zu werden. Dies prächtige Spiel wiederholt sich so lange, bis die Kraft ermüdet und ungenügend ist, die Wassermasse auszustoßen. Allmählig hört dann auch das Zittern der Erde auf. Die unterirdischen Mächte ruhen aus, um neue Kräfte zu einem neuen Ausbruch zu sammeln.

DCCLXI. Hohen-Salzburg.

Welch' eine reizende Natur, diese Salzburger Gegend; so lieblich, so anmuthig und so groß! Es müßte ein Paradies seyn, und daß die Menschen keines daraus gemacht haben, ist ihre Schuld allein. Weshalb diese Gürtel von Thürmen und Bastionen mit den Mordwerkzeugen des Kriegs an einem Ort, wo die Herrlichkeit der Schöpfung den Frieden predigt, wo, statt des wüsten Waffenlärms, nichts gehört werden sollte, als das majestätische Brausen der Wälder, und von keinen andern Stürmen die Rede seyn dürfte, als von denen, welche die Lüfte reinigen und die Wolken über die Berge jagen. Deinem entzückten Auge sollte da droben nichts begegnen, als die erhabenen Riesengestalten der Alpen mit den grünen und sonnigen Thälern und den lachenden Orten und Menschen; doch statt dessen siehst du finstere Thore und feuchtes, häßliches Gemäuer, es zeigt dir der Führer alte Zeughäuser und Rumpelkammern mit neuen Gefängnißzellen, einen „Giftthurm" und ein „Schlangenrondel", eine Torturkammer mit der Stube, wo das hochnothpeinliche Halsgericht gesessen hat, unterirdische niederige Verließe, der Molche und Kröten Wohnung, und er quält dich mit den Schauerlegenden, die in dem Kastell gespielt haben seit den Zeiten der Römer und Hunnen. Das Einzige, was dich auf Hohen-Salzburg erheitern mag, ist die Uhr mit dem Orgelwerke, welches alle Monate den armen Gefangenen eine andere lustige Weise vorspielt. Mozart's Vater hat's eingerichtet. Gott hab' ihn selig!

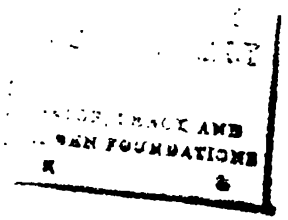
HOHEN = SALZBURG

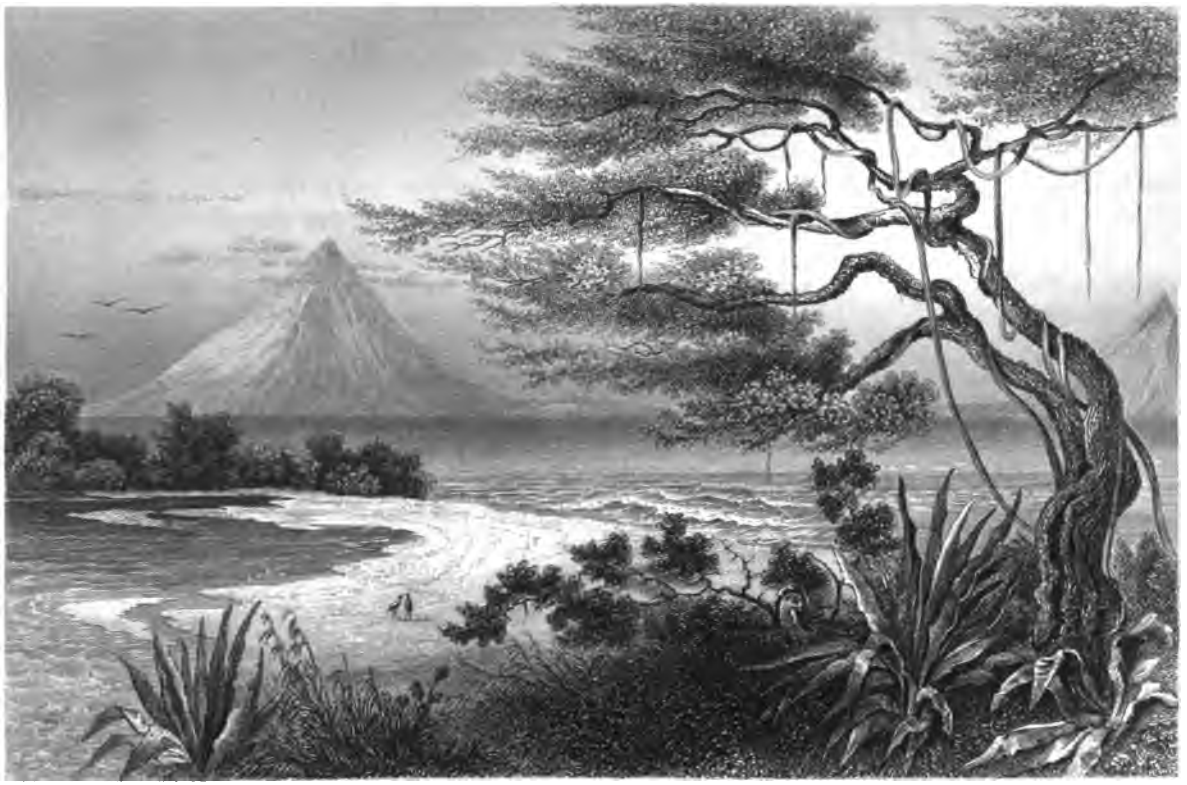
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildburghsn.

Eigenthum d. Verlegers

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS


AND
FOUNDATIONS



Am der MÜNDUNG des RIO DE LAS LAJAS

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers.

DCCLXII. Der See Nicaragua

an der Mündung des Las Lajas.

Wie der Adler auf seinem Sonnenfluge beherrscht der Geist der Menschheit die Dinge auf dieser Erde. Er ist ein stolzer Geist. Sein Glanzlicht erfüllt eine Welt, welche, ehe der Hauch Gottes den Menschen in's Daseyn rief, geistige Nacht bedeckt hat. Auf der irdischen Leiter des Erschaffenen die oberste Sprosse einnehmend, ist es kaum zu verwundern, wenn zuweilen Schwindel ihn ergreift und er wähnt, er sitze, als der Liebling Gottes, zu seiner Rechten und theile mit ihm die Macht und die Herrlichkeit. Ueberhebung macht ihn allemal lächerlich und er schneidet dann wohl gar wunderliche Fratzen.

Unbestritten ist es der deutsche Geist, welcher im Menschheitsleben jetzt die große Rolle spielt. Er ist's vorzugsweise, welcher auf die Elemente der Zukunft in beiden Hemisphären bestimmend wirkt. Vom Ural bis zu den Säulen des Hercules, vom Nordkap bis zu Kaliforniens goldenem Thor herrscht entweder germanisches Wesen unmittelbar, oder übt es überwiegenden Einfluß. Es verliert diese Thatsache nichts an ihrem Gewicht dadurch, daß der Deutsche in seinem eigenen Lande, das einst das Reich der Mitte gewesen, so tief gesunken ist, daß dem Löwen die Hasen an der Mähne zausen, und er den Diener macht von Allen, die seine Dienste anrufen, auch wenn es Söldner-, Schreiber-, Kutscher- und Mägdedienste wären. Als Engländer aber beherrscht er die Meere, ihre Eilande, ein Viertel der Landfeste der Erde; er prägt zwei hundert Millionen Menschen den Stempel seiner Verfassung, seiner Geschichte und seines Lebens auf; als Holländer zähmt er kühn die Wuth des Oceans, pumpt er Seen aus, legt weite Sümpfe trocken, und behauptet mit wunderbarer Beharrlichkeit seine Botmäßigkeit in fernen Zonen; als Däne und Schwede hat er die Civilisation in den starren Norden und das Christenthum in die Länder des ewigen Eises getragen, und als Nordamerikaner — als der Bruder Jonathan — hat er die große Aufgabe zu lösen, in jener westlichen Erdhälfte, über welche gleichsam der Geist des Schöpfers noch schwebend brütet, und wo ein verworrenes, trübes, unklares Gemenge zahlloser Ur-Völker sein Wesen treibt, Organisationen hervorzurufen, die das Angesicht des Welttheils gänzlich umgestalten. Und nicht nur dieses Welttheils allein: auch auf die Umwandlung der Verhältnisse in der alten Welt wird Amerika wirken, und in der Solution der amerikanischen Verhältnisse werden sich recht eigentlich die Krystallisationen jenes germanischen Allreichs bilden, dessen Möglichkeit nicht mehr in das Reich der Träume gehört.

Alle Grundelemente des deutschen Wesens sind in Nordamerika zur vollsten Geltung gekommen. Dort ist's, wo ein Zustand vollkommener Freiheit, Gleichheit und Unabhängigkeit innerhalb der Schranken derjenigen Gesetze, welche in die Herzen aller Menschen gegraben sind, in dem menschlichen Verein, Volk genannt, sich Anerkennung verschafft hat; dort ist's, wo jedes Glied im Staate dem andern gleich ist von Grund aus, wo der Größte dem Kleinsten an Rechten in keiner Weise überlegen ist, wo Gewalt und Jurisdiktion, wie Recht und Pflicht, überall wechselseitig und sich einander bedingend, erscheinen. In Amerika ist's, wo Jeder seine rechtlichen Handlungen ordnen darf nach eigenem Wohlgefallen, und unkontrollirt und ohne Bevormundung und Einmischung der Staatsgewalt, über Leib, Leben, Besitz und Eigenthum und all' sein Thun nach eigener Willkür verfügen darf; dort ist's, wo unabhängig ein Jeglicher und Jeder sein eigener Herr ist, wo der Bürger sich wie ein König fühlt, keine Autorität über sich erkennend, die ihn meistern oder richten könnte, es sey denn das selbst gegebene Gesetz. Das germanische Leben hat sich in Amerika jene wunderbare Verfassung aufgebaut, die kühn und keck die Worte „besser hundertfacher Mißbrauch der Freiheit, als ihr eine einzige Schranke" — zum Motto sich genommen: und unter dieser Verfassung hat es sich gezeigt, welcher Entwickelung der freie Mensch fähig ist und was die Zukunft der Welt von dort erwarten mag. Herrschaft über den ganzen Kontinent ist des Amerikaners offen erklärtes Streben; an diese Herrschaft aber knüpft sich der Untergang der romanischen Raçe unvermeidlich, sofern sie unfähig bleibt, sich der germanischen zu assimiliren und in ihr aufzugehen. Schon verfügt die große Republik über Mexiko und über die Brücke, welche die nördliche mit der südlichen Hälfte des Welttheils verknüpft, so entschieden wie England über die Scheinkönige Indiens verfügt; — die nordamerikanischen Gesandten und Generalkonsuln spielen die Rollen wie sie römische Prätoren einst bei den Bundesgenossen spielten, und überall bereitet sich die Einverleibung vor, welche, rechtzeitig, wie eine reife Frucht, den Yankees in den Schooß fallen wird. Mit einer Voraussicht, mit einer klugen und kühnen Berechnung künftiger Verhältnisse, die dem Amerikaner so eigen ist und einen Grundzug seines Charakters ausmacht, entwirft er Straßen, Kanäle, Eisenbahnen durch die noch anscheinend unabhängigen Nachbarstaaten und wagt sein Kapital an deren Ausführung. So hat er die Verbindung seiner Großstädte mit Mexiko durch eine Eisenstraße angeregt, so läßt er in Centralamerika und bis nach Neugranada hinab, auf dem ganzen Isthmus die Uebergänge für eine zweite und dritte Eisenstraße und zu einem Kanal für Schiffe erster Größe zur Verbindung beider Meere vermessen; so füllen schon die Diskussionen über die Anlagen von Häfen und Emporien in jenen fremden Ländern die Spalten seiner Journale, und die Frage der Oertlichkeit für die Gründung einer Hauptstadt, welche das der Welt seyn und werden soll, was London, Paris und New-York für ihre respektiven Geschäftskreise geworden sind, ist in Erörterung und beschäftigt alle Köpfe dieses praktischen Volkes.

Daß eine solche Hauptstadt, an der Wasserverbindung der beiden Oceane gelegen, die Pforte des künftigen Weltverkehrs seyn müsse, darüber ist man einig, und fast eben so bestimmt ist der Theil der Frage gelöst, wo die Grabung des Kanals am praktikabelsten sey, nachdem alle bis jetzt durch Nivellements geprüften Passagen über den Isthmus die Unmöglichkeit herausgestellt haben, eine andere Linie einzuschlagen, als jene, welche schon Humboldt als die einzig ausführbare anerkannte, nämlich die über den Nicaraguasee mittelst der Kanalisirung und Korrektion der beiden Flüsse Rio de las Lajas und des St. Juan. — Die Mündung des Las Lajas — dargestellt in unserem trefflichen Stich nach einer von Julius Fröbel für dies Werk im Jahre 1854 aufgenommenen Zeichnung, — ist von vielen Stimmen als der Ort bezeichnet worden, auf welchem die Weltstadt der Zukunft, die Vermittlerin des Verkehrs zwischen den beiden großen Oceanen und den östlichen und westlichen Ländern, prangen soll. An diesem jetzt noch öden Strand wird man einst den Mittelpunkt des Welthandels und den Sitz aller der Macht suchen, die sich daran und an den Besitz der unermeßlichen Reichthümer knüpft, welche sich daselbst versammeln werden. London mit seinen drei Millionen Einwohnern wird dann vielleicht in zweiter Linie erscheinen, seine Fürsten des Geldes werden in Schatten treten gegen die Kröfuse der neuen Roma, welche das Menschenmeer Japans und China's und die ganze Inselwelt des stillen Meers in das Bereich ihres Lebens ziehen wird. Die unermeßlichen Silberschätze, welche seit so vielen Jahrhunderten aus Europa und allen anderen Welttheilen in das Reich der Mitte geflossen sind, um dort im Dunkel der geheimen Behälte vor der Habgier der Mandarine zu verschwinden, werden dann vielleicht zur Rückströmung gelangen und in den Banken am Las Lagas sich entleeren. Es ist erwiesen, daß der chinesische Handel seit drei Jahrhunderten über 30,000 Millionen Gulden Silber aus Europa an sich gezogen hat, von denen, außer den wenigen Millionen, welche der Opiumkrieg nach England führte, nie etwas zurück kam. Noch gegenwärtig gehen für 150 Millionen Gulden Silber jährlich zur Ausgleichung der Handelsbilanz aus Europa nach China. Es ist Thatsache, daß jenes Reich die gegenwärtige Silberproduktion aller Bergwerke der Erde ganz verschlingt, so daß sich der Silbervorrath in der übrigen Welt mit jedem Jahr fühlbarer vermindert.

Es mag jene Zeit noch eine fern gerückte seyn; aber der Zeiger der Weltuhr hat jetzt gar schnellen Umgang und ein Volk, wie die Amerikaner, denen zunächst die Verwirklichung des großen Gedankens zufällt, rechnet nicht nach Jahrtausenden in einer Periode, in welcher der Gedanke schneller von Volk zu Volk fliegt als der Strahl des Lichts, und der Dampf die Menschen geschwinder zu einander führt, als das geflügelte Gespann die alten Götter. Vielleicht schon in einem oder in zwei Jahrhunderten schaut ein Mastenwald über Kayen von Marmorquadern auf diesem Strande, ragen die Kuppeln und Thürme der Tempel aller Kulten, die Portiken und Säulenhallen von Forum, Akademie und Theater, von Palästen und Gerichtshöfen, von Banken und Börsen hier über ein unübersehliches Häusermeer. Dann

wird Europa, das stolze, wie eine untergehende Sonne am äußersten Rande des Oceans schimmern; viele seiner Reiche werden der Vergangenheit angehören; manche Geschlechter seiner Kronenträger werden, wie die meisten asiatischen, nur noch in den Büchern der Geschichte eingezeichnet stehen neben ihren guten und bösen Thaten, oder in den genealogischen Registern begraben seyn, um dem Geschichtsforscher oder Alterthümler noch einiges Interesse einzuflößen, bis auch dieses erlöscht. Des mütterlichen Europa's aber wird die neue Welt immer in Ehrfurcht und Liebe eben so gedenken, wie wir der hellenischen Vorwelt, der Mutter unserer Kultur. Beständig werden es die Schätze der germanischen Bildung seyn, welche Amerika's Theilnahme fesseln werden, denn nie wird es vergessen können, von wo seine eigene Geistesentwickelung ausging, wo die Quellen seiner Sprache, seiner Kunst, seiner Wissenschaft, seiner Religion, seiner Verfassung, seiner Gesetze, seiner Freiheit, kurz aller Elemente seiner Bildung und seiner Wohlfahrt zu suchen sind. Dann wird man aus Amerika nach England und Deutschland wallfahrten wie wir jetzt nach Hellas und Italien pilgern; und die Humanität, zur Zeit noch ein Wiegenkind in der Neuen Welt, dann aber groß geworden und auf den Thron gehoben, wird noch nach Jahrtausenden so gewiß Nahrung an Europa's Brüsten saugen, wie die unsrige sich an Hellas unversieglichem Born beständig erfrischt und kräftigt.

Wie der Calabrese von Neapel und Campanien glaubt, sie seyen ein Stück des Paradieses, das Engel hergetragen, — so nennt Mittelamerika das Bassin von Nicaragua sein gelobtes Land, und nimmt, wie jener, die Heimath der Erdbeben und Vulkane mit in den Kauf. Ueberschwängliche Fruchtbarkeit ist die Mitgift des vom unterirdischen Feuer erwärmten Bodens überall, wo nicht die plutonischen Gewalten denselben zerrüttet und verwüstet, oder ihn mit Asche und Lava überdeckt und der Vegetation auf lange Zeit unzugänglich gemacht haben. Den Mittelpunkt dieser Landschaft füllt das prächtige Wasserbecken des Nicaraguasees mit seinen romantischen Inselgruppen aus. In dasselbe ergießen sich von den umliegenden Gebirgen mehr als hundert größere und kleinere Gewässer, die in dem St. Juan ihren Abfluß zum atlantischen Ocean finden. Der See ist das Auge und die Seele des Landes. Heiß, dürr, unfruchtbar und ungesund ist das Klima in dem vulkanischen Gebirge; an den Seeufern herrscht aber tropische Fruchtbarkeit, weht eine milde, gesunde Luft. An den südlichen Gestaden sieht man die Ueberreste der alten spanischen Kultur, die Haciendas, die weitläufigen Missionen, die Ruinen der Forts und die verfallenen Städte in maurischem Baustyl; aber daneben blinken die wohlerhaltenen Farms, die Baumwollen-, Indigo- und Zuckerpflanzungen amerikanischer, englischer und deutscher Ansiedler, neuangelegte heitere Städte, die Stationen der Dampfschiff-Linien mit ihren Magazinen und Docks und die modernen Wohnhäuser und Villas europäischer und amerikani-

scher Konsuln und Kaufleute. Scheu und in weiter Entfernung verstecken sich unter dunkelblättrigen Platanen-Gruppen die niedrigen Hütten der Indianer, der hier wie überall bei Seite gedrängten eingeborenen Herren des Landes. Ihre hohen Götzenbilder stehen einsam in den Palmenhainen am Ufer oder auf den neblichen Inseln des Sees, verspottet und verachtet selbst von den Enkeln Derer, die sie aufgerichtet haben.

Von der Costa Rica bis zum Isthmus von Tehuantepek wimmelt das Land von jüngeren Vulkan-Kegeln und Kratern. Stephens hat deren über 200 gezählt, welche sich sämmtlich auf einem schmalen Strich Landes an einander reihen, welcher nicht über die Mitte des Sees von Nicaragua hinausgeht. Die höchsten messen 11,400 Fuß. Zehn oder zwölf sind noch in Thätigkeit, zum zeitweiligen Schrecken der Umwohnenden; neue sind sogar entstanden seit Menschengedenken; so der Jorillo, der sich in einer Nacht des Jahres 1779 aus einer blühenden Hacienda zu einem Berge von 2000 Fuß Höhe emporwühlte und dessen Taufpathen noch leben und davon erzählen. Es ist nämlich ein von der heidnischen Zeit herübergebrachter Kultus, die jungen Prinzen aus dem hohen Haus der Vulkane mit allen kirchlichen Ehren zu taufen und mit Verleihung eines christlichen Namens, Segenssprechung und mit Errichtung des Kreuzes auf seinem Scheitel die Geister zu bannen, welche ihm innewohnen. Der Bischof von Leon macht den Oberceremonienmeister bei einer solchen Hof-Feierlichkeit.

Erdbeben sind in Nicaragua etwas Alltägliches. Von der Bildung eines offenen Kraters in der Ebene von Leon war der amerikanische Reisende Squire selbst Zeuge. Sieben Tage vergingen unter den heftigen Geburtswehen, welche die ganze Gegend bis 20 Meilen weit erzittern machten und nächtlich erleuchteten. Am achten Tage schien das junge Ungethüm zahm geworden zu seyn und zeigte sich in unfläthiger Form eines umgestürzten Kessels, mit einem Loch im Boden, als ein breiter Aschen-, Stein- und Lava-Wall in Mitten der reizenden Landschaft eingebettet. Zeitweilige wiederholte Ausbrüche thürmten die Ränder höher und höher auf und ein Jahr später fand ihn Squire schon zu einem stattlichen Lümmel herangewachsen, mit junger, wenn auch noch kümmerlicher Vegetation auf den unteren Aschenschichten und gemächlich eine leichte Rauchwolke emporwirbelnd. Selbst unter der Oberfläche des Sees leben und wühlen die Geister der unterirdischen Gluthen fort und fort. Häufig werden bei heiterem stillen Wetter so heftige Erregungen im See wahrgenommen, daß er wie im Sturme Wellen schlägt und ungestüm über seine Ufer tritt. Inseln tauchen dann, wie Wassernixen, auf die Oberfläche und verschwinden wieder; Haufen todter Fische treiben umher und Alles verräth einen Ausbruch im tiefen Grunde des Sees. Die interessantesten Denkzeichen dieser Art sind die jetzt ruhenden Inselvulkane Ometepec und Madeira, welche der Mündung des Las Lajas gegenüber sich 4 — 5000 Fuß über dem Spiegel des Sees in schlanker Kegelform erheben. Unser Bild präsentirt einen dieser schlummernden Feuerberge vom Ufer aus gesehen. Unheimlicher Weise zeigen sie eine auffallend höhere Temperatur, als ihre Umgebung. Wärmer als die Atmosphäre, ist ihr Haupt gewöhnlich mit

Dünsten umschleiert, und nur bei heftigem Windzug ist man im Stande, die Spitze zu sehen. Die Insel selbst strotzt von der üppigsten Vegetation. Sie wird von vereinzelten Indianerfamilien bewohnt, welche von Raub, Jagd und Fischfang leben. Zu vorspanischer Zeit scheint Ometepec eine Art Nekropolis des Landes gewesen zu seyn, den vielen Götzenbildern, Grabgefäßen, Monumenten und Schmuckgegenständen nach zu urtheilen, welche dort versunken und verschüttet liegen. Jetzt noch halten die Ureinwohner die Insel für einen geheiligten Ort und bis zu Anfang dieses Jahrhunderts stand auf einer abgelegenen hohen Felsspitze ein Altar, um den sie sich heimlich in der Nacht versammelten und ihre Ceremonien vollzogen. Von den christlichen Priestern entdeckt, wurde er zerstört, und an seiner Stelle ein Kreuz aufgerichtet.

Ueber die Herkunft der Bewohner des Landes schwebt ein dichtes Dunkel, zu dessen Aufhellung die dürftigen Forschungen der Archäologen wenig beigetragen haben. Aus dem, was von Zeichen der alten Kultur noch übrig ist, läßt sich mit Gewißheit entnehmen, daß einst in Nicaragua dieselbe Gesittung blühte, welche uns an den alten Mexikanern in Erstaunen setzt. Als die Spanier in das Land kamen, suchten sie die armen Eingeborenen mit Feuer und Schwert heim, zwangen sie zur Arbeit in den Bergwerken oder auf den Haciendas oder vertrieben sie in die Wälder. Das andauernde System der Unterdrückung und der Aussaugung durch weltliche Beamte brachte die Niederlassungen herab; die Küstenstriche verödeten, die Häfen wurden unsicher durch die auf beiden Meeren umherschwärmenden Piraten, der Handel hörte auf, der Anbau des schönen Landes erlag und ein bigottes, demoralisirendes Pfaffen-Regiment richtete Volk und Land auf lange hinaus zu Grunde. Nach dem Untergang der spanischen Herrschaft blieben zwei sich befeindende politische Elemente zurück: die Priesterschaft mit ihrem mächtigen Einfluß auf das Volk und die großen Grundbesitzer, denen ein kleines, aber kühnes und thatkräftiges Häuflein von Patrioten gegenüberstand, welche der europäischen und nordamerikanischen Entwickelung nachstrebten. Mit wechselndem Glück haben sich diese Parteien nicht nur, sondern auch die Nachbarstaaten untereinander befehdet, dazwischen hat die beiderseitige Appellation an die wilden und halbwilden Indianerstämme einen Racenkrieg eingeflochten; europäische und nordamerikanische Diplomatie haben unter der Decke mitgespielt und so der Welt das häßliche Schauspiel der ärgsten Verwirrung von Revolutionen, Anarchie und Blutscenen aufgeführt, welche je über ein Land gekommen sind. Nicaragua theilte das damalige Schicksal aller centralamerikanischen Republiken, in denen zu gleicher Zeit und aus gleichen Ursachen die Zersetzung der spanischen Race vor sich ging. Erst nach völliger Entkräftung aller streitenden nationalen Parteien traten zwei neue Faktoren, einerlei Ursprungs, in offenen Kampf um die Herrschaft des Landes auf: England und die Vereinigten Staaten.

— Und der Preis dieser Rivalität war kein kleiner. Die Frage, derentwegen Columbus Amerika entdecken mußte, welche Magellan um das Horn führte und Cortez in das Herz von Mexiko trieb, die Frage

eines direkten Seewegs nach dem Osten harrt schon seit 300 Jahren einer Lösung. Alle seefahrenden Nationen haben ihrer Zeit erkannt, daß die Verbindung des atlantischen mit dem stillen Oceane Demjenigen die Herrschaft über das Meer verleiht, der den Schlüssel zu diesem Wasserthor hütet und Alle haben mit Argwohn und Begierde den Moment bewacht, der die Ausführung des Unternehmens begünstigen könnte. Anfangs die Eifersucht der Spanier, dann die andauernden Wogen der Revolution und Unsicherheit der Zustände haben so lange alle Erwartungen und alle Bemühungen vereitelt. Erst unsere Zeit hat Hand an's große Werk gelegt und scheint die so lange auf der Tagesordnung des Weltverkehrs stehende Frage lösen zu wollen.

Im Jahre 1845 faßten die Engländer zuerst festen Fuß an der Muskitoküste, stellten unter den armen halbnackten Karaiben einen Scheinkönig auf und organisirten in dessen Namen eine staatliche Macht. Es war nun ein Leichtes, zu einer Zeit, wo Niemand wußte, wer in Nicaragua Regent und wer Regierter war, Ansprüche auf Gebietserweiterungen durchzusetzen und einen Theil des Nachbarstaates, das linke Ufer des San Juan und die daran gelegene Stadt und den Hafen gewaltsam zu occupiren; einen ähnlichen Handstreich verübten sie gleichzeitig unter anderer Firma an der Tiger-Insel in der Fonseca-Bay des stillen Meeres. England glaubte damit den Aus- und Eingangspunkt der einzigen ausführbaren Kanallinie in Händen zu haben. Das ohnmächtige Nicaragua konnte nichts, als gegen diesen Raub protestiren; als England aber, anstatt sich darum zu bekümmern, nur um so anmaßender in seinen eigenen Ansprüchen wurde, sich in dem neuerworbenen Gebiet befestigte und die Existenz des ganzen Staates gefährdete, rief Nicaragua die Vereinigten Staaten zu Hülfe. Eine willkommnere Einladung hätte denselben nicht werden können. Die Amerikaner schlichteten den Streit auf Yankee-Weise, indem sie das bestrittene Gut für ihr eigenes erklärten und beide Parteien mit leeren Händen nach Hause schickten. 1850 schloß Nordamerika mit England den Bulwer-Clayton-Vertrag, durch den England aller angemaßten Protektion, Privilegien und Gebietsvergrößerungen verlustig wurde. Der in dieselbe Zeit fallende Ausbau der neuen Staaten am stillen Ocean, welcher einen bedeutenden Schwerpunkt der amerikanischen Interessen nach jener Seite des Kontinents verlegt und einen mächtig fluthenden Verkehr dahin erzeugte, verlieh den Häfen am Nicaragua erhöhte Wichtigkeit; ein Paar vertragswidrige Maßregeln der Engländer reizten die Amerikaner, sie auch noch aus dem letzten Rest von Einfluß und erworbenen Rechten zu vertreiben, und sich als alleinige Herren von San Juan oder Greytown, wie die Engländer es getauft hatten, zu erklären, indem sie bewirkten, daß die Einwohner des Staates sich politisch constituirten und nur Amerikaner zu Beamten wählten. Nun hatten die schlauen Yankees mit den schwachen Behörden des Staates leichtes Spiel. Die Sendung eines eigenen amerikanischen Gesandten verdrehte ihnen den Kopf und der Einfluß der seitdem im Lande angesiedelten Amerikaner und reichliche Bestechung vollendeten das Uebrige. Man gaukelte ihnen vor, welche wichtige Leute sie seyen, welche ungeheure Vortheile dem

Land aus dem längst projektirten Kanal erwachsen würden und brachte endlich einen Vertrag mit der sogenannten Nicaragua-Transit-Company zu Stande, die unter der Bedingung, den Kanal binnen 12 Monaten zu beginnen und nach 12 Jahren zu vollenden, das Privilegium erhielt, während 85 Jahren sämmtliche Gewässer des Landes allein mit Dampfbooten zu befahren. Einige Zeit darauf wußte man durch pfiffige Machinationen die Regierung von Nicaragua zu bestimmen, derselben Gesellschaft dieselben Vorrechte ohne die Verpflichtung des sofortigen Kanal-Baues zu ertheilen. Als Compensation dafür bezahlte die Kompagnie eine jährliche Abgabe von 10,000 Piaster an den Staat. Daneben besteht ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Nicaragua und den Vereinigten Staaten, welches allen fremden Einfluß aus dem Lande führt und es mit Haut und Haar an Nordamerika preisgibt. Das Bombardement von Greytown in vergangenem Jahr beweist, wie streng der fürsorgliche Protektor seinen Zögling züchtigt, wenn es ihm einfallen sollte, noch einen eigenen Willen zu haben.

Unter den vier verschiedenen projektirten Kanallinien zur Verbindung des Nicaraguasees mit dem stillen Meer*), wird jetzt diejenige, welche von der Mündung des Rio de las Lajas ausgehen und bei San Juan del Sur in's stille Meer münden soll, am ausführbarsten gehalten. Die Entfernung vom See nach dem Meere ist nur 16 Meilen, die dazwischen liegende Hochfläche 272 Fuß über dem Meere und 134 Fuß über dem See, so daß nach der sichersten Berechnung die halbe Länge des Kanals einen Einschnitt von 108 Fuß Tiefe verlangen wird. Es sind die Kosten des Riesenwerks auf 250 Millionen Dollars veranschlagt, ein Aufwand, der für das nützlichste Unternehmen der Erde nicht zu groß erscheint, und der noch nicht der vierte Theil ist von Dem, was der zweijährige unfruchtbare Kabinetskrieg in der Krim den Völkern Europa's kostet. Ganz gewiß ist, daß die Yankees, nachdem sie sich in den Besitz aller Garantien für die politische Sicherheit des Unternehmens gesetzt haben und nachdem so schwer wiegende Interessen, wie die ihres jetzigen Handels nach den Küstenländern des stillen Meeres in die Wagschale gefallen sind, nach vollständiger Orientierung über alle möglichen Linien die dem Zweck entsprechendste zur Ausführung bringen, und sich so wenig von der Höhe der Ziffern als der Berge werden erschrecken lassen, welche sie ebnen müssen.

*) Vergleiche den Artikel: „San Juan de Nicaragua" in Heft 4, Band XV. des Universums.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

DCCLXIII. Tiflis.

Dort in dem östlichen Berg- und Sonnenlande, am Kaukasus und am Ararat, quillt von Anfang an der frischeste Lebensborn der Menschheit. Dort war es, wo, als die Wasserfluthen über die Erde stürmten, sich die Erwählten des Geschlechts auf die Berge retteten, und von dort verbreitete sich eine neue Bevölkerung im Laufe der Jahrtausende über Asien und Europa. Dort hat die Civilisation, haben die Künste des Friedens ihre Keime; das Wissen von den Geheimnissen der Natur ist von dort ausgegangen, dort wurden die ersten Propheten geboren, denen Gott sich offenbarte, jene Männer, welche die erlangte Weisheit den Völkern lehrten, Stiftshütten, Altäre und Tempel bauten und die ersten Staaten gründeten. In Iran (dem heutigen Georgien und Armenien) sind die ersten Anfänge geordneter Menschenvereine zu suchen; und aus ihrer Wurzel sind die ältesten Staaten in Indien, Saba, Aegypten, Syrien, Palästina, Phrygien und Turan mit ihrer bunten Blüthenpracht entsprossen. Von dort sind die Männer voll Muth, Willenskraft und Körperstärke ausgezogen, die Helden und Eroberer, von welchen die ältesten Schriftdenkmäler erzählen, jene gewaltigen Naturen, welche mit ihren Genossen die Wüsten der Erde erforschten, um Abenteuer aufzusuchen, Ungeheuer zu bekämpfen und das Land für die Aufnahme der Saat der Gesittung zu roden; jene Helden, welche, die Pioniere der Civilisation, ihren Willen den wilden Racen als Gesetz auflegten und das rohe Naturrecht bändigten, damit der Friede mit seinen Segnungen unter den Menschen gedeihen könne. Die Fülle von Kräften, welche den Urbewohnern jener Länder angeboren ist, der unverwüstliche Schatz von geistigen Vorzügen, von Gedanken, Tönen und Klängen, den Gott in ihre Brust legte, der heitere Naturſinn, mit dem er sie ausstattete, und das schöne Ebenmaß ihrer Körperformen und ihrer Seelenkräfte stellte sie recht eigentlich dem kindlichen Begriff der ältesten Zeit als Verwandte der Götter dar. Der kaukasischen Race und den Anstrengungen derselben ist darum, wie uns schon die frühesten Sagen erzählen, auch der Ruhm und die Herrlichkeit vorzugsweise geworden. Auch Hellas und die Stadt der sieben Hügel sind davon Zeugen, und was die germanische Kraft in der alten Welt geschaffen hat, bis zu ihrem Walten in der neuen Welt: — dieser unermeßlich breite Strom der Gesittung führt,

wenn wir seinen Ursprung aufsuchen, in die Alpen Armeniens und des Kaukasus. Noch immer liegen dem Menschenstamm, der dort seine Ur-Heimath hat, und der zum Gebieter über die Erde erkoren ist, die Mühen und Arbeiten des Herakles ob; noch immer ist er derjenige, welcher mit den Löwen und Leoparden, den Ebern und Minotauren zu kämpfen berufen ist; beständig treiben in ihm die Lebensgeister um und gürten ihn zum ewigen Streite; noch immer hat er die Mission der Drachentödter, der Lindwurmbändiger und des ersten Pflügers, welcher die Erde, wo sie noch wüst befunden, zur Aufnahme der Saaten bereitet. Unter dem ausgewählten Hirtenstamm, dessen Schafe am Ararat weideten, da war es ja auch, von wo die Erlösung der Menschheit aus den finstern oder unklaren Vorstellungen der Gottheit und Weltregierung hervorgegangen ist, da ward das Sittengesetz aufgerichtet, welches zum Stab der Menschheit wurde, von dort kommen jene Offenbarungen und Verheißungen, welche dem Tod den Stachel nehmen und diesen als eine Durchgangspforte aus einem niederen Naturleben in ein höheres, geistigeres erkennen lassen. Oder war es nicht so? Waren nicht jene Gegenden Abrahams Heimath, und stammte nicht aus seinem Geschlecht der liebevollste, weiseste, gottreichste aller Propheten, dessen Lehren hinfluthen über die ganze Erde, sie neu zu beleben, zu befruchten, zu erheitern, zu beglücken? Am Kaukasus ruht von der Zeiten Anbeginn ein Schatz, der sich nie erschöpft hat, so viel auch die Wanderungen der Völker von ihm genommen. Am Ararat ist die Stromkarte der Geschichte aufgehangen mit allen ihren Weiterungen und Wendungen, Stürzen und Wasserschnellen. Von dort her ist der Welt das Ferment gekommen, in welchem wir den Grund aller Bewegung in der Geisterwelt erkennen und die Mutter der Kraft, welche alle Mumiendecken des Irrthums nach und nach abstreifen wird, und welche alle Verwandlungen im unendlichen Entwickelungsprozeß der Menschheit beständig schafft und leitet. Von dort her empfingen wir auch die Leuchte einer höheren Geschichte, und darum kann kein heller Menschheitstag gedacht werden, ohne zugleich des Landes zu gedenken, wo der erste Lichtpunkt zum Morgenroth entstand, welches die Nacht verscheucht hat.

Das Land „Georgien ist die Perle der Erde" nach Klaproth's Ausdruck. Es füllt die Einsenkung zwischen dem Kaukasus und den armenischen Alpen aus. An Größe kommt es Bayern, Würtemberg und Baden zusammengenommen gleich. Es deckt die Vorstufen und Abhänge beider Gebirge und nimmt das zwischen diesen liegende herrliche Thal des Kur ein, welches zu allen Zeiten wegen der Fruchtbarkeit seines Bodens, seiner milden, gesunden Luft und der Schönheit seiner Menschen berühmt war. Oft zwar wurde es durch innere und äußere Kriege und die Raubzüge der Mongolen und Tartaren verheert; doch die Kultur faßte immer schnell wieder Boden. Gegenwärtig ist es das blühendste unter den pontischen Ländern und es begreift die Fürstenthümer Kachetien, Karthlien, Imeretien,

Mingrelien und Gurien, aus welchen im Alterthume die Reiche Kolchis, Iberien und Albanien gebildet waren. Seit Kurzem ist es als grusinisch-imerethisches Gouvernement dem Staatenkomplex des nordischen Riesen einverleibt.

Die Zahl seiner Einwohner ist nicht ganz eine Million, von denen 700,000 dem eigentlichen georgischen Stamme angehören. Turkomannen, Osseten, Tartaren, Mongolen, Armenier und Juden, theils Einwanderer und Kolonen, theils Racentrümmer aus den früheren Einfällen und Kriegen, bilden den Rest der Bevölkerung. Der größte Theil bekennt sich zum griechisch-christlichen Glauben; doch sind auch unter der langen Tyrannei mohammedanischer Eroberer Viele zur Fahne des Propheten übergetreten. Fast die Hälfte der Gurier sind Muselmänner. Seit undenklicher Zeit hat sich in diesen Ländern eine Art Feudalverfassung ausgebildet, welche unter allen Wechseln der Herrschaft sich in ihren Grundzügen aufrecht erhielt. Der sehr zahlreiche Adel, dessen Häupter die Familien der ehemals souveränen georgischen Fürsten sind, hat den bei weitem größten Theil des Grundbesitzes inne, und ihm ist der dritte Stand der Leibeigenen, welche, als Hörige der Scholle, für den Edelmann arbeiten, unterthan. Der zweite Stand der Freien bewirthschaftet kleinere Güter oder er lebt von Handel und Gewerben in den Städten.

Unähnlich dem gewöhnlichen Verlaufe scheint die früheste Ansiedelung des Landes von der Höhe zur Tiefe, von den Quellflüssen des Kur abwärts bis an's schwarze Meer zu gehen. Wo der Kur, vom Hochgebirg umgeben, als reißendes Gletscherwasser sich durch Schluchten und Klüfte seinen Weg bahnt, sucht die Tradition die Urgeschichte Georgiens auf. Dort sind die geheimnißvollen Ruinen seiner ältesten Wohnsitze: die Troglodyten-Stadt von Uplis-Ziche, und die grauen Trümmer von Armas, deren Mauern Giganten aufgeschichtet zu haben scheinen. Die Feudalverfassung, welche schon 1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung sich unter den Völkerschaften des Kaukasus und Armeniens mehr oder weniger ausbildete, war der Anlage großer Städte ungünstig: unseren Rittergeschlechtern des Mittelalters gleich, baute sich jeder adelige Mann eine Burg oder ein Kastell auf einer Höhe, und versammelte um dieselbe die Hütten seiner Hörigen, die ihm das Feld bewirthschafteten und die er zu schützen verbunden war. Den Fürsten zum Heerbann verpflichtet, lebte der Edelmann übrigens sehr unabhängig und bildete sich ein, in dem engeren Kreise seiner Besitzungen selbst ein Fürst zu seyn. Günstig der Bewahrung einer freiheitsstolzen Gesinnung und aller häuslichen Tugenden war diese Einrichtung doch der Entwickelung der Eintracht und Stärke des Staats nicht zuträglich: Georgien, durch seine Lage nicht geschützt, wie die Volksstämme der Nachbarn in den hohen Gebirgen, wurde beständig von den Einfällen fremder Nationen heimgesucht, welchen bald von Nord her, bald von Süd, nach der paradiesischen Landschaft gelüstete. Heute fielen die armenischen Reiterschwärme ein, morgen kamen die tartarischen, oder die persischen Verwüster und Eroberer, ein anderes Mal stiegen die Scythen aus dem Norden herab und der lockere Verband der georgischen Fürsten unter sich und ihres Adels war nicht dazu gemacht, sich aller dieser Feinde stets mit Erfolg zu erwehren. Schon 633 v. Chr. gerieth Georgien unter das Joch der Scythen; später wurden sie den Persern unter Darius Hystaspes

zinsbar, gewannen zwar oft ihre Freiheit wieder, wurden aber auch öfters wieder unterworfen. Alexander der Große ließ bei der Zertrümmerung des persischen Reichs das Land durch einen Unterfeldherrn besetzen; indessen gelangten unter seinen Nachfolgern die georgischen Könige und Fürsten bald wieder zur Unabhängigkeit und suchten sie, oft mit glänzendem Erfolg, oft zeitweilig unterliegend, später gegen die Griechen, Perser, Tartaren und Mongolen zu behaupten. Uneinigkeit unter sich war allezeit ihr Hauptfeind. Waren sie nicht von außen bedrängt, so befehdeten sich die Großen unter einander, und die häufigen Erbtheilungen und der öftere Dynastienwechsel ließen das schöne Land nicht zur Ruhe und Kraft kommen. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts gab es nicht weniger als 24 souveraine georgische Fürsten auf einmal, welche unabhängig von einander regierten. Von dieser Zeit an wird der russische Einfluß sichtbar. Die russischen Großfürsten hatten ihre Herrschaft bis an's kaspische Meer ausgedehnt, sie kamen nun mit den Persern in häufige Konflikte, welche ihrerseits, eingedenk ihrer langen Herrschaft über Georgien, beständig darnach trachteten, dieselbe zu erneuern. Ihre Ansprüche hatten sie nie aufgegeben. In dieser Lage bewarben sich die Georgier um die Freundschaft der Russen zum Schutz gegen den gemeinschaftlichen Feind. Aber die Bundesgenossenschaft des Schwächeren mit den Stärkeren hat noch allemal zur Unterjochung des ersteren geführt. Als die persische Macht in dem immerwährenden Kampfe mit Rußland sich erschöpfte, im 17. Jahrhundert, kam es schon zur gelegentlichen russischen Besatzung von georgischen Häfen der Pontusküste — und in dem Kriege des Czaren gegen die Türken, 1770, drang eine russische Armee unter General Tottleben durch Imerethien gegen Kars und Erzerum vor. Russischer Einfluß dominirte fortan im Lande. Er setzte Fürsten ein und ab, er usurpirte die Oberhoheit in staatlichen Dingen, und als im Jahre 1783 Persien von Neuem seine alten Ansprüche auf Georgien erhob, da begab sich der damalige Fürst Irakli, der den Königstitel führte, offen unter russischen Schutz und schickte der Kaiserin Katharina durch eine glänzende Gesandtschaft seinen Unterwerfungsakt nach Petersburg. Gleich darauf ließ Rußland das ganze Land besetzen. Die georgischen Fürsten waren zu russischen Lehnträgern und Vasallen ohne Regierungsgewalt herabgesunken. Der König selbst wurde Pensionär des Czars und so trägt nun Georgien, welches über 2000 Jahre, wenn auch unter manchem Wechsel, seine Unabhängigkeit behauptet und, wenn verloren, stets wieder erkämpft hatte, und dessen Fürstengeschlechter ihren Stammbaum zu der Wiegenzeit des Menschengeschlechts zurückführen, den Stempel des russischen Sklaven, wenn auch noch angethan mit dem äußeren Glanz und Pomp einer Herrschaft, die sie nicht mehr besitzen.

Das Folgende entnehme ich Herrn von Bodenstedts Erzählung in seinen kaukasischen Reisen.

„Zwei Straßen führen von Süden her nach der georgischen Hauptstadt. Eine Meile nördlich von Eriwan am Abhange des fruchtbaren und schönen Goktschai-Gebirges, welches den gleichnamigen, 5000 Fuß hoch gelegenen, 9 Mei-

len langen und halb so breiten Goktschai-See mit seinen zackigen Porphyrgipfeln umsäumt, liegt Kanakir, ein armenisches Dörfchen, von dem aus wir in das anmuthige Thal der Sanga hinabritten, um wenig östlich von dem Wege, den wir nach Etschmiadsin herabgekommen waren, durch die Hochebene von Basch-Abaran zurückzugehen. Ein anderer Weg führt über den hohen Gebirgskamm des Goktschai zum lieblichen Thale von Deliktschan, dessen freundliche Baumgruppen etwa 10 Meilen von Eriwan beginnen und zu einer wahrhaft alpenartigen Bergnatur in's Thal der schmalen, aber reißenden und Goldsand führenden Artafa überführen, längs der man dann den Kur und an ihm aufwärts Tiflis selbst erreicht. Wir ließen diesen Weg zur Rechten, übernachteten in dem Tartarendorfe Karadschüran, und trafen auf 2 Kosakenpikets, welche bestimmt waren, den Karawanen das Geleit nach Gümri zu geben, (das jetzt unter dem Namen Alexandropol bekannter ist), und überschritten den südlichsten Kamm des Pambakgebirges auf einem kürzeren Wege, wo wir in dem Tartarendorfe Karsal vor Regen und Dunkelheit Schutz fanden. Aus der hohen und offenen Gegend, in welcher dies Dorf sich befindet, steigt man durch ein tiefes, bewaldetes Gebirgsthal bei mehr als 6000 Fuß Höhe über den Bergrücken des Besobdal zu einem höchst fruchtbaren Thale hinab, welches durch einen dritten Bergrücken, 11 Meilen von Tiflis, wieder von den baumlosen Hochebenen geschieden ist, die bis zum Kurthal sich abdachen. Wenige Meilen weiterhin in der nun schon offeneren Gegend beginnen, 7 Meilen von Tiflis, die ersten deutschen Niederlassungen der im Jahre 1819 durch Glaubensschwärmerei hierher getriebenen Würtemberger, die alle Wechselfälle des Krieges mit ertragen haben und von den räuberischen Bergbewohnern zu vielen Malen ausgeplündert wurden. Man erkennt Katharinenfeld, in einem Nebenthale des ostwärts zum Kur abfließenden seichten, aber sehr breiten Chramflusses, jenseits des kegelförmig aufsteigenden Alawerdi gelegen, alsbald an seinen weißen Häusern mit Fenstern, Thüren und Schornsteinen. Bald erreicht man auf dem Wege, der längs des herrlichen Felsthales des Chram, dessen Ufer aus löchrichter schwarzer Lava gebildet sind, hinzieht im Thale das Alghet das deutsche Elisabeththal. Es besteht aus einer Doppelreihe schöner niedlicher Häuserchen, die Fenster alle nach der Straße zu, und einer überaus freundlichen Kirche. Von da wendet sich die Straße durch eine sehr anmuthige bergige Gegend Tiflis zu, von dem Elisabeththal nur 3 Meilen entfernt ist. Zwei andere deutsche Kolonien liegen noch dicht oberhalb der Stadt am Kur, zwei andere 7 Meilen weit nach Osten zu am Fuß des Kaukasus, und noch zwei andere gegen 20 Meilen südostwärts in der Nähe von Gandscha oder Elisabethpol.

Will man von Tiflis einen vortheilhaften Gesammteindruck empfangen, so muß man einen Mergelschieferhügel am linken Ufer des Kur über dem sogenannten Sande in Neu-Tiflis ersteigen. Dort (dem Standpunkte für den Zeichner unseres Stichs) beherrscht das Auge die ganze georgische Hauptstadt mit ihren amphitheatralisch gruppirten Häusern, Festungen, Kirchen, Kapellen und Palästen, wie sie zwischen den hohen kahlen und ziemlich steilen Bergen in einem Kessel gelegen ist, der ostwärts vom reißenden trüben Strome an ziemlich schma-

ler Stelle durchbrochen wird, im Norden aber weit geöffnet ist mit einem prächtigen Fernblick auf die hohe Alpenkette des Kaukasus, die gerade im Mittelgrunde den kameelbuckelförmigen Gipfel des Kasbek zeigt. Das Amphitheater der Häuser zieht von Nordwest nach Südost immer steiler hinauf; im Vordergrunde dehnt am linken Ufer Awlabar sich aus, eine theilweis von deutschen Handwerkern bewohnte, von Wagen, Waarenballen und Floßholz überfüllte Vorstadt; auf dem anderen Ufer erhebt sich in sanfter Steigung die alte Stadt, deren Häuser noch vielfach mit grasbewachsenen Erdterrassen eingedeckt sind, während die stattlichen Neubauten dazwischen mit grün und roth gemalten Holzdächern prangen, oder in strohgelbem Anstrich zwischen den schmutzig braunen armenischen und georgischen Häusern hervorleuchten. Vor Allem fallen die blanken einförmigen Mauern der großen Kasernen in's Auge, daneben die im armenisch-georgischen Baustyle nicht kuppelförmig gewölbten, sondern kegelförmig zugespitzten, mit bunten Farben bemalten alten Dome, die, gleich gewaltigen massenhaften Kirchthürmen, über die niedrigen Häuser hervorragen; nicht so die Wohnung des russischen Generalgouverneurs, die an der Stelle des alten georgischen Königspalastes steht, wiewohl ihr Bewohner mit unumschränkter Gewalt über Länderstrecken von Deutschlands Größe zu sagen hat. Je höher die Häuserreihen zum Rücken des Berges hinaufziehen, um so prächtiger zeigt sich die Stadt, in welcher gerade durch diese amphitheatralische Gruppirung die Festungen, Kasernen, Kirchen, Kapellen, Bazars und Karawanserais so bedeutend gewinnen, daß ich den Anblick von Tiflis, verglichen mit Konstantinopel, Genua, Neapel, Brussa, Prag, Salzburg oder Algier, auf keine Weise in die letzte Reihe stellen würde. Denn eben der ernst-schöne Charakter seiner Felsenumgebung, die fremdartige bunte Mannigfaltigkeit seiner Bauwerke an den hohen Ufern des wilden Bergstromes und jene Mischung von Morgen- und Abendland geben ihm an großartiger Pracht noch den Vorzug vor Prag, mit dem es sonst eine gewisse Aehnlichkeit hat. Dies ist das Bild der mächtigen Stadt, von der der Siegesflug des russischen Adlers schon weit nach Süden drang; hier muß der Glanz des weißen Czaren ganz entfaltet werden, damit die Völker davon staunend wiedersagen; hier wird so manches kühne, kaukasische Fürstenherz gebändigt und zum Frieden umgestimmt, wenn es erkennt, wie doch an diesem Fels sich endlich die Wogen der größten Tapferkeit brechen müssen.

Noch bis zum Jahre 380 n. Chr. war Tiflis ein ärmliches Dorf, das seinen Namen von den heißen Quellen trug, die sich an einem kleinen Bache finden, der mitten in der heutigen Stadt dem Kur zufließt. Da aber gründete ein persischer Befehlshaber, der einige grusinische Volksstämme unterwarf, ein festes Schloß an den Bädern, und 70 Jahre später ein georgischer Fürst die eigentliche Stadt in drei Quartieren, die Schloßstadt oder Kalissi, die Bäderstadt Thilissi und die heutige Vorstadt Nissani, wohin dann 50 Jahre später, um's Jahr 500, die Residenz der georgischen Könige selber verlegt ward. Als solche war sie in allen Wechselfällen des Schicksals und unter Timur der schrecklichsten Plünderung preisgegeben, bis endlich zuletzt noch im Jahre 1795 der Wütherich Aga-Ma-

homet-Khan mit Persern, Kurden und Tartaren den größten Theil von ihr in einen Schutthaufen verwandelte. Schon vorher waren die Russen als bleibende Schutzherren Georgiens eingetreten. Sie bauten Tiflis schöner auf und fügten die neuen weiten Straßen den schattigen Gassen der Orientalen hinzu, so daß die Stadt nun über viertehalbtausend Häuser zählt und jetzt der Sammelplatz all' der Völker vom Araxes bis über den Kaukasus hinaus, wie vom kaspischen und schwarzen Meere geworden ist. Die gemeinsame Sprache, durch welche alle sich verständigen, ist die tartarische, wiewohl auch russisch viel gehört wird. Zwei Reihen räucheriger Küchen sorgen für Speisung der Tausende fremdartiger Gäste, welche die hiesigen Märkte besuchen; Schneider, Schuster, Sattler, Barbiere und Waffenschmiede arbeiten theilweis in offenen Buden auf der sogenannten großen Straße; die Würtemberger bringen Gemüse und Kartoffeln, Georgier liefern Geflügel, Kaukasier Wildpret und Felle, Armenier Stoffe zu Kleidern, Tartaren die trefflichen Pferde. Vor Allem prangen die kostbaren Waffen, die für den Bergbewohner in den Buden ausgelegt sind, um allerlei seltenere Gäste aus weiter Ferne herzulocken; dann müssen die großen militärischen Schauspiele im Maimond dazu dienen, die Herrlichkeit des großen „Padischah in Petersburg" zu veranschaulichen, und selbst der griechische Gottesdienst mit seiner überwältigenden Pracht und seinem zu Rom nicht so herrlich ausgeführten Chorgesange kann nur den gleichen Zweck erfüllen wollen. Denn von dem Christenthum des Abendlandes, zumal wie es das evangelische ist, weiß man sich hier kaum eine Vorstellung zu machen, da Niemand um das Evangelium sich kümmert, was nur des Priesters Sache ist; daher denn auch der russische Soldat so lange noch für sich den Himmel offen weiß, als er nur seine Messe nicht versäumt, die Fasten streng gehalten, das vorgeschriebene Gebet gemurmelt, gekniet und sich bekreuzigt hat. Dem mohammedanischen Gottesdienste steht diese Art und Weise näher, als man glaubt; sittliche Tüchtigkeit wird nicht begriffen, oder als Thorheit verstanden; nur Almosengeben an jedem Freitag, wo die Bettlerschaar sich durch die ganze Stadt ergießt, führt noch zum Himmel ein. Aus diesem Grunde haben die beiden Vorgänger des redlichen, aber einfachen Generalgouverneurs v. Neidhardt, Baron v. Rosen und Fürst Golowin, bei diesen Völkern mehr gewirkt, als sonst nur möglich wäre, indem sie, obschon weit unter dem großartigen Yermoloff stehend, durch die Pracht ihrer Hofhaltung des letzteren Schöpfungen wenigstens wohl zu erhalten wußten, während v. Neidhardt durch seine bescheidene Eingezogenheit und namentlich dadurch, daß er selbst die zu Ostern üblichen großen Hoffeste unterließ, den ganzen Kreis des längst an Pracht, Tanz und Lust gewöhnten Adels sich zum Feinde machte. Dies mag denn auch der Grund gewesen seyn, weshalb der greise Sardar der Kyrosstadt im Frühlinge des Jahres 1845 durch Graf Woronzow ersetzt ward, der seitdem den Fürstentitel führt. Selten, vielleicht niemehr, hat Tiflis solch einen zauberischen Glanz, solchen Zudrang von Menschen, solch eine wunderbare Pracht gesehen, als bei dem Einzuge dieses neuen Statthalters. Ein sonniger Himmel begünstigte das Fest. Alle Straßen waren mit Blumen bestreut, alle Bazars mit Teppichen ausgelegt, die Häuser aller Wohlhabenderen mit kostbaren Stoffen behangen;

auf den Dächern, auf den Balkons und Gallerien war Kopf an Kopf in den schönsten Gewändern; einige Springbrunnen waren mit blutrothem Weine gefüllt. Am Abend schien die Stadt zu einem Feuermeere umgewandelt zu seyn, die Berge in der Runde waren flammende Vulkane geworden, auf allen Dächern loderten Fackeln; gleich blizzenden Perlenschnüren zogen schimmernde Lampenreihen überall durch die Straßen, auf allen Plätzen brannten bengalische Feuer, und nun dazwischen die leichtfüßigen Töchter von Tiflis in luftigen Gewändern, die stattlichen Männer des Gebirges in silbernen Waffengeschmeiden, die Stämme von Kolchis, vom Ararat, Kosaken, Tartaren und Reiterschaaren, das Wirbeln der Trommeln und Hörnerklang — es konnte im Mährchen nicht schöner seyn! Aber mit dem Erlöschen dieser Flammen ging manche letzte Hoffnung auch hinüber.

Ich, der ich fern stand von solchen Hoffnungen, verlebte meine Zeit im stillen Kreise lieber Freunde, indem wir uns am Wein und an der Liebe Lied ergötzten. Manche Stunde verging uns bei'm ehrlichen Salzmann, dem allbekannten deutschen Sandwirthe von Tiflis, wo Billard gespielt und gelärmt wird von russischen Offizieren, während für deutsche Landsleute ein abgesondertes ruhiges Stübchen bereit ist. Doch ohne den theuren Champagner geht es auch dort nicht ab, nachdem der billige blutrothe Kachetiner vorangegangen ist. Wenn aber dann der sonnenhelle Mond Georgiens zur Ruhe leuchtete, und in den menschenleeren Straßen nur noch der trunkene Kosak gefunden ward, oder nur hie und da noch eine tief in die blendend weiße Tschadra (weißes Obergewand) verhüllte Georgierin an uns vorüberschwebte, oder die Töne der Balalaika (dreisaitige Guitarre) zur Schönen auf dem Dache sprachen, dann ward in anderer Art die Stadt für mich zur Feenstadt, zumal wenn dann mein morgenländischer Freund, der reichbegabte Mirza Schaffy, des Herzens innerste Gedanken sogleich in schöne Dichterblumen umzuprägen wußte.

Die „gute Gesellschaft" von Tiflis besteht vorwiegend aus den vornehmeren Militärs und der höheren russischen Beamtenwelt, worunter eine Menge deutscher und einzelne französische und spanische Namen sich befanden; dazu kamen zahllose Prinzen und Prinzessinen aus dem alten georgischen Königshause und einzelne begüterte armenische und georgische Fürsten, deren Kleidung und Lebensweise schon mehr oder weniger einen europäischen Anstrich trug. Bei außergewöhnlichen Festlichkeiten sah man die Fürsten der Kirgisen, Truchmenen, Kabarder, Abchasen, Gurier, Tuschen, Mingrelier, Imerether und anderer Stämme, in den prachtvollsten asiatischen Gewändern und kostbaren Waffengeschmeiden; doch in den engeren Kreisen der Gesellschaft war die französische Sprache nebst schwarzem Frack oder gewöhnlicher Uniform das herrschende Element. Die große Masse der georgischen, armenischen, tartarischen und persischen Bevölkerung der Stadt war für diese Kreise gewissermaßen gar nicht da, indem man es für erniedrigend achtete, sich dem Hause einer nicht salonfähigen Familie irgendwie näher zu stellen. Die Asiaten selbst aber haben durchaus kein geselliges Leben im europäischen Sinne des Wortes, indem die Frauen für gewöhnlich ausge-

ſchieden ſind, und nur bei ganz beſonderen Veranlaſſungen, wie Kindtaufen, Hochzeiten u. dgl., finden auch eigene Frauengeſellſchaften Statt, die man nur draußen durch's Fenſter zu ſehen Gelegenheit hat. Es ſitzen mit untergeſchlagenen Beinen dann 30—40 auf einem das ganze Zimmer ausmeſſenden Teppiche umher, meiſt ſtumm und regungslos; den Wachsfiguren gleich, bis endlich eine nach der andern den als Armband getragenen Roſenkranz löſt und in Ermangelung beſſeren Zeitvertreibes deſſen Perlen langſam die ſeidenen Fäden herabgleiten läßt. Eine mit Süßigkeiten jeder Art beladene Tiſchplatte ſteht in der Mitte des Kreiſes und fordert zu gelegentlichem Nippen auf, oder ein Mährchen ertönt aus dem Munde einer älteren Dame, dem Alle ſo geſpannt lauſchen, daß ſie das Spielen mit der Tſchotka oder dem Roſenkranz darüber vergeſſen. Dies iſt's, worauf ſich Alles beſchränkt; nie aber kommt eine lebendige Unterhaltung unter dieſen mit koſtbaren Stoffen behangenen Schönen zu Stande, die auch ein derartiges Bedürfniß durchaus nicht zu fühlen ſcheinen. Dagegen iſt es bei den Männern im andern Zimmer um ſo lauter und bewegter, da dort das Trinken die Hauptſache iſt, worin es dem Armenier faſt Niemand gleich thun möchte. Nur wo europäiſche Sitte in einzelnen armeniſchen oder georgiſchen Häuſern ſchon hie und da gemiſchte Geſellſchaften hervorgerufen hat, ſind auch die Trinkgelage mäßiger geworden, wogegen die Unterhaltung gewonnen hat. In einem ſolchen Hauſe, das zu den beſten und wohnlichſten der Stadt gehörte, war mir's vergönnt, einer vorwiegend aus Armeniern und Georgiern beſtehenden Hochzeitsgeſellſchaft anzugehören, bei der die Frauen ſämmtlich in ihrer Nationaltracht erſchienen, während auch unter den Männern nur wenige ſchwarze Fracks und Uniformen zu ſehen waren. Eine Unterhaltung mit den rings an den Wänden auf Divans herumſitzenden Frauen, mit Ausnahme einiger Jüngeren, welche, in der adeligen Penſion von Tiflis erzogen, nicht allein ruſſiſch, ſondern auch franzöſiſch ſprechen gelernt haben, iſt auch hier kaum möglich; der Tanz nimmt faſt die ganze Aufmerkſamkeit der Damen in Anſpruch, dazu die Lieder der vier Sänger, die abwechſelnd zum Ruhme des Brautpaares, des Hauſes und der Gäſte ſich hören laſſen, und unter denen ein alter Blinder als Stegreifsdichter vorzüglichen Beifall erntete. Die Herren ſpielen Schach oder Lotto im Nebenzimmer; die Diener tragen ausgewählte Leckereien, inſonderheit Backwerk, herum, damit die Zeit vergehe bis zur zwölften Stunde. Dann geht der Zug zur Kirche bei nächtlicher Weile, wie es die Sitte will. Im altehrwürdigen Dome drängt ſich nun Kopf an Kopf, das weibliche Geſchlecht durch eiſerne Gitter vom männlichen ſtreng geſchieden nach altem Kirchenbrauch, und es beginnt die Einſegnung zunächſt des Trauringes, der unter der Aufforderung des Diakonus: „Nun laſſet uns beten zu dem Herrn des Friedens" auf einen Teller gelegt und dann vom Prieſter ſingend eingeſegnet wird unter dem Schwingen des Weihrauchfaſſes. Lieder aus dem armeniſchen Geſangbuche wechſeln mit Stellen der Schrift und Gebet, bis endlich die Ceremonie vollendet iſt und nun der Ring der Braut gegeben wird. Dann folgt unter gleicher Weitſchweifigkeit die Einſegnung „des Kleides der Krone", das dem Bräutigam vor dem Altare angethan wird, während die Braut in einem beſon-

deren Raume, verborgen vor den Augen der Männer, sich umkleidet. Hierauf bewegt sich der Zug zum Hause zurück, wo die Hände des Paares in einander gelegt werden unter Gebet und Gesang, und jetzt erst werden die letzten Förmlichkeiten wieder in der Kirche vollzogen, indem zwei dreifädige Schnüre zum Umwinden der Kronen gedreht werden, mit denen die Brautleute gekrönt sind, welche nach Ablegung ihres Sündenbekenntnisses das heilige Kreuz küssen und endlich zum heiligen Abendmahle gehen, womit die mehrstündige Kirchenfeier schließt. Daheim aber wird noch ein gesegneter Becher mit Wein den Vermählten gespendet, dem Bräutigam ein Schwert gereicht, unter welchem die Braut hindurchschlüpfen muß in der Thüre, als Zeichen, daß sie unter seinem Schutze stehe; darnach erinnert ein Trunk süßen Wassers an die Hochzeit von Kanaan und endlich ein vom Bräutigam unter die Füße getretener Teller an unsere Sitte des Polterabends. Erst nach Durchmusterung der vielen reichen Hochzeitsgeschenke begann das eigentliche Mahl, bald aber gewann auch hier das „Allahwerdy!“ und „Jachschi jol!“ („Gott hat's gegeben!“ „Einen guten Weg gehe es!“) beim Strömen des Champagners so sehr die Oberhand, daß ich, am hellen Morgen das Haus verlassend, noch alle Räume davon wiederhallen hörte.

Der in der That großartige Luxus, welcher in Tiflis getrieben wird, ist durch die seit 1837 vom Baron Hahn entworfene Verfassung des Landes in sofern noch gesteigert worden, als dieser das unter dem unglücklichen Rosen herrschende Bestechungssystem dadurch zu unterdrücken meinte, daß den Beamten Transkaukasiens ein höheres Gehalt bewilligt werde, wie dies in sonst keinem Theile des ganzen russischen Reiches nur üblich ist. Denn bei der Unsicherheit der Stellungen, die jeden Augenblick verloren gehen können, und dem damit verbundenen großen Aufwande, der nicht davon getrennt werden konnte, ist die Bestechung geblieben und nur dem Maße der Gehaltszahlungen mehr angepaßt worden, ohne daß ein anderer Zweck, als eben die Entfaltung des blendendsten Glanzes damit erreicht worden wäre. Freilich hat man auch Schulanstalten jeder Art gegründet, um sich das Ansehen des Schutzes und der Pflege der Wissenschaften zu geben; allein so lange man Generale zu Vorgesetzten dieser Anstalten umschafft, welche der Wissenschaft selbst durchaus fern stehen und nur das Ansehen der Personen stützen können, die ihnen schmeichelnd zu gefallen wissen, kann auch allein nur Das gedeihen, was dem bekannten russischen Geiste angemessen ist, daher denn auch Männer, wie der Armenier Abowian, der sich um deutschen Unterricht zu Tiflis wie zu Eriwan so sehr verdient gemacht hat, und andere rechtliche Männer im Elende ihrer Stellungen sehr bald zu Grunde gehen mußten. — In gleicher Weise aber steht's oft mit den Richtersprüchen, die außerdem schon nach den alljährlich eintreffenden kaiserlichen Ukasen einem ewigen Wechsel unterworfen sind; daher sich jeder je nach Verhältnissen kurz faßt, um der Mühe überhoben zu seyn, das noch bestehende Recht von der hinzugetretenen Ausnahme zu unterscheiden, so daß auch hier die Goldstücke am meisten in Erwägung fallen.

Das ganze Transkaukasien, welches in zwei ungleich große Unterstatthalterschaften zerfällt, eine öst-

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R &

DRAWN AFTER NATURE

For the Proprietor HERRMAN J MEYER

CHAPEL OF OUR LADY

BEY COLDSPRING

Published for HERRMAN J MEYER 164 William Street NEWYORK

Copyright secured according to ACT of CONGRESS

liche am kaspischen Meere, bestehend aus den vorherrschend muhammedanischen Provinzen Karabagh, Talysch, Schirwan, Baku, Derbend und Scheki, und eine westliche vom Ararat bis zum schwarzen Meere, wird, wie auch Ciskaukasien, allein von Tiflis aus beherrscht, von wo drei durchaus fahrbare gute Straßen, nordwärts durch's Gebirge, westlich längs des Rion zum schwarzen Meere und nach Südost im Thale des Kur zum kaspischen Meere führen. Dazu nun gerechnet die Straße nach Eriwan und man begreift, wie Fürst Woronzow, die Wichtigkeit der Lage von Tiflis erkennend, bis in die neueste Zeit fortwährend neue Garten- und Parkanlagen, ganz neue Stadttheile, Brücken, Bäder, Theater und Prachtbauten jeder Art im Sinne des Kaisers hervorrufen konnte, um durch die Kraft des Mörtels zu verbinden, was noch durch's Schwert so tief zerspalten lag. Wem diese Hauptstadt einst gehören wird, vermag kein Sterblicher zu sagen; doch gibt es nicht ein Ohr im fernsten Kaukasus, das nicht spähend jeder Kunde von Tiflis lauscht.

DCCLXIV. Die Kapelle von Coldspring am Hudson.

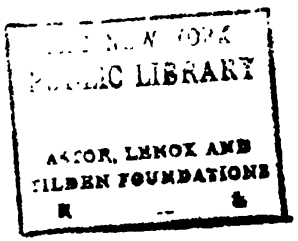
In Amerika schmücken sich die Ströme nach der Mode, und meist eben so geschmacklos als die Frauen. Europa hatte eine große Vorzeit, die in festen Burgen, prächtigen Abteien und herrlichen Domen an jedem Strome ihre Fußtapfen zurückließ. Wie aus dem Felsen gewachsen lugen die alten hohläugigen Raubnester des Rheins auf und herab, und die stolzen Giebel der Klöster und Schlösser und schlanken Thürme der Kathedralen beschauen unverwandt ihre künstlich verschlungenen Knäufe und Kreuzesblumen im Spiegel der Gewässer. Die Jahrhunderte aber zausen vergeblich am Schmucke dieser Denkmäler, welche bald der fromme, bald der frevlerische Sinn aufgerichtet haben, der Nachwelt zur Erbauung wie zum Hohn. Der jungen Zeit der neuen Welt ist diese kunstvolle Steinmetzen-Arbeit zu beschwerlich und langweilig. In Nordamerika liegt hinter der Neuzeit nicht eine lange Kulturgeschichte, sondern bloß die Indianer-Legende. Die Architektur seines Alterthums beschränkt sich auf das luftige morsche Zelt in den Jagdgründen, dessen Grabmäler auf ein paar Stangen in offener Prärie, dessen Brücken auf den leichten Canoe. Solche Monumente lassen nicht einmal eine Spur für die nächste Generation zurück.

Auch die Holländer, welche zuerst die Ufer des Hudson ansiedelten, haben nichts Bleibendes und Großes hin-

terlassen. Ihre vergängliche Bauart aus Holz und Fachwerk hat gar frühzeitig diese Architekturanfänge wieder verfallen lassen und jetzt gilt eine Dutch Cottage am Hudson als eine Seltenheit, und sie bewahren keine Geschichte, die älter ist, als die der Freiheitskriege. Als später Luxus und Comfort ihre Ansprüche erweiterten, wanderte der Styl der französischen Chateaux ein. Ein Nachbar ahmte dem andern nach, und überall noch ragen die hohen Zinnen, blinkenden Pavillons und prunkenden Thorfahrten, freilich nur Zimmer- und Tüncherarbeit, keck aus dem Grün ihrer Umgebung. Versuche, sie auch mit dem Zopf ihrer Zeit zu dekoriren, schnurgerade Alleen und winkelrecht gehauene Laubgänge anzulegen, scheiterten an der Widerstandskraft der jugendfrischen und freiheitsgewohnten Natur. Alle diese Anlagen à la Notre sind parkmäßig umgewildert. — Sodann folgte der griechische Tempel oder vielmehr der griechische Portikus, der seinen Stammbaum von der Vereinigten-Staaten-Bank in Philadelphia und einem offenen Briefe des Direktors derselben, Nik. Biddle, ableitet, in dem er das Publikum versicherte, daß es nur zwei große Wahrheiten in der Welt gäbe, die Bibel und die griechische Architektur. So rasch, wie das Ansehn und die Macht der Bank, verbreitete sich auch die Nachäfferei ihrer Bauart über das ganze Land, und wo nur immer eine Kirche, eine Bank, ein Gerichtshaus, ein Gefängniß, ein großes Wohnhaus, ein Rathhaus oder eine elegante Cottage gebaut wurde, da mußten die Friese der Akropolis, die Kuppel des Pantheon und die Säulenordnung des Theseustempels herhalten und wo man eine Thür brauchte, flickte man einen griechischen Portikus zusammen, und jeder Zimmermann- und Maurergehülfe wirthschaftete nach Herzenslust in den Proportionen der perikleischen Architektur.

Diese Richtung des nationalen Kunstgeschmacks hat ihr Vorbild, die National-Bank zu Philadelphia, an Ehre und Ruf lange überlebt; wenn die Flüche, welche das Bankgebäude auf sich geladen, lauter Pfundgewichte wären, sein marmornes Dach wäre längst in Schutt begraben; jetzt dient es als Zollhaus; — aber auch der griechische Styl ist endlich außer Mode gekommen und hat angefangen, einer Neigung zum Gothischen Platz zu machen. Noch 100 Jahre, und die amerikanischen Architekten werden wohl bei den Kunstrichtungen aller Zeiten und Völker die Runde durchgemacht haben. Aegyptische und chinesische debütiren jetzt schon, und die indischen Troglodyten-Bauten werden wohl auch noch an die Reihe kommen.

Die Kapelle von Coldspring ist einer der verlöschenden Funken des allgemeinen Geschmacks für griechische Bauform, und man gesteht ihr gern zu, daß an Anmuth und schönen Verhältnissen sie ihre älteren Schwestern alle übertrifft. Sie wurde von einem reichen Eisenschmelzer für seine Arbeiter gebaut und dotirt, — von einem amerikanischen Brodherrn gewiß ein seltenes und um so ehrenderes Beispiel von Fürsorge für die himmlische Nahrung seiner Leute.


NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

WASSERFALL bei GEROLDSAU

unfern Baden-Baden.

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers.

DCCLXV. Die Geroldsauer Kaskade bei Baden-Baden.

Eins jener reizenden Plätzchen, mit welchen die Hand der Natur so gütig und so verschwenderisch die Umgebungen von Baden-Baden ausstattete. Kunst und Alterthum, Legende und Geschichte haben von den meisten Besitz genommen und Dichter, Geschichtsforscher, Antiquare und Maler finden sich allesammt befriedigt, wenn sie das Stammschloß der Zähringer, die Burg der tapferen Eberſteine, die stillen friedlichen Hallen Lichtenthals oder des fremersberger Klosters besuchen, oder auf der hohen Yburg die Prachtschau über den Schwarzwald genießen: hier spricht die Natur zum Herzen allein. Nichts hat die Menschenhand hinzugethan als eine kleine Bank aus Baumästen und ausgestopft mit weichem Moos. Von den Tausenden und aber Tausenden, welche in Baden-Badens glänzenden Säulenhallen nach irdischer Glückseligkeit und üppigem Lebensgenuß suchen, von dem ganzen großen Haufen, der im Gewühl des Reichthums und seiner Sorgen und Leerheit sich verliert, und der immer nur darnach jagt, den Sinn für das Gute und die besten Freuden des Lebens bei sich zu ersticken, sich Herz und Hand zu verwunden, und zum Genuß der wahren Freuden so unfähig zu werden, als für die Hoffnungen eines künftigen Lebens, — von diesen Unglücklichen, welche den Gedanken an Gott, an Religion, an ihre Pflichten als Mensch, an Unschuld und Tugend beständig zu fliehen trachten, indem sie sich in die dichtesten Wolken des Lasters, in den Pfuhl der Lüge und in den Fieberparoxismus unersättlicher Leidenschaften stürzen, von dieser Gesellschaft, in deren Schatten alles Reine beschmutzt, alles Hohe erniedrigt wird und alles Frische und Lebendige erkrankt, verirrt sich selten Einer an diesen stillen Ort. Aber von den Besseren aus dem schwülen Kreise Badens wird er gern aufgesucht. Ein Niagarafall ist der Geroldsauer freilich nicht. Als Menschen ist uns aber auch kein Blitzstrahl nöthig, um durch die Luft zu fliegen, sondern nur ein kleines Wölkchen, um uns still über das Irdische zu erheben.

DCCLXVI. Das Moselthal.

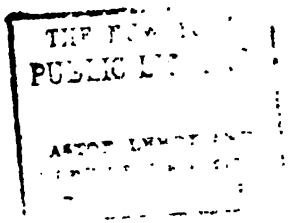
Die deutschen Fürsten der Kirche waren keine Thoren. Wo sie ihren Krummstab hingesteckt, da war gewiß gut wohnen. Unsere schönsten Länder, die eigentlichen Weinländer namentlich, waren ihnen unterworfen. Am Mittelrhein stießen Würzburg, Kurmainz und Kurtrier zusammen, und in deren Gebiet fielen die köstlichsten Rebgelände. Der Winzer war damals ein beneideter Mann, denn er spekulirte auf die Schwelgerei der unzähligen deutschen Fürsten, Grafen und Edlen, der Aebte und Prälaten, und auf die Kehlen der behäbigen, mannhaften Handwerker und Kaufherren der Städte. Die Feinschmecker bezahlten vor 300 Jahren die guten Jahrgänge und Lagen, in Rücksicht auf den Werth des Geldes, zu jenen Zeiten weit theurer, als gegenwärtig, und auch ein geringeres Gewächs und ein schlechterer Jahrgang hatte noch einen lohnenden Preis. Das ist jetzt anders. Die geistlichen Fürstenthümer sind verschwunden, statt den Krummstab sieht man die Wappenschilder mit allerhand Bestien, den Löwen, Wölfen und Greifen, den Adlern und den Geiern der ungeistlichen Fürsten und Könige, und mit dem neuen Regiment sind neue Abgaben, Plagen und Drangsalen gekommen. Die einst so beneideten und gesegneten Weinländer herbergen ein armes, herabgekommenes Volk, das den Getreidebauer glücklich preist, und unter dem Mißverhältnisse der guten Weinlesen zu den schlechten und des veränderten Geschmacks, welcher einen Trunk guten Bieres einem Becher sauren Weines vorzieht, darbt und verdirbt. Wenn man noch vor hundert Jahren der Möglichkeit gedacht hätte, die Rheingauer, die Bewohner des Moselthales, die Winzer im Maingrund würden schaarenweise in die Wildnisse Amerika's auswandern, um zu versuchen leichteren Herzens ihr Brodkorn auf dem frisch geroteten Boden zu erbauen, man hätte einen solchen Propheten in's Narrenhaus verwiesen. Und doch ist es so; schaarenweise verläßt jetzt der Winzer seine alte liebe Heimath, — Obstgelände treten an die Stelle der Rebengelände und selbst in der Nähe des Johannisbergs hat das schmutzige Kartoffelkraut auf Feldern, die ehemals dem Weinbau ausschließlich gehörten, die Rebe verdrängt. Um leben zu können, muß jetzt der Winzer Mehrerlei treiben: ein Gewerbe oder ein Händelchen und dazu mehr oder weniger Ackerbau. Bei dieser getheilten Wirthschaft mit zersplitterten Kräften kann freilich auch nur wenig Segen kommen. —

Unter den deutschen Weinländern ist das Moselthal und die Pfalz am besten dran.

BURG ELTZ im MOSELTHALE

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Pilsbhan

Eigenthum d. Verleger


PUBLIC

Man kann das Moselthal*) von Trier bis Koblenz als einen sehr schmalen Landstreifen betrachten, der — die Krümmungen des Flusses nicht mit eingerechnet — etwa 13 Meilen lang und dabei im Durchschnitt von der einen Thaluferhöhe zur anderen, soweit zu beiden Seiten der Weinbau geht, etwa eine Meile breit ist. Das Ganze hat also einen Flächenraum von 13 Quadratmeilen. Auf diesem Streifen gibt es wenigstens 200 menschliche Wohnorte, Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, Schlösser, Klöster, deren Gesammtbevölkerung (Koblenz und Trier eingerechnet) man wohl auf 130,000 Menschen anschlagen kann. Demnach kommen hier auf jede Quadratmeile etwa 10,000 Seelen, eine Bevölkerungsdichtigkeit, wie man sie zu beiden Seiten des bezeichneten Striches weit und breit nicht findet.

Der Rhein von Bingen bis Bonn durchbricht das rheinische Schiefergebirge in einer Richtung, welche mit den Schichten dieses Gebirges parallel geht, oder in einem sogenannten Längenthale. Sein Thal und Lauf sind in Folge dessen ziemlich gerade gerichtet. Die Mosel dagegen durchbricht die Schichten dieses Gebirges von der Seite her oder der Quere nach in einem sogenannten Querthale. Ihr Lauf ist daher wie der Lauf aller in Querthälern strömenden Flüsse sehr vielfach gewunden. — Die Krümmungen des Flusses sind in der That so groß, daß, obschon die direkte Entfernung von Trier nach Koblenz nur 13 Meilen ist, sich dieselbe bei einer Messung längs der Ufer des Flusses fast verdoppelt. Es scheint zuweilen, als wolle er wie eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, wieder zu seiner Quelle zurück. Vermittelst dieser Krümmungen schneidet er aus dem Festlandkörper eine Menge von Halbinseln von sehr mannigfaltigen Figuren heraus, auf denen man, wenn man sie zu Fuße durchkreuzt, sehr schnell von einem oberen Flußpunkte zu einem anderen gelangen kann, während man auf dem Flusse selbst oft sechs Mal größere Umwege machen muß.

Daß in Folge dieser Krümmungen die Scenerie am Flusse, wie an einem vielgewundenen Bergpfade, mannigfaltiger werden muß, leuchtet Jedem ein. Der Fluß wird dadurch gleichsam in eine Menge Stücke zerschnitten. Oft ist der Abschnitt so klein und sind die Enden desselben hinter Bergen so versteckt, daß man bei einer Wendung glaubt, man sey in einen Sack gerathen, man befinde sich auf einem kleinen, einsamen Bergsee, fern und abgelegen von aller Welt, bis dann auf einmal bei einer neuen Wendung der Zusammenhang mit der übrigen Welt sich wieder herstellt. — In dem inneren Busen jener Krümmungen ist der Fluß gewöhnlich mit voller Gewalt gegen die Felsen gestürzt, welche ihn zur Umkehr zwangen, und hat sie angenagt. Sein Bett ist hier daher tief ausgehöhlt, die Thalwände sind schroff und steil abgeschliffen, während die gegenüberliegende Halbinsel, von welcher sich der Fluß zurückzog, niedriger und flacher ist, mit gelinde absteigenden Uferlanden gegen den Fluß ausläuft und oft den fruchtbarsten Wiesenboden rings um sich herum angesetzt hat. Es bieten sich in Folge dessen auf beiden Uferseiten der Krüm-

*) Nach Kohls Schilderung.

mungen immer die reizendsten Gegensätze dar; auf der einen hochaufgetempelte und vielfach terrassirte Felsengelände, von oben bis unten entweder mit dunkler Buschwaldung oder mit zahllosen Weingärtchen besetzt, dann und wann auf einem besonders schroffen Vorsprunge eine alte Burgruine und auf der anderen Seite die flachere Halbinsel mit weidendem Vieh, mit kleinen Aeckern und rings am Saume des niedrigen Flußufers die Flecken oder Dörfer.

Ohne diese Flußkrümmungen würde sich der ganze Anbau des Thales einförmig darstellen. Wald-, Wiesen-, Ackerbau und Viehzucht auf der einen nach Norden gerichteten Seite, Garten-, Gemüse-, Obst- und Weinbau auf der anderen. Jene Windungen bewirken nun aber eine äußerst mannigfaltige Stellung der Ufergelände zur Sonne und bringen fast jeden kleinen Abschnitt des Flusses und Thales in andere klimatische Verhältnisse. Hier ist ein kleiner, eine oder zwei Stunden langer Busen, dessen Abhänge ganz nach Süden gekehrt sind, in dessen Felsgeklüfte die Sonnenstrahlen heiß reflektirend zusammenschießen, und der für den Wärme verlangenden Wein ganz vorzüglich gelegen ist. An diesen Abhängen ist dann jedes Fleckchen für den Weinbau in Anspruch genommen und mit Reben besetzt. Bald ist ein solcher Busen auf der rechten Seite des Flusses, bald, wenn dieser eine seiner kapriciösen Windungen ausführte, wieder auf der linken. Solche ganz dem Süden zugekehrte Busen erzeugen dann die schönsten Weine, und hier strebt Jeder ein kleines Gebiet zu gewinnen. Es gibt andere Felsenwände, die mehr nach Südosten oder Osten, oder nach Südwesten und Westen gerichtet sind, und welche die Strahlen der Sonne im Laufe des Jahres unter sehr mannigfaltigen Winkeln empfangen. Sie erzeugen die mittleren Weinsorten. Endlich gibt es auch Abhänge, die ganz dem Süden abgekehrt und geradewegs dem Nordpol zugewendet sind. Diese liegen entweder ganz oder doch einen großen Theil des Tages und Jahres im Schatten. Sie sind kalt und dem Weinbaue unzugänglich. An solchen nördlich gerichteten Abhängen findet man fast nur die Produkte, die Kulturen und die Vegetation des Hundsrücks und der hohen Eifel. Sie sind mit den sogenannten „Lohhecken" oder „Rodehecken" bedeckt, d. h. mit niedrigem Eichengebüsch, das die Moselaner, wie die Hundsrückbewohner schälen, um die Rinde an die Lohgerber zu verhandeln. Fünfzehn Jahre lassen sie die Gebüsche wachsen, dann hauen sie sie um, benutzen das gewonnene Holz zu Stäben ꝛc. bei ihrem Weinbaue und verbrennen den Rest, indem aus der Asche und aus den alten Wurzelstöcken die Zweige dann wieder um so kräftiger hervortreiben. Die Lohe oder Eichenrinde dieser Gegenden wird weit und breit verschifft, und die Lohe- oder Rodehecken des Moselthales bilden daher einen nicht unwichtigen Zweig der Landwirthschaft der Thalbewohner. Manche Dörfer lösen jährlich für 20,000—30,000 Thaler an Lohe und Holz aus ihren Rodehecken. — Jeder Weingartenbesitzer muß nun auch ein wenig Wiese und Graswuchs für sein Vieh haben, wo möglich auch etwas Acker und Garten oder Waldland, und da er beides immer auf den beiden entgegengesetzten Seiten des Thales zu suchen hat, so muß er daher auch auf beiden Seiten des Flusses besitzlich werden. Daher ist auch in jeder Wirthschaft ein Nachen fast so nöthig wie an-

derswo ein Wagen, um bei der Ernte die Trauben, oder das Heu, oder die Lohe, oder das Getreide hinüber- oder herüber zu transportiren.

Die vielen mäandrischen Windungen der Mosel sind endlich, in Verbindung mit der felsigen und gebirgigen Beschaffenheit der benachbarten Felsufer, mit der Schroffheit, Unzugänglichkeit und Zerrissenheit der beiden Flußseiten, die Veranlassung zu einer Eigenthümlichkeit, die auf den Charakter der Mosellande, sowie auf ihre Schicksale einen mächtigen Einfluß geübt hat. Das Moselthal ist ohne Chausséen und Heerstraße. Die letztere zieht 3 — 4 Stunden neben dem Flußthal über den Hundsrück hin. Diese Hochstraße konnte nämlich auf dem Gebirgskamme viel gerader laufen als in der Thalrinne und ließ sich auch mit weniger Kosten herstellen. Auf ihr bewegen sich in der Regel die Heere, die Reisenden, die Waarenzüge zum Rheine. Das Moselthal selbst ist nie Völkerpassage, ein Handelskanal, ein Theater der Völkerschlachten und Kämpfe gewesen. Der Charakter seiner Bewohner hat dabei nichts verloren.

Es gibt keine Gegend in ganz Deutschland, welche durch den Weinbau einen solchen Reiz wie im Moselthale erhielt, auch keine, wo er zu so großartigen Anstrengungen und Arbeiten Veranlassung gibt, wie hier. In den Ebenen der Lombardei sieht ein Weingarten aus wie der andere. Am Rhein auch hat man sich oft beklagt, daß die unabsehbaren Weingelände, die stets sich wiederholenden Querstriche und einförmigen Schattirungen der, wie die Soldaten in ihren Kompagnien, aufgesteckten, gleich hohen, gleich weit auseinander stehenden Rebstöcke dem Malerischen der Landschaft großen Eintrag thun. An der Mosel kann man eine ähnliche Klage nicht führen. Denn abgesehen davon, daß die Weingelände von Waldpartien, von Wiesenland ꝛc. unterbrochen werden und sich dann und wann einmal höchstens eine oder anderthalb Stunden weit in ununterbrochener Masse forterstrecken, so bieten sie auch schon in sich selbst eine ganz außerordentliche und überraschende Mannigfaltigkeit der Gruppirungen und landschaftlichen Scenen dar. Die Bergabhänge, an denen sie liegen, sind viel höher als am Rhein oder an irgend einem anderen deutschen Flusse und auch viel bunter gestaltet. Da gehen Stufen über Stufen, Terrassen über Terrassen hinaus, und selbst die höchsten, zum Himmelsdome emporgethürmten Felsspitzen tragen noch Reben und erscheinen wie Himmelstische, auf denen Trauben servirt sind. Die Bergpfade, welche vom Ufer des Flusses zu diesen hochgelegenen Terrassen hinaufführen, erfordern oft über eine Stunde mühsamen Ansteigens, und wenn ich die Leute von daher mit den Trauben herunterkommen sah, gedachte ich der Senner und Aelpler in der Schweiz, welche ihre Milch kaum weiter herabholen als diese Winzer der Mosel ihre Traubenbutten. — Wenn man bedenkt, daß auch die Erde und der Dünger, in denen die Stöcke wachsen sollen, vom Fluß aus eben so hoch in die Felsenwelt hinaufgeschafft werden müssen, so erscheint Einem die Kühnheit dieser Weingärtner wahrhaft erstaunenswerth. Sie legen die Wurzeln ihrer Rebenstöcke auf Felsspitzen, auf denen es nur dem Adler bestimmt zu seyn schien,

seine Eier in's Nest zu legen, und sie trotzen da dem unwirthbaren Gestein noch süße, goldene Früchte ab, wo die Natur kaum für Heidelbeeren, Schlehdornen und anderes Gestrüpp ein Plätzchen bereitet zu haben scheint. — Einmal zählte ich nicht weniger als 30 „Chöre", eines über dem anderen, von denen sich die äußersten in die Wolken verlieren zu wollen schienen. „Chöre" nennt man nämlich hier die verschiedenen mit Reben besetzten Stufen oder Terrassen eines Weinbergs.

Diese Chöre sind auf die mannigfaltigste Weise angelegt, gerichtet und geformt, je nach der Gestaltung des Bodenterrains und je nach der Laune oder den Ansichten der Besitzer. Fast jeder Besitzer hat bei der Anlage und Kultur seiner Weinberge sein eigenes System. Man mußte sehr mannigfaltige Anstalten treffen, vielfache, oft kostspielige Bauten unternehmen, um so viel flach geneigtes Terrain zu gewinnen, auf dem etwas Erde und die Wurzeln der Pflanzen haften konnten. Zuweilen sind die Felsenköpfe durch hochschwebende Brücken mit der Hauptmasse verbunden, damit man das schmale Terrain, das die Scheitel der Felsen darbieten, noch zum Weinbau benutzen konnte. Ueberall sieht man Gewölbe auf langen, hoch emporragenden Pfeilern gebaut, auf deren Decke dann das Chor oder der Weingarten geordnet wurde. Auf solchen Gewölben wird hier an hundert Stellen der Weinstock, wie durch Aquäducte das Wasser, an den steilen Felsen herumgeführt, damit er das warme Sonnenlicht einsauge, das an ihren Wänden zurückprallt. Einst hat man die hängenden Gärten der Semiramis bewundert. Aber wenn man in Gedanken Alles zusammensummirt, was im Laufe der Zeiten die Weinbauer hier im Moselthale an hängenden Gärten geschaffen haben, so kommt dabei gewiß ein viel größeres Wunderwerk der Welt heraus. Die meisten dieser Weinberge sind wahrhafte Labyrinthe von natürlichen Felsen und von übereinander getempelten Brücken, Pfeilern, Gewölben und Terrassen, an denen die Geschlechter der Moselanwohner seit des Ausonius Zeiten emsig bauten und schafften, wie die Bienen an ihrem Wachszellengewebe. So ein Moselweinbergsgelände kommt Einem oft vor wie ein gigantisches Spitzenklöppelwerk aus Stein, und es steckt gewiß mehr Arbeit und Mauerwerk darin als in einem Kölner Dombau.

An der Mosel erkennt man erst recht, welche unsägliche Mühe dies edle Erzeugniß dem Menschen macht, das die Dichter schlankweg ein Geschenk des Bacchus zu nennen pflegen, das sie aber besser als ein mühsames Produkt vielfachen Menschenfleißes und Schweißes bezeichnen könnten. In Griechenland mag es anders seyn, aber in Deutschland ist von einem Schenken des Bacchus nicht viel zu reden; ein Stückchen Fels und ein Wurzelknollen, das ist die ganze Gabe. Daß der Knollen treibt und süße Früchte bringt, daß diese Früchte nicht nur einen genießbaren, sondern auch einen die Seele des Weinkenners entzückenden und den Geist des Dichters berauschenden Saft geben, das Alles ist ein Ergebniß der mühsamsten Kultur und des eisernen Fleißes. Den ganzen Winter über muß der Bacchuspriester, ich meine den Winzer, an der Mosel „schiefern", d. h. er muß die Schiefersteine aus den Felsen hervorkratzen,

zerhacken und in den Weinbergen zerſtreuen. Denn dieſe Schieferſteine des Moſelgebirges haben eine gewiſſe friſche, jungfräuliche Kraft, die ſie dem Weinſtock mittheilen. Sie halten den Boden feucht, und verwitternd düngen ſie ihn, und ſie ſind daher beſtändig zu erneuern. Zugleich müſſen im Winter, wenn es die Witterung geſtattet, die Mauern in den Weinbergen reparirt und ausgebeſſert, die Felſen geflickt und geſtützt werden. Kömmt der Frühling, ſo müſſen die Winzer die Stöcke aufſtellen, den Boden lockern, umgraben und düngen. Und hier bei dem Düngen fährt man nicht etwa, wie wohl unſere Bauern thun, mit einem vierſpännigen großen Düngerwagen auf's Feld hinaus, ſondern jede Miſtgabel von Dünger muß, ſo zu ſagen, beſonders auf dem Rücken der Leute oft, wie erwähnt, ſtundenweit in die Berge hinaufgetragen werden. Die Kornäcker, wenn ſie einmal geackert, gedüngt und beſtellt ſind, und wenn die Körner dem Boden anvertraut wurden, ſind fertig, und der Landmann hat dann im Sommer nur zuzuſchauen, wie die Aehren ihm in den Schooß reifen. Bei'm Weinbau iſt dies anders. Der Winzer darf ſeine Stecklinge faſt das ganze Jahr hindurch nicht außer Acht laſſen. Von der heurigen bis zur nächſten Ernte geht die Kette von Arbeiten faſt ohne abzubrechen fort. Gleich nach dem Stöckeaufſtellen und nach dem Graben muß im Frühjahr auch das alte Holz ausgehauen werden. Der Boden iſt immer locker zu halten, wie die Poren unſerer Haut, damit er Licht, Wärme und Waſſer ſtets willig in ſich aufnehme. Die Winzer müſſen ihn daher, damit ſich keine dichte Gras- und Unkrautnarbe bilde, im Sommer abermals graben oder, wie man hier ſagt, „rühren". Und ebenfalls muß abermals im Sommer das überflüſſige Holz ausgehauen werden, und zwar diesmal das friſchgewachſene, damit die Stöcke nicht ihre Kraft in der Ausbildung geiler, unfruchtbarer Zweige vergeuden. — Dies ſind aber nur die großen und regelmäßig wiederkehrenden Arbeiten; die kleinere Mühe und Noth, das Anbinden der losgeriſſenen Zweige, das Jäten ꝛc. und die außerordentlichen Anſtrengungen, zu welchen die Zerſtörungen von Wind und Waſſer Veranlaſſung geben, gehen noch immer zwiſchen durch, denn jedes Gewitter richtet in dieſen hohen Weinbergen der Moſel die herzbetrübendſten Verwüſtungen an und eine Stunde verdirbt oft mehr, als was viele Wochen der Anſtrengung mühſelig geſchaffen haben.

Um das beſtändige Hin- und Herſchleppen der Geräthſchaften und Werkzeuge, die ihnen bei ihren mancherlei Arbeiten nöthig ſind, zu vermeiden, und um auch ſonſt noch andere nöthige Dinge bergen und aufbewahren zu können, haben die Leute ſich in den Weinbergen kleine Winzerhäuschen gebaut, die dann in der Zeit der Traubenreife als Wachthäuſer und Wächterpoſten dienen. Oft liegen dieſe Winzer- und Wächterhäuschen ſo köſtlich, daß ſie einen Maler entzücken müſſen. Zuweilen ſind es neue glänzende, kleine Häuschen, das eine in dieſem, das andere in jenem Geſchmack. Zuweilen hat man ein altes Mauerwerk, einen von den Rittern des Mittelalters oder vielleicht gar noch von den Römern gebauten Wartthurm dazu benutzt. Zuweilen hat man bloß die Felſengrotten und die

Höhlen in den Bergabhängen mit verschließbaren Thüren und Eingängen versehen. Vor diesen Häuschen und Höhlen sitzen die Wächter des Abends bei'm Feuer, oder während der Mittagssonne im kühlen Schatten.

Das ganze Moselthal von Trier bis Koblenz soll in besonders guten Jahren 100,000 Fuder (600,000 Ohm) Wein erzeugen, in gewöhnlichen 70,000 bis 80,000 und herab bis auf 50,000, was man dann schon ein sehr mittelmäßiges Jahr nennt. In der neueren Zeit haben leider die Leute mehr darauf gesehen, daß sie recht vielen, als darauf, daß sie recht guten Wein erzeugen, und daher zuweilen ihre alten edlen Rebstöcke vernachlässigt und statt dessen solche angepflanzt, die recht viele „Brühe" bringen. Dies hat schon zum Verfall des guten Rufes mancher sonst berühmten Lage Anlaß gegeben.

Unser Bild stellt einen der reizendsten Punkte des Moselthals dar. Die Burg Eltz ist der wohlerhaltene Stammsitz eines alten Freiherrngeschlechts, welches denselben Namen trägt, und das in den Rhein- und Moselgegenden noch jetzt in mehren Linien blüht.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

THE MISSISSIPPI

1 mile below St Anthony's Falls.

Copyright secured according to Act of Congress

DCCLXVII. Morgenſcene auf dem oberen Miſſiſſippi.

Ich hatte Freunde beſucht, Landsleute, die auf dem Bluff des Miſſiſſippi, oberhalb der Einmündung des St. Croix, eine Farm bewohnen, und wartete auf das Dampfboot, welches Abends von Dubuque heraufkommt und mich nach St. Pauls mitnehmen ſollte. Die Männer hatten mich zum Fluß hinab begleitet und eine alte Schwarzhaut aus dem benachbarten Miſſouri hatte an einer offenen Stelle des Ufers eine lodernde Kienfackel hinausgeſteckt, das gewohnte Nachtſignal zum Anrufen der paſſirenden Dampfboote, und ſo ſtanden wir noch, in der lauen ſternhellen Sommernacht und plauderten von dem, was uns eben zunächſt lag: — von meinem Gehen und ihrem Bleiben. Das Geſicht eines Freundes aus der Heimath iſt eine gar ſeltene Erſcheinung in den Niederlaſſungen am oberen Miſſiſſippi und ein Beſuch iſt ihr einziges Feſt; denn dort hat das Jahr 365 harte Werkeltage.

„Wie gern zöge ich doch mit euch", ſagte der Eine, „wie iſt's doch in unſerem Schwabenlande viel tauſendmal ſchöner als hier!" „Ja wahrlich", ſtimmte der Andere ein, „wie gern tauſchten wir wieder die alte Heimath gegen die neue, eine Heimath voll Arbeit und Entbehrung, voll Fieber und Mühſal, voll Selbſtſucht und Heuchelei, voll Enttäuſchung und entſetzlicher Geiſtesöde". — „Aber", fuhr ich mit Wärme fort, „eine Heimath voll Freiheit und Männerſtolz, voll Kühnheit und Unternehmungskraft, voll Wohlſtand und Bürgerglück, eine Heimath der Größe und Zukunft. Ihr ſchlagt's in eurer Rechnung zu gering an, daß euch der Hut auf den Kopf gewachſen iſt und der Nacken verlernt hat, ſich zu beugen, — daß ihr Freiherren ſeyd auf eurem Grund und Boden und Fürſten in eurem Blockhauſe. Sind euch die Menſchen, unter denen ihr lebt, mit ihren trotzigen Geſichtern und ſtets thatbereiten Armen nicht lieber, als daheim die Automatenpuppen mit den menſchlichen Larven? Wollt ihr lieber die bunten Livreen und Uniformen, als das ſelbſtgewobene grobe Gewand; lieber die Excellenzen, Titel und Orden, als den Gentleman; lieber die feinen beringten Finger, die beſtändig in euren Taſchen ſuchen, als die ſchwielige Hand, die ſich euch zum Gruß entgegenſtreckt? Athmet ihr lieber die dumpfe Luft der Antichambres und Beamtenſtuben, als den freien Zugwind auf eurem Bluff? Wollt ihr, frag' ich, lieber regiert ſeyn, als euch ſelbſt regieren? Die Antwort ſchenk' ich euch, und

wenn ihr selbst aus zu weichem Thon geformt seyd und die harte blanke Münze, welche der Geist eurer Institutionen so scharf ausgeprägt hat und aus seinem Füllhorn so reichlich in den Schooß euch schüttet, ihren Klang verliert, — wenn euch die Herren in der Heimath mit den Doktorspatenten, noch ehe ihr flügge geworden, die Schwingen gestutzt und die Sehnen des Selbstvertrauens in der Kindheit so gänzlich durchhauen haben, daß ihr nun hier, im Wettlauf mit dem Geschlecht von 76, die Rolle der Lahmen übernehmen müßt: — ich sage, wenn die kunstgerechten Gärtner daheim die Schößlinge eurer Kraft so eingeschnitten haben, daß sie nur Blätter treiben, statt Früchte, und euren verwöhnten Gaumen der Trunk aus dem frischen Born der Freiheit gar nicht munden will: so denkt wenigstens an die, die euren Herzen am liebsten und eurer Sorge die nächsten sind: — so freuet euch der freien Bahn eurer Kinder. Was euch ein Opfer ist, ist für sie eine köstliche reifende Saat. Laßt sie ernten! Frei vom Kanzel- und Katheder-schwulst lasset sie ihr Erden- und Seelenheil selbst suchen, laßt ihr Gewissen seinen Kultus üben, laßt sie nach eigenen Zielen ringen, freie Bürger freier Staaten!" —

„Daß ihr der edlen Schätze, welche die rohe Scholle birgt, auf der ihr euren Herd gebaut, doch nie vergessen möchtet! Wahrlich, — hättet ihr eine Herrschaft, Schloß und Park in eurem Schwabenland gelassen, der Preis wäre nicht zu hoch, wenn ihr eurer Kinder Glück und Zukunft, die Ehre und Hoheit des Bürgerthums dafür erkauft. Oder wie? Soll euch der alte, graue Wollkopf da beschämen, den der Freiheitsdrang von Weib und Kind, Haus und Hof, Herrn und Freund aus Alt-Kentuckien unter euer Dach geführt? Fragt ihn doch, ob er nicht lieber sein schwarzes Blut auf eurem thonigen Acker verspritzen will unter schwerer Last der Arbeit, Sorge und des Alters, als auf der blühenden Plantage im Süden, wo der Sklave seinen Herrn für sich sorgen läßt und, gegen mäßige Arbeit, bei Spiel, Sang und Kurzweil das Leben gedankenlos verträumen mag. Und wäre ich selbst nicht mit allen Banden der Pflicht, die der heißesten Wünsche des Herzens spotten, an das Land gekettet, das mir den ersten Athemzug gegeben, wie glücklich wäre ich; denn dann dürft' ich mit eurer Last und Plage eure Freiheit theilen".

Meine amerikamüden Freunde waren stumm und mir war's heiß um's Herz geworden; ich war gerade im Zug, ihnen von der Leber weg ihre Thorheit vorzupredigen: — da hörten wir die Schaufeln des Bootes plätschern und sahen den weißen Dampf über der Kontur des Uferbusches aufzucken; ein paar Glockenschläge mahnten, mich bereit zu halten; die bewegte Fluth des Stromes schlug an unsere Füße, das rothe Licht am Vordertheil des Bootes wendete nach der Einbucht, wo wir standen, — allerlei Stimmen, Lachen, Flüche und Kommando's wurden laut, die Maschine hielt an, eine Planke flog vom Vordertheil des Bootes herüber an das Ufer; der Schwarze reichte mir den Reisesack, noch ein Händedruck, ein paar Schritte auf dem nassen Sand, ein Sprung auf den schwanken Steg und schon erschallte es vom Räderkasten: All on board — Go ahead! — die Schaufeln wühlten wieder in der Fluth und — „Go ahead!" rief ich noch als letztes Abschiedswort den Freunden am Ufer nach. Möchten sie's nur

verſtanden haben! „Vorwärts!“ iſt ja die Loſung im Feldlager des großen Zeitkampfes, das Paßwort zu allen Geheimniſſen und Wundern jener rieſenhaften Entwickelung, das A und Z in den Glaubensartikeln der neuen Welt; wer das Go ahead nicht verſteht, ſoll ſich nicht unter die Sturmkolonnen dieſer modernen Titanen wagen, denn rückſichtslos ſchreiten ihre Sohlen über den Fallenden und wer einmal am Boden liegt, dem reicht ſich keine theilnehmende, helfende Hand. „Help yourself!“ iſt die Antwort, wenn die Hände um Mitleid ringen. Wer es nicht begreift, bleibe ja daheim und laſſe ſich am Schlepptau ſeiner hochgeborenen Vormünder durch's Leben ziehen.

Das Boot trieb ſchon in der Mitte des Fluſſes. Nachdem es ſein Fahrwaſſer wieder gewonnen hatte, fingen die Eſſen an, dicke ſchwarze Rauch-Parallelen in die Nachtluft zu zeichnen, in immer kürzeren Stößen puſteten die Dampfrohre, immer raſcher knatterten die einſchlagenden Schaufeln der Räder, und mit wildem Ungeſtüm brauſte unſere „Arche Noah“ ſtromaufwärts. Die Ufer hatten ſich zu beiden Seiten ſo weit zurückgezogen, daß ſie, nur noch zwei dunkle Streifen, den Horizont begrenzten. Es ging, obgleich es nahe Mitternacht war, noch laut und hoch her im Dampfer. Ich ſtieg auf Deck, einige Augenblicke wurde der neue Ankömmling der Neugierde gewürdigt, den nächſten hatten ſich die hunderterlei Geſichter, die einen enttäuſcht, die anderen gleichgültig, wieder hundert anderen Gegenſtänden zugewendet. Ich ließ nun meinerſeits die Geſellſchaft Revue paſſiren, ſo bunt zuſammengewürfelt, wie ſie ein Miſſiſſippi-Boot eben aufzuweiſen hat. Um eine Gruppe junger Frauen, die ſich vor dem Geräuſch der Maſchine nach dem hinteren Theil des Hurrikan-Decks zurückgezogen hatten, ſtanden, ſaßen und lagerten eine Schaar Männer und lauſchten den dünnen Stimmchen, die ſich in den faſhionabelſten Weiſen mit den monotonen Akkorden einer Guitarre miſchten. Die Mädchen waren wohl Farmertöchter, lauter feine Geſichtchen und zierlich geputzt, wie Schmetterlinge. Sie ſchienen ſehr heimiſch auf der Arche Noah und thaten keck und kirr, mit den leichten Manieren von Damen der großen Welt; und doch waren ſie vielleicht nie weiter über ihre Wälder und Blockhäuſer hinausgekommen, als auf einer Fahrt nach Alton oder Dubuque. Die Männer trugen allerhand Kleid, vom Frack nach Newyorker Schnitt bis zur härenen Decke des Büffeljägers und Holzſchlägers: — Kreolen mit dem ſchönen Typus des Spaniers und der galanten Art des Franzoſen, der lange ſteife Yankee mit den verſchmitzten Augen in ſeinem faltigen Pergamentgeſicht und dem ſcharfen Witz auf den gekniffenen Lippen, der heißblütige Texaner mit dem raufluſtigen, herausfordernden Blick, und der Mann aus dem fernen Weſten, eine Bildſäule unbeweglichen Ernſtes, der ſtarren Entſchloſſenheit und Kraft; der „Reverend“ und der Filbuſtier; der ehrwürdige Judge und der liſtige Gauner; der Grogtrinker und der Waſſerapoſtel: — jeder aber kramte in der Geſellſchaft der Frauen ſeinen Gentleman aus, jeder brachte ſein Beſtes dem ſchönen Geſchlecht zum pflichtigen Tribut, alle umgaben die kleine Gruppe mit ihrer Verehrung, ihrem Anſtand und ſtets bereitem Schutz. Das iſt auch unter den Früchten der Freiheit nicht die geringſte, dieſer Kultus der Frauen; es gehören aber auch Amerika's Frauen dazu, einen ſo mäch-

tigen Einfluß auf die Sitte der Männer zu üben. Der sauren Arbeit und Sorge entzogen, im Genuß unbeschränkter häuslicher Freiheit, gewinnen sie das sichere Selbstgefühl im ungezwungenen Verkehr mit der Welt, das lebhafte Interesse an allen Dingen zu Meer und zu Land, die heitere Anschauung vom Leben; aber auch den Seelenstolz, die glühende Begeisterung für Ehre und Freiheit ihres Landes, das rechte Verständniß seiner politischen Institutionen und Bedürfnisse, was Alles den Frauen daheim so sehr gebricht. Jene erziehen tüchtige Republikaner, diese höchstens gemüths- und kenntnißreiche Menschen voller Schmiegsamkeit und Gehorsam.

Der Gesang war zu Ende. Man verlangte nach einem Sänger; an mir aber sollte die Zauberkraft der Sirenchen zu Schanden werden. Unter jeder deutschen Kehle stellt sich das Yankeevolk eine gestimmte Flöte vor. Ich schlich weg nach dem Vorderdeck und sah hinab in's Boot. Das war die Kehrseite der Scene, die ich eben verlassen hatte; es paßte wie Belle-Etage zur Kellerwohnung. Zwischen Fässern, Ballen und Gütern aller Art, die dort zusammengestaut lagen, baumelte eine Schiffslaterne vom Gebälk herab. Ein schwarzer Sohn der Wüste kratzte auf einer Geige lustige Dudelsacksweisen, der Bootsmann pustete auf einer invaliden Klarinette dazwischen und ein Duzzend rußige und wettergepeitschte Figuren, Heizer, Matrosen und anderes Schiffsvolk stampften eine Quadrille dazu, daß das Deck erdröhnte. Bald war mir des Lärmens doch zu viel; ich flüchtete nach der großen Kajüte. Auch kein Gotteshaus! Mehre Tische waren mit Spielern besetzt, wüste Gesellen, die nach Herzenslust fluchten und denen von Grog, Aerger und Habsucht die Köpfe glühten; an der anderen Ecke des Saales aber war ein geweihter Purifikator dieser gotteslästerlichen Atmosphäre angebracht in Gestalt eines bekutteten und tonsurirten Jüngers der römischen Kirche, der in sich gekehrt dasaß, die Lippen lautlos auf und nieder bewegte und eine Seite nach der anderen seines Breviers verschmauste. Die übrige Gesellschaft lag zu Bette. Ich hätte gern noch ein Stündchen der Unterhaltung gepflogen, aber die Wahl zwischen den Dienern des Beelzebub und der Kirche fiel mir zu schwer und ich suchte meine Koje. Unter dem fibrirenden Geräusch der Maschinen und fern her schallendem Gelächter, den verlorenen Tritten auf dem Deck und abgebrochenen Gesangestönen schlief ich ein.

Als ich erwachte, lag das Boot still, um die Tageshelle zu erwarten; wir waren in der Nähe der Stromschnellen. Dichter Nebel lagerte auf dem Fluß; man konnte nicht von einem Ende des Dampfers zum anderen sehen. Nach und nach lüftete die heraufkommende Sonne die dichten Schleier von der Landschaft und rollte sie zu langen Bändern zusammen, die sich um die Uferhöhen und Seitenthäler schlangen. Wie Gespenster tauchten die lieblichen Inseln und Baumgruppen aus der grauen Fluth und kleideten sich allmählig in ihre Farben; die Wasserfläche schmückte sich mit ihrer dunklen Politur und spiegelte immer klarer und sonniger ihre bewaldeten Gelände wieder; — mit dem Entfliehen der letzten Nebelstreifen lachte die reizende Natur in ihrer ganzen bräutlichen Schöne. Ich habe nie ein

Bild wieder gesehen, das den Zauber jugendlicher Frische so mächtig mir aufdrängte, als jener Morgen auf dem Missisippi.

„Steam up!“ — kommandirte es wieder vom Räderdeck und langsam schnob und keuchte unsere Arche vorwärts, während ein Mann am Bug das Loth auswarf.

Die Stromschnellen, die vor uns lagen, sind wahrscheinlich die Trümmer eines großen Falls, wie der St. Anthony. Das Bett des Flusses oberhalb besteht nämlich aus einer Ueberlagerung des Kalksteins über den Sand. Im Verlauf der Jahrtausende hat das Wasser durch die Fugen des Kalkflötzes sich einen Weg zu der lockeren Sandschicht gewühlt und sie ausgewaschen. Die nachbrechende Decke verschüttete den jähen Fall und jetzt brausen die Wasser sich bäumend und schäumend über das felsige, abschüssige Bett; ungeheure Brocken liegen wie Ruinen im Flusse zerstreut und die Boote haben Noth, ihr Fahrwasser zwischen durch zu finden. Linien von Schaum und Brodel, die sich quer über den Fluß ziehen, bezeichnen jähe durchlaufende Senkungen im Felsgrund. Unser Boot tastete sich schwerfällig voran und stöhnte vor der ungewohnten Bergfahrt. Ueber die erste Stromschnelle brachte es uns langsam hinweg; bei der zweiten aber unterlag es im Kampf mit dem Ungestüm der herabschießenden Wasser. Unbeweglich stand das Boot, während die Räder in doppelt raschen Schwingungen in der Fluth scharrten, dann hob es sich und schütterte, wie ein Roß, das über einen Graben soll; vergeblich war der Sporn der Maschine, es schnaubte, setzte von Neuem an, sank aber, wie in Ohnmacht, wieder zusammen. Man steuerte es unwillig zum Ufer, um es mit Tauen zu befestigen und ein Herabkommen der Flachboote zu erwarten, die ihm seine Fracht abnehmen sollten. Ich aber war des Wartens bald müde und verließ mit anderen Passagieren das störrige Boot, um den Landweg nach dem nahen St. Pauls einzuschlagen.

DCCLXVIII. Bei Caën an der bretagne'schen Küste.

La belle France! Wahr ist das Wort immer noch, wenn's auch aus einer Zeit stammt, die erröthen würde, wenn sie das heutige Frankreich wieder sähe; denn an die Stelle einer großen nach Entwickelung strebenden Nation ist eine arme und ehrlose Generation von Sklaven, an die Stelle der Ritterlichkeit die Prostitution, für den großen Krieg für große Zwecke Gladiatorenspiel und Prätorianerthum, und für das Huhn, das einst in jedes Bauern Topfe brodelte, das grand Livre mit seinen acht Milliarden Landesschuld eingetreten. Wo Turnier und Minnesang ehedem die Blüthe des Landes versammelten, treibt ein Bastardengeschlecht heut zu Tage seinen Spott und die Juwelen der Krone, die im Hause Karls des Großen und Hugo Capets erblich waren, möchten erbleichen auf der Stirne eines meineidigen Parvenü's.

Schön sind noch, wie vormals, die Gefilde Frankreichs, seine Stromthäler, seine Meeresküsten, seine blauen Berge und dunklen Olivenwälder, seine Städte, Dome und Schlösser; aber entartet ist Alles, was an seine heutigen Bewohner erinnert; entartet sind seine politischen Institutionen, sein Recht und Gesetz, seine Gesellschaft und Familie, der Herr wie der Knecht, Reich und Arm, das Herrscherthum wie das Volk. Und wo ist der Arzt, der dieses Gift der Korruption aus dem edlen Körper treibt, wo ist das Gewitter, das die Luft von den Miasmen reinigt, und wann wird der Sonne Blick wieder mild und klar über einem schönen und glücklichen Frankreich leuchten?

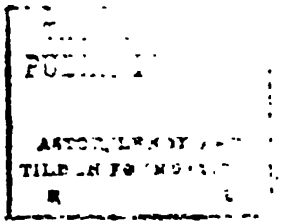
So lange die Glieder nicht gegen den Magen sich empören, so lange Paris, der ungeheuere Polyp, unzählige Arme zu seiner Fütterung dienstbar hat, so lange im neuen Babylon alle edle Lebenskraft Frankreichs zu faulem Eiter gebraut wird, so lange wird „die große Nation" der Spott der Welt und unglücklich seyn.

Fährt aber der Wetterstrahl auf's Haupt der goldgeschmückten Hyder, zuckt aber der Blitz in's raubbeladene Nest der jungen Adler, — dann werden auch die Tauben wieder fliegen, die Sänger ihre Kehlen stimmen und entflohenes Glück die alte Stätte wieder suchen.

BEY CAEN
(BRETAGNE)

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers.



Die Bretagne war bis Mitte des 15. Jahrhunderts ein selbstständiges Land. Die celtische Bevölkerung hatte mehrmals fremder Eroberung, den Römern, Normannen und Britanniern, Platz machen müssen, war lange der Zankapfel zwischen französischer und englischer Herrschaft, hatte aber, trotz der vielen blutigen Kriege, sein Freiheits- und Selbstgefühl zu bewahren gewußt. Durch Heirath an Frankreich gekettet, wurde es erst 1499 förmlich ihm einverleibt, verlor nach und nach, gegen die heiligsten Zusagen, alle seine Gerechtsame, Selbstbesteuerung und Selbstregierung, sank zur französischen Provinz herab und mußte die letzten Spuren seiner Selbstständigkeit und seiner Nationalität dem fluchwürdigen Centralisationssystem seiner treulosen Schwester zum Opfer bringen. Das Volk der Bretagne ist seitdem verkommen. Frankreich hat nie daran gedacht, die Halbinsel zu einer Kultur und Kunst pflegenden Hand heranzubilden; es macht sie zu einer gewappneten Faust, die sich drohend in's Meer hinaus streckt. So thätig, forschend und zu allen Fortschritten bereit die Normannen ursprünglich waren, so apathisch, dem Schlendrian und verlebten feudalistischen Ansichten ergeben ist der heutige Bretagner. „Enthalte dich, und der Himmel wird dir helfen" ist der Wahlspruch des normännischen Bauers. Allen Leiden und aller Noth setzt er stumpfsinnige Resignation entgegen. So heroisch ihre sprüchwörtlich gewordene Tapferkeit ist, so berüchtigt ist die Trägheit ihres Wesens und ihre ausdauernde Ergebenheit in den Willen der hierarchischen Gewalten, — ein Charakter, der sie während der Revolution oft in die Wirren des Vendée-Krieges verwickelte.

Das alte Kastell, welches auf einem Vorsprung der bretagne'schen Küste thront und ein so malerisches Bild gibt, ist die Schutzwehr des eine Meile landeinwärts liegenden Caën, der Hauptstadt des Departements, und hat im bretagne'schen Erbfolgestreit manchen schweren Sturm der Franzosen und Engländer ausgehalten. Die alten Herzöge der Normandie hatten da gelegentlich ihre Residenz. Jetzt dienen die fürstlichen Säle der Soldateska als Kaserne.

DCCLXIX. Das Grabmal der heiligen Genoveva

in der Frauenkirche bei Andernach.

Wie frisch gepflückte Blumen duften noch die Kunstgebilde aus dem Wiegenalter der Poesie unseres Volkes und erfreuen noch heut zu Tage mit ihrem Liebreiz und ihrer Innigkeit jedes unverdorbene Gemüth. Es war die kindliche Einfalt und unschuldvolle Naivetät, der gläubige Sinn und die Lauterkeit jugendlicher Phantasie, welche die himmlischen Muttergestalten auf die Leinwand zauberte, in einfachen edlen Weisen zarte Mienen in die Frauenherzen goß und eine fromme Moral in ihre lieblichen Sagen wob. Dazwischen fuhr wohl auch der derbe Humor und beißende Witz umher, wie ein wilder ungeberdiger Knabe und die Schwänke, Spott- und Schalkenstreiche, welche aus jener heiteren Zeit entsprangen, ergötzen in ihrer ewigen Wahrheit und Frische noch uns und unsere Kinder. Wer kennt nicht aus seiner Jugend die Streiche des „Eulenspiegel" und die Geschichte vom „Gehörnten Siegfried?" Keine der Gestalten deutscher Sagendichtung aber hat sich so tief in das Andenken des Volkes eingeprägt und wird mit solcher Liebe gepflegt, als, — wie es auf dem Titel des alten Volksbuchs steht, — die „schöne, anmuthige und lesenswürdige Historie von der unschuldig bedrängten heiligen Pfalzgräfin Genoveva, wie es ihr in Abwesenheit ihres herzlieben Ehegemahls ergangen". In rührend unschuldigem Ton und wahrhaft kindlicher Naturinnigkeit wird uns ein Bild weiblicher Treue gezeichnet, welche die schwersten Versuchungen und härtesten Prüfungen heroisch besteht, Verleumdung, Verfolgung und alle Drangsale in frommer Ergebenheit trägt, vom Genius der Tugend beschützt, endlich wieder zu Ehren gebracht wird und über die bösen Geister ihres Geschicks einen glänzenden Sieg feiert.

Der geschichtliche Faden der Legende beginnt mit der Heirath der Genoveva von Brabant an den Pfalzgrafen Siegfried von Meyenfeld, und führt uns nach seinem Residenzschloß Hohenzimmern, an der Mosel. Bald darauf sandte ihn Karl Martell aus, um gegen die Saracenen zu kämpfen, und die junge Gemahlin, welche unbewußt ein Pfand ihrer treuen Liebe unter dem Herzen barg, ward dem Schutz seines Haushofmeisters Golo anvertraut. Der Bock war aber zum Gärtner bestellt und als alle Versuchungskünste des pflichtvergessenen Dieners an der Ehrbarkeit

Das GRABMAHL der Hell. GENOVEVA
in der Frauenkirche bey Andernach

Aus der Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger

DCCLXX. Pueblo de Zunni, eine Aztekenstadt.

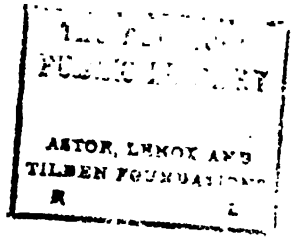
Nicht der Osten der alten Welt allein, auch der Westen der neuen birgt Ruinen eines alten Kulturlebens. Es ist durch vielfache Wandlungen gegangen. Es hat seine Phasen der Blüthe und des Untergangs gehabt, die, wie der Geolog die Kulturepochen der Erdrinde aus der Lagerungsfolge der zerstörten Schichten erkennt, der Geschichtsschreiber zu erforschen sucht, bis er an die Zeit kommt, da die spanische Eroberung neue Elemente herführte, welche seitdem der Boden aller Lebenserscheinungen geblieben sind. In den Arbeiten und Urtheilen der Archäologen und Antiquare, für die das Land noch große wissenschaftliche Ausbeute verspricht und die auch in neuester Zeit besonders eifrig sich mit den altmexikanischen Monumenten, Sprachüberresten, Bildwerken und Inschriften beschäftigen, ist jedoch an Klarheit noch nicht zu denken. Der Konjekturen über Urheber und Zweck jener stummen Zeugen der Sagenzeiten des Westens sind viele und die Ansichten darüber liegen so ordnungslos und fragmentarisch durch einander, wie die alten Bautrümmer selbst. Es kann dies nicht befremden. Ein Forscher vorgeschichtlicher Zeiten kann seine Stoffe nicht mit Hammer und Lupe zergliedern und sichten, wie der Geologe die Gesteine nach ihren Formationen. Was wir wissen vom alten Mexiko und seinen Bewohnern, ist im Vergleich zu Dem, was die hinterlassenen Spuren seiner Lebensthätigkeit uns zu rathen geben, so viel wie das ABC in der Schule; die größten Gelehrten sind da noch am Buchstabiren.

Der Reisende aus den östlichen Staaten Nordamerika's, wenn er, von Independence aus, mit einem californischen Auswanderungszug, oder einer mexikanischen Handelskaravane die bekannte Santa-Fé-Route einschlägt, betritt, nach der tristen Passage einer vegetations- und wasserarmen Wüste, deren Gefahren so groß sind als ihre Mühsale, eine neue Welt. So wie er den Fuß in das Stromgebiet des Rio Colorado setzt, verwandelt sich die Scenerie gänzlich und die ihn umgebenden Lebens- und Landschaftsbilder regen ihn ebenso gewaltig an, als den Europäer, der eine erste Reise nach den heiligen Orten von Mekka macht, oder durch die Nubische Wüste das Nilthal erreicht. Das ganze Land, ein unabsehbares Plateau, nur von den gewundenen Linien der Flußbetten und den aufgewühlten Vulkankegeln durchbrochen, zeigt dem Auge auffallende, ungewohnte Scenen, und die großen wunderlichen Ruinenhaufen, die verfallenen Straßen und Wasserleitungen, die Wohnsitze eines halbcivilisirten, ackerbautreibenden und staatlich organisirten Indianervolks, die alten weitläufigen Hacienda's, die neuen gut gebauten Fortifikationen, dazu die bunte Bevölkerung — Rothhäute, mexikanische Tagediebe und fleißige Amerikaner —

PUEBLO DE ZUNNI

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.


PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

bald Gastfreundschaft, bald Wegelagerei, bald die verfallene Kultur, bald die wilde Ursprünglichkeit, bald die neue Civilisation — geben den Eindruck eines Landes, das gestempelt ist mit den mannichfaltigsten Veränderungen und Schicksalen.

Die auffallendsten Erscheinungen sind die zahlreichen, über das Thal des Rio Colorado und seiner Zuflüsse zerstreuten altmexikanischen Städte-Ruinen. Wir betrachten eine solche in dem Bilde, welches nach einer von unserem Zeichner an Ort und Stelle gemachten Aufnahme gestochen wurde. Die Bauart dieser „Pueblos" ist der Hauptsache nach überall dieselbe. Sie deutet auf ein kommunistisches Zusammenleben der Bewohner hin, nach Art unserer Klöster, Kasernen oder Phalansteren. Jeder Pueblo bildet nämlich ein großes im Viereck errichtetes, drei- oder vierstöckiges Gebäude von der sorgfältigsten und solidesten Mauerung. Das unterste Stock besteht aus kleinen zellenartigen Räumen, mit einem Fenster nach dem Hofe. Wahrscheinlich diente es zu Wohnungen der armen und niedrigsten Klasse. Das zweite und dritte Stock enthält geräumigere, höhere und hellere Gemächer mit freien Altanen; da haben vermuthlich Adel und Geistlichkeit gehaust. Ein rundes thurmähnliches Gebäude endlich im Hofraum mag als Versammlungsort für öffentliche Zwecke, als Tempel, vielleicht auch im Kriege zur Vertheidigung gedient haben. Von Treppen findet man keine Spur. Man erstieg, und thut dies noch, die Etagen auf Leitern durch die in den Decken angebrachten Luken. An den Ecken gehen hie und da Rauchfänge in die Höfe. Von außen haben diese Gebäude ganz das Aussehen von Befestigungen, und ohne Zweifel konnten die oberen Stocke zu Reduits für die Vertheidiger dienen, wenn das untere erstürmt worden war.

Die wenigen aufgefundenen Ueberreste von Gefäßen, Mosaiken und Bildwerken zeugen von einer nicht gemeinen Kunstfertigkeit der damaligen Werkleute. Nachgrabungen werden gewiß noch manchen interessanten Fund und wichtigen Aufschluß zu Tage fördern. Aus der überraschenden Aehnlichkeit dieser Bauten mit denen in Central-Amerika und Alt-Mexiko und aus der Tradition einer Einwanderung jenes Kulturvolkes aus dem Norden, hat sich die Ansicht gebildet, daß Neu-Mexiko eine Zeit lang Station jener Völkerwanderung gewesen und später wieder verlassen worden sey, als man inne wurde, daß der Süden gesündere und fruchtbarere Wohnsitze, eine leicht zu unterjochende Bevölkerung und reiche Beute bot. Die Sage erzählt, das seyen die alten Azteken gewesen, die später ihre Eroberungszüge bis nach dem Isthmus ausdehnten. So ist die Indianer-Tradition im Lande. Ein geschichtlicher Grund für deren Glaubwürdigkeit hat sich noch nicht auffinden lassen.

Gegenwärtig dienen die Pueblos den christlichen halbgezähmten Indianerstämmen zur Wohnstätte, die in einen staatlichen Verband mit den Herren des Landes getreten sind und von ihnen zu einem festen geordneten Ansiedlerleben angehalten werden. Hinter den hohen Mauern finden sie Schutz gegen die Raub- und Mordanfälle der kriegerischen Stämme der Apachen und Comanchen, dieser Erbfeinde der Civilisation.

Zunni liegt 240 Meilen westlich von Santa Fé, am Rio Pescado, in üppiger, von jährlicher Ueberschwemmung befruchteter Gegend. Die Bevölkerung ist ein mehr als die übrigen civilisirter Indianerstamm von 2000 Seelen, die für ihren Unterhalt ausreichenden Ackerbau und Viehzucht treiben. Mit ihren Nachbarn und der Vereinigten Staaten-Regierung leben sie in gutem Einvernehmen und gelten als freundlich und gastfrei, wenn ein Emigrantenzug oder reisende Kaufleute sich bei ihnen einquartieren.

In der Nähe von Zunni soll von den alten Spaniern bedeutender Gold- und Silber-Bergbau getrieben worden seyn, von dessen reicher Ausbeute die Ueberlieferung noch Wunderdinge fabelt. Wahrscheinlich, wie aus den großen Sandhügeln sich schließen läßt, waren es Goldwäschereien am Fluß, welche die Eroberer des Landes von den getauften Indianern bearbeiten ließen.

Die Ueberreste von Kirchen, Klöstern und Missionen deuten auf einen gewissen Flor des Landes unter der damaligen spanischen Herrschaft, bis, 1680, ein allgemeiner Aufstand der als Sklaven gehaltenen Indianer ihr ein plötzliches Ende machte. Wer spanisches Blut in den Adern hatte, verfiel dem Messer, alle spanischen Etablissements dem Feuer und selbst der Gouverneur der Provinz, der mit seinen Truppen Santa Fé inne hatte, mußte sich, geschlagen, den Fluß hinab bis in die Gegend von El Paso del Norte zurückziehen, wo er bei freundlich gesinnten Indianerstämmen Aufnahme fand und jene Stadt gründete. Spätere Expeditionen von da aus stellten zwar die Oberhoheit der spanischen Krone in der aufrührerischen Provinz wieder her, doch nur dem Namen nach. Die rothhäutigen Insurgenten blieben und sind noch faktisch die Herren des Landes; sie dulden die mexikanischen und in neuester Zeit die nordamerikanischen Niederlassungen nur aus dem Grunde unter sich, weil sie Vortheil aus denselben ziehen. Vorläufig wird dieser Zustand dauern, bis die projektirte Eisenbahn-Verbindung mit der Westküste, welche in drei verschiedenen Linien Neu-Mexiko durchschneidet, die Ansiedelung der Amerikaner massenhaft dahin zieht und eine größere Machtentwickelung der Regierung nothwendig macht. Dann werden die alten Azteken-Städte ihre schöngehauenen Quadern zum Eisenbahnbau hergeben und die armen Rothhäute gezwungen werden, sich neue Hütten zu bauen. Thun sie störrig, so ist's eine Gnade für sie, wenn man ihnen im Norden der Felsengebirge noch ein fernes Eckchen Land anweist und sie, die erbgesessenen Herren, wie Verbrecher deportirt.

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

SÜD-WESTLICHE MÜNDUNG DES MISSISSIPPI

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instituts in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers.

DCCLXXI. Die Mündungen des Mississippi.

Die Alluvial-Bildungen an den Betten und Mündungen der großen Ströme sind die Zeitmesser, an denen wir die jüngsten Lebensjahre unserer Erdrinde absehen, das lebendige Experiment, an dem die neptunische Kraft ihre Schöpfungen vor unsern Augen demonstrirt; auch Vulkan hält noch zur Gesellschaft hie und da seine Werkstätten offen, gönnt uns bisweilen einen Blick durch die speienden Feueressen in's Innere seines Laboratoriums, und läßt uns an der Hand der Wissenschaft das Schmieden der Glieder schauen, welche die zurückgelegten Altersstufen der Erde an die Gegenwart ketten.

Es geht der Geologie wie der Weltgeschichte. Von der Zeit, da das Feuer noch Alleinherrscher auf unserm Planeten war, weiß jene wenig mehr zu erzählen, als von siedenden Kraterbecken, Schlacken-Ruinen und Thaten der Zerstörung. So weiß die alte Geschichte oft auch nichts Besseres zu berichten, als von Kriegen, umgestürzten Thronen und Unthaten abgestorbener Dynastien. Erst als des Feuers jüngerer Nebenbuhler, das Wasser, mit seinem Dunstkreis und der ihm innewohnenden befruchtenden Kraft einen siegreichen Kampf gegen den alten Monarchen bestanden und ihn dem Erdkern näher, nach dem Innern seiner Veste zurück gedrängt hatte, erst als die Keime organischen Lebens über die Erdoberfläche gestiet waren, entwickelte sich eine mannichfaltige Blüthe selbstständigen Daseyns, wie in der Geschichte der zum Selbstbewußtseyn und eigener Thätigkeit erwachten Völker. Seitdem dauert der Kampf des Feuers und Wassers beständig fort. Ganze Reiche der organischen und animalischen Welt gehen unter in Revolutionen, wie es ganzen Gruppen der Menschenschöpfung auch ergangen; aber das Princip des Schaffens im Reiche des Lebens ist nicht mehr zu vernichten. Es äußert seine Kraft in immer höher entwickelten, edleren Bildungen, wie sie der Geist eines unaufhaltsamen Fortschritts auch an den Geschicken unseres eigenen Geschlechts zeigt, sollte er auch über Brandstätten und Leichenhaufen schreiten müssen. Es ist ein unsterblicher Geist, eine ewige Kraft, ein unabänderliches Gesetz — nennt's, wie ihr wollt; — aber es ist ein durch alle Erscheinungen physischen und geistigen Lebens sich consequent bleibendes Element, welches aus jeglichem Tod ein vollkommeneres Leben erweckt.

Der Leser weiß, daß unsere Stein- und Braunkohlen-Flötze die Grabstätten alter Kulturepochen sind, in der die balsamirten Riesenleichen einer unbegreiflich üppigen Vegetation eingebettet liegen. Hat er Lust, die Diener des Neptun, die großen Ströme, welche ihre Rinnsale durch die Gebirge, die Wälder, die Prärien unserer Erdrinde brechen, in ihrem Erb-Todtengräberamt zu beobachten, so begleite er uns nach dem Delta und der Thalebene des Mississippi.

Was hat er da zu schauen? Ein Riesenwerk von 100 Jahrtausenden unabläßiger Thätigkeit. Es ist die Anschwemmung, welche vom mexikanischen Golf bis herauf nach Kap Girardeau reicht und über 30,000 englische Quadratmeilen Flächenraum deckt. Diese ganze Landschaft besteht aus Morästen mit üppigem Baumwuchs, zerstreuten Seen und verlassenen Flußschlingen, die sich allmählig mit den vegetabilischen Stoffen, welche der Strom mit sich führt, anfüllten, während bei seinen Ueberschwemmungen an den äußeren Rändern derselben die dichten Binsenmatten, Rohre und Schilfe die eintretenden Wasser filtrirten und den schweren, mit erdigen Substanzen vermischten Niederschlag absetzen. In das tiefere Wasser der Niederungen, wo kein Wald wachsen kann, flößt der Strom die Baumstämme aus dem Oberlande herab. Sie betten sich in die Ablagerung von Blättern und zersetzten Pflanzen, welche üppig um den Rand der Moräste wachsen. Zu Grunde jener Cypressen-Marschen lagert sich aus den erdigen Beimengungen des Wassers eine zähe Thonschicht ab, in welches die Wurzeln der Bäume sich ausbreiten; eine unverkennbare Analogie mit den Schieferthonen der älteren Steinkohlenflötze. Von Zeit zu Zeit verursacht eine nie rastende vulkanische Thätigkeit Senkungen an der Oberfläche, wie das „gesunkene Land" in der Nähe von New-Madrid durch das Erdbeben von 1812 entstanden ist. Dadurch tauchen die bewachsenen Waldflächen unter das Niveau des Wassers, welches die unteren Theile der aufrecht stehenden Bäume mit Sand und Schlamm umhüllt, die oberen Theile zersetzt und so fossile Wälder bildet; oder der Fluß nimmt seinen gestörten Lauf über die gesunkenen und seit Tausenden von Jahren mit vegetabilischen Ueberresten angefüllten Moräste und schwemmt sie mit Flußsand an, gerade, wie wir in den Kohlenbecken den Sandstein oft unmittelbar auf dem Kohlenflötz aufgelagert finden. Wenn mehre solcher Senkungen Statt haben, so müssen selbstverständlich Schichten wechseln, wie wir dies in der Steinkohlenformation so häufig antreffen. Bei Ausgrabungen in Louisiana hat man umgestürzte Baumstämme in Thon eingebettet gefunden, die 2000 Jahrringe zählten und unmittelbar darüber eine jüngere Vegetation von Bäumen, die ein Alter von 800 Jahren nachweisen; die in noch höheren Schichten folgenden Generationen zeigten ebenfalls hohe Lebensalter. Bei New-Orleans hat man zehn verschiedene über einander steigende Staffeln von Baum-Vegetation angetroffen, die zusammen eine Bildungsdauer von wenigstens 10,000 Jahren ergaben, seit der erste Baum in jenem Becken keimte. Ein langer Zeitraum! und doch nur ein kleiner Bruchtheil desjenigen, welchen wir der Thätigkeit des Mississippi zugestehen müssen, wenn wir die Zeit berechnen, welche die Kon-

struktion des Delta, vom Boden des mexikanischen Golfs auf bis zu seiner jetzigen Höhe und Ausdehnung gekostet hat. Beobachtungen haben gezeigt, daß durchschnittlich 3000 Pfund Mississippi-Wasser ein Pfund feste Stoffe mit sich führen und Bohrversuche am See Pontchartrain, an der Spitze des Delta, hatten mit 600 Fuß Tiefe noch nicht einmal den Alluvialschlamm durchsunken. Da nun die jährlich herabgefluthete Masse, bei normaler Schnelligkeit und Mächtigkeit des Stromes, an 4 Milliarden Kubikfuß beträgt, so hat er zur Bildung des 13,600 Quadratmeilen großen Delta's allein 167,000 Jahre gebraucht, und nimmt man die Alluvialmasse der oberen Thalebene zur Hälfte jener Mächtigkeit an, und ihre Ausdehnung auf nicht mehr als die des Delta's selbst, obgleich sie in der That viel größer ist, so berechnet sich die Land machende Thätigkeit des „Vaters der Ströme" auf 300,000 Jahre. Zu kurz ist diese Rechnung dennoch, denn einen großen Theil des fein zertheilten und leichten Sediments nimmt der Fluß mit hinaus in den Golf, wo es, von der Meerströmung erfaßt, bis nach den Bänken von Neufundland fortgeführt wird.

Die hier berechnete schöpferische Kraft eines der Hauptströme der Erde ist doch nur noch ein Anfang ihres Wirkens. Es ist wahrscheinlich, daß der Mississippi noch Millionen Jahre fortfährt, aus allen Theilen des nördlichen Kontinents Materialien zu seinen Bauten im mexikanischen Golf zusammenzutragen und einen Damm nach der südamerikanischen Halbinsel zu legen. Und in der Lebenszeit des Kontinents füllt auch diese Arbeit nur einen kurzen Abschnitt aus, wenn wir bedenken, daß die Bluffs, die jetzt die Grenze der großen Alluvial-Ebene darstellen, selbst nur eine Süßwasserbildung sind mit Ueberresten einer ausgestorbenen Thierwelt, und sie einem Alter angehören, in dem der Lauf der Flüsse und die Gestalt des Welttheils unendlich fern von unserer jetzigen Vorstellung liegen. Am Ohio hat man alte Seeküsten aufgefunden, deren Wände von Eis polirt sind und die geognostischen Vorkommnisse in Arkansas beweisen, daß der Red-River vormals an einer ganz entgegengesetzten, jetzt wasserlosen Gegend seine Anschwemmungen rother Erde vollbracht hat und seine Vereinigung mit dem Mississippi jüngeren Datums seyn muß. Betrachten wir noch die unermeßlichen Steinkohlenbecken und die älteren fossilen Umbildungen organischen Lebens am Missouri, so gerathen wir auf Zeiträume, für die uns die Ziffern ausgehen und das Maß der eigenen Begriffe nicht mehr ausreicht. Und doch sind sie nur Pulsschläge im vergänglichen Daseyn des Planeten — Momente des Erdenlebens.

Das Bauwerk des Mississippi ist zu einer Frage der höchsten volkswirthschaftlichen Bedeutung geworden. Seit den riesenhaften Fortschritten, welche die Entwickelung seiner Uferstaaten nimmt und seitdem sich der Schwerpunkt der nationalen Interessen, Ackerbau, Handel, Politik und Bevölkerungszahl, mehr und mehr dem Binnenlande zuwendet, dessen Verkehrsstraße der Mississippi selbst bildet, und dessen Emporium die Stadt New-Orleans ist, dieses Alexandrien der neuen Welt, — sind die Hauptmündungen des Mississippi das eigentliche Thor

Amerika's. Ohngefähr 90 Meilen von der Küste theilt sich der Strom in mehrere Arme, durch die er seine Fluthen in den mexikanischen Meerbusen ergießt. Die ältesten Beobachtungen und Karten zeigen vier solcher der Schifffahrt zugänglichen Wasserpässe; jetzt unterscheidet man deren nur noch zwei, den südöstlichen und südwestlichen Paß, von denen nur noch der letztere Schiffen bis 18 Fuß Tiefgang die Einfahrt erlaubt. Leider werden die Mündungen mehr und mehr von Sandbarren blockirt, welche, oft viele Meilen lang, die Dämme darstellen, vermöge deren der Mississippi seinen Wasserbauten Festigkeit verleiht und unter deren Schutz er sie allmählig weiter in den Golf hinausschiebt. Diese Barren (Sandbänke) stehen mit dem Festland in Verbindung. Sie bilden Lagunen, welche die Arbeit des Ausfüllens und Zusammentragens der leichteren vegetabilischen Stoffe vor dem Andrang der Fluth und dem störenden Einfluß der Golfströmung bewahren. Im Delta selbst finden sich mehrere solcher nun dem Festland einverleibten Lagunen-Dämme, z. B. diejenigen, welche den See Pontchartrain nach der Südseite eindeichen und dessen allmählige Ausfüllung noch vor sich geht. Es haben jene Barren bereits das Versiegen von zwei Mündungen des Stromes bewirkt, und sie werden bald auch den südöstlichen Paß unzugänglich machen, dessen Tiefe unter dem Niveau des Meeres seit den Beobachtungen im vorigen Jahrhundert sich bereits von 18 Fuß auf 8 Fuß hob, eine Erscheinung, welche die ernstesten Besorgnisse erweckte und die schon seit 1833 eine Kommission von Experten mit Plänen zur Abhülfe der drohenden Gefahr beschäftigt. Man sann zunächst auf Ergründung der Ursache der Barrenbildung, um durch deren Entfernung die Wirkung zu paralisiren; aber alle darauf sich gründenden Versuche und Anstalten zeigten sich als erfolglos. Eine sorgfältigere neuere Untersuchung ergab, daß jenes Phänomen auf ganz eigenthümlichen Umständen beruht. Die ausströmende Süßwasserschicht fluthet nämlich mit unverminderter Geschwindigkeit weit über die Barre hinaus und führt Sand und vegetabilische Stoffe mit sich in die offene See. Am Meergrund aber ist eine Strömung in entgegengesetzter Richtung thätig, welche die zu Boden gesunkenen Stoffe aufnimmt und wieder gegen die Strommündung zurück führt. In trockenen Sommern tritt diese Salzwasserströmung viele Meilen weit in das Flußbett hinauf; an ihrem Wendepunkt verliert sie die Kraft, die mitgeführten Sedimente weiter zu tragen und setzt sie da ab; bildet aber dann eine dritte leichtere Wasserschicht, die zwischen der obenschwimmenden ausströmenden Süßwasserlage und der Gegenströmung des Salzwassers am Grunde des Meeres wieder ausfließt. Bei verschiedenem Wasserstand des Flusses und veränderter Widerstandskraft der Gegenströmungen verändert sich folgerecht auch der Standort der Sandbänke und dies erklärt die fortwährende Beweglichkeit derselben. Ein wirksames Mittel, dem so schädlichen wie uninteressanten Phänomen wirksam zu begegnen, ist noch nicht gefunden. Man hat sich bisher darauf beschränkt, mittelst kräftiger Baggermaschinen einen Kanal durch die Barren offen zu halten, so daß größere Schiffe mit Schleppbooten an die Stadt gebracht werden können. Vor der Höhe von Balize, der Lootsenstation, kreuzt jetzt beständig eine Flottille von 30 Dampfern, um diesen Schleppdienst zu versehen.

Es wird noch einen schweren Kampf gegen die Macht der Elemente kosten; aber das technische Genie und der amerikanische Unternehmungsgeist werden ihn bestehen. Die Lagunenbauten von Venedig und die Riesendämme in Holland, die Docks an der Themse und am Mersey erscheinen wie Kinderspiel gegen Das, was an den Mündungen des Mississippi gethan werden muß, um zu erreichen, was die Interessen der Republik gebieterisch fordern: — eine freie sichere Einfahrt für Handels- und Kriegsflotten jeder Größe zum Hafen von New-Orleans. An allen anderen Haupthäfen Amerika's, New-York, Boston, St. Francisko, hat die Natur Alles gethan, um der Menschenhand die Arbeit zu sparen. Deswegen sind auch die nautischen Anlagen der Amerikaner so dürftig und provisorisch. — Es liegt im amerikanischen Charakter, in seinem Individualitätsstreben und Egoismus, nur für sich, höchstens für die mitlebende Generation zu arbeiten; Jeder will den Genuß der Arbeit selbst erhaschen; es ist seltener der Staat, welcher für das allgemeine Wohl, für die Zukunft Opfer bringt, man sieht nur den Eigennutz, der um des eigenen Gewinns schafft. Deshalb die Hast und Liederlichkeit, mit der große Werke ausgeführt werden. Taugen sie nicht mehr für die nächste Generation, was kümmert's die Erbauer? In jenem Fall aber scheint die Natur, diesem Charakterzug zum Trotz, die Tüchtigkeit seiner Arbeit, den Muth seines Unternehmungsgeistes, die Kraft seiner Mittel und die Unermüdlichkeit seiner Ausdauer herausgefordert zu haben — Alles hat sie gethan, das Giganten-Werk zu erschweren und die Hand abzuschrecken, die sich daran wagen möchte. Daneben aber hat sie dem Gelingen des großen Werkes köstliche Früchte verheißen, zu lockend für die amerikanische Spekulation und zu gebieterisch gefordert vom Bedürfniß und den Interessen einer großen, erleuchteten und in der ersten Reihe der Civilisation schreitenden Nation. Es ist hier nicht mehr mit hölzernem, vergänglichen Pfahlwerk, mit lockeren Dämmen aus Triebsand und Kies, mit leichtgebauten Leuchtthürmen und Waarenhäusern, mit einsinkenden Docks und versumpfenden Kanälen gethan; es handelt sich nicht mehr um eine Arbeit von ein paar Jahren, die den Unternehmern oder Aktionären reichliche Dividende gibt und durch Flickwerk ein kurzes nothdürftiges Daseyn fristet, sondern es gilt ein nationales Werk aufzurichten, für das der Patriotismus den Säckel öffnen muß, ein Werk, vom Volke gebaut und dessen Vollendung hunderte von Millionen und ganze Menschenalter erfordert, ein Werk, sage ich, dessen enorme Kosten an Kapital und Arbeit den großen Interessen der künftigen Staatsentwickelung recht eigentlich zu Gute kommen soll, ein Werk, das sich die Segnungen der Nachwelt verdienen soll. Und wenn der amerikanische Kaufmannsgeist kein Krämergeist ist, wird er sich zur Höhe dieser Idee schwingen und Etwas schaffen, gegen das die Wunder der alten Welt zu Zwergen schrumpfen. Wo heute der Fuß im Morast watet, werden unsere Nachkommen auf prächtigen Quais lustwandeln, wo nacktes Rohr unübersehbare Flächen deckt, werden blühende Kulturen und Plantagen prangen, wo elende Lootsen- und Fischerhütten im Sumpf versinken, werden prächtige Städte und Landhäuser das Auge entzücken, wo die Fahrzeuge mühsam über die Sanddünen sich schleppen und die Dampfboote dicken, schwarzen Schlamm auf-

wählen, werden die Flotten aller seefahrenden Nationen ankern und wo jetzt giftige Miasmen und Fieber die Luft füllen, wo Tausende alljährlich ihr frühes Grab finden, wird der reine Himmel des Südens wieder zum Vorschein kommen und eine Bevölkerung von Millionen wogen, die sich ihres Glücks, Wohlseyns, Reichthums und Genusses erfreuen.

DCCLXXII. Der Parnassus in Griechenland.

Auch die Mythe ist bisweilen conventionell und sie bewegt sich in Formen, die bei ganzen Völkergruppen stereotypisch erscheinen. Namentlich ist das mit der Vorstellung von einer Regeneration des Menschengeschlechts der Fall. Als der Herr der Welt, „dessen Stuhl der Himmel ist, während die Erde sich als Schemel seiner Füße unterbreitet", in seinem Zorn die große Fluth aussandte, um die alte Erde von ihren sündigen Geschöpfen rein zu waschen, hatte er hohe Berge hie und da erlesen, an denen er den Wassern ihr Maß vorzeichnete, bis wie weit sie sich versteigen durften. In Asien war's der Ararat, in Peru der Titikaka, in Griechenland der Parnassus, welche trockenen Hauptes blieben und auf denen die Auserwählten des menschlichen Geschlechts sich retteten, um als Ueberlieferung der alten und Ausgangspunkt der neuen Welt- und Menschengeschichte zu dienen und von kommenden Herrschern als Keim ihres Stammbaumes gebraucht zu werden. So führten in Peru die Inkas, in Mesopotamien die mächtigen Patriarchen ihre Herkommenschaft auf jene Unica ihres Geschlechts zurück und die Könige von Phocis behaupteten, die direkten Nachkommen des Helden Deucalion zu seyn, dem das Geheimniß anvertraut war, seine Unterthanen aus Drachenzähnen zu ziehen, die er auf dem Parnaß aussäete, um alsbald gewaffnete Krieger zu erhalten — das Material, um Völker und Reiche zu gründen.

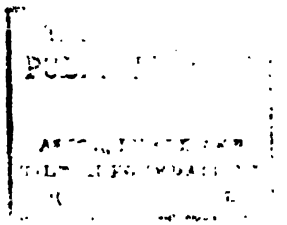
Als durch die aufgethanen Schleußen des Himmels die erste Zeit mit ihren Greueln begraben war, und wieder aufgegangen die jungen Keime im Schooß der gereinigten Erde, da wurde, wie uns die Mythe versichert, zwischen Gott und dem verjüngten Geschlecht ein neuer Bund errichtet. Aber die Völker arteten aus in neuen

DER PARNASSUS

GRIECHENLAND.

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Institut in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.



Frevels, der Fluch der Knechtschaft wurde geboren, blutroth wurde die reine Flamme des Himmelslichts in den Tempeln des Molochs, blau und bleich im ägyptischen Schattenreiche, sie erlöschte im Garten Indiens; herrlich strahlte sie fort an Griechenlands Olymp allein. Die Hellenen wurden die Schooßkinder der antiken Wunderwelt; unter ihnen ließen sich die alten Götter nieder und der Berg, den wir auf unserem Bildchen sehen, war lange ihre heitere Wohnung und der Lichtträger für die Welt. Als aber die Verheißung, die Hellas zur Geistersonne erkoren, sich erfüllt hatte, das heitere Glück vor den Stürmen des Kriegs aus dem Lande floh, und das Wunderkind, im Zeichen des Lammes geboren, eine neue Zeit verkündigte: da wurde es auch den alten Göttern unheimlich auf ihren Bergen, sie zogen davon und mit ihnen das Glück aus dem griechischen Leben; verlaufen war die alte Zeit, und vom verödeten Parnaß ging die Strömung der Ideen hin zum Fuße des Libanon.

Wie würden Apoll und seine Musen trauern, wenn sie ihren Götterſitz jetzt wieder sähen. Des Parnassus sonst ewig sonniger Scheitel trägt eine beständige Nebel- oder Schneekappe, auf seinen kahlen Felswänden wachsen keine Oliven mehr, gehen keine Saaten, geschweige Drachenzähne auf, Geier und Adler nisten in den Altartrümmern, die sonst wohlriechende Opfer zum blauen Himmel sandten, und wo die Dryaden alljährlich ihre heiteren Feste feierten, treiben nur noch rauhe Winde ihr Spiel. Die Stätte des Tempels von Delphi selbst, in dem Plinius noch 3000 Bildsäulen von Gold und Marmor zählte, verunstalten elende Hütten, und aus der kastalischen Kluft, wo der goldene Dreifuß der Pythia stand, lugt dann und wann ein griechisches Räubergesicht, das dem Reisenden auflauert, der nach den klassischen Orten pilgert. Wie sein schönes Götterthum, ist ja ganz Hellas zur Ruine geworden.

Der alte Götterſitz erhebt sich von dem nordöstlichen Plateau Hochgriechenlands als eine fast ganz nackte Steinmasse zu einer Höhe von 7500 Fuß. Nur ein schmaler Gürtel dunkler Tannen umschließt seine Seiten. An seinem Fuß, im Thale, wo das alte Daulis stand, lebt noch ein Menschenschlag, der griechisches Blut, griechische Züge und sogar griechische Tracht in erkennbarer Reinheit erhalten hat und in der frischen Bergluft ein unabhängiges Leben führt. Die türkische Eroberung hatte das Völkchen aus der Ebene auf diese luftigen Höhen getrieben, wo sie aus den rauhen Gebirgsabhängen Getreidefelder und Weinberge schufen. Von da aus ist's noch ein sechsstündiger, beschwerlicher Stieg bis zur Spitze. Eine dem höchsten Gipfel gegenüber stehende Felswand, auf der die Alten, wenn sie des Lebens satt waren, sich, ihren Göttern zum Opfer, selbst den Tod gaben, heißt noch der Greisenfels. Der Gipfel selbst ist eine mehrfach gezackte Felskante von Kalkstein. Zehn Monate im Jahr ist er von Schnee bedeckt. Hoch am Berg liegt die korykische Grotte, das Heiligthum der Nymphen, ein ungeheures Stalaktitengewölbe. Während des Befreiungskrieges fand vor den Türken die ganze Bevölkerung des Thales darin Schutz und jetzt noch werden die schwarzgeräucherten Tropfsteinkammern gelegentlich von Raubgesindel bewohnt. Ein rauher

Pfad führt über den Rücken des Gebirges, im Zickzack an einer jähen Felswand hinab nach dem Dörfchen Kastri. Zwei senkrechte, rothgraue Kalkfelsen ragen mehrere hundert Fuß hoch über dieser Felswand empor und umschließen eine romantische Schlucht, aus der ein plätschernder Bach hinab in's Thal eilt; — ein paar Stufen führen in's Innere der Schlucht zu dem Bassin der kastalischen Quelle, dem geweihten Bade, das die pythischen Jungfrauen sich für ihre Weissagungen vorbereiten und läutern mußten. Jetzt wuchert frische Brunnenkresse aus den Fugen der zerbröckelten Marmorumfassung. Hinter dem Becken führt ein verschütteter, mit Steinplatten verdeckter Gang zur Dunsthöhle, welche das Orakel verbarg. Noch zu Hadrians Zeit war der heilige Ort vom Tempel des Apoll umschlossen; über einer Felsenspalte, aus der die inspirirenden Dämpfe aufstiegen, stand der goldene Dreifessel mit Lorbeeren und Blumen umwunden. Von dem in das Allerheiligste geleiteten Wasser der Quelle Kassotis trank vor dem Wahrsagen die bleich und verstört blickende Pythia, und ließ sich auf dem Dreifuß sitzend von dem Athem der Unterwelt umnebeln, bis sie in Raserei verfiel und unter Geheul unverständliche Worte und Töne ausstieß — das war das Orakel, welches die Priester sorgfältig aufzeichneten und, geordnet und ausgelegt, dem Fragenden für Gold einhändigten, gewöhnlich in Versen, da keine Sprache so geeignet ist als die der Dichter für eine dunkle Bedeutung und eine räthselhafte Auslegung. Bis zum Verfall des Römerreichs erhielt sich das Orakel in Ansehen und erst die Raub-Einfälle der kriegerischen Scythen und Gothen machten der Herrlichkeit und dem Hokus Pokus ein Ende. Die goldenen Statuen, Gefäße und der Dreifuß wurden von den Barbaren fortgeschleppt, der Tempel zerstört, Pythia und ihre Priester wanderten aus und überließen die heilige Stätte den Eulen und Geiern, deren Geschlecht noch da horstet. An der Ostseite der kastalischen Kluft steht zwischen Olivenbäumen ein verlassenes Kloster, etwas weiter die Ruine eines dorischen Tempels zwischen umhergestreueten, ausgeraubten Sarkophagen.

Am Fuß des Parnaß drängt sich aus einem engen Thal das Flüßchen Pleistos hervor und schlängelt sich durch eine mit herrlichen Oelbäumen bewachsene Ebene in's Meer. An dieser Stelle war es, wo Apoll landete, als er in Delphin-Gestalt sein Schiff und sein Heiligthum von Kreta nach Delphi brachte. Hier wurden auch die pythischen Spiele gehalten. Am einst so berühmten Hafen sieht man bloß noch ein paar verfallene Hütten; die Küste des nahen Bulis, welche die Fischer der Purpurmuschel einst so sehr belebten, ist jetzt versandet und verödet.

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R

DIE GROSSE ADELSBERGER GROTTE

Aus d. Verlage des Bibl. Instit. in Hildburgh.

Eigenthum d. Verlegers

DCCLXXIII. Die Adelsberger Höhle.

In keinem der Höhlenbilder, die wir noch unsern Lesern vorgeführt haben, hat die baukünstlerische Hand der Natur so unerschöpflich an Idee, so erfinderisch in Formen und so verschwenderisch in der Ausstattung gewaltet, als in den krainer und illyrier Höhlen. Die dortige Kalksteinformation, die in der Oberfläche eine dürre, steinige und wüste Gegend bildet, hat sich unterirdisch eine zauberische Welt geschaffen, ein Labyrinth von wunderbaren Stalactyten-Bildungen, die viele Quadratmeilen weit sich erstrecken und durch mehr denn tausend Eingänge den Zutritt gestatten. Der bekannteste, besuchteste und an Reichthum und Großartigkeit ihrer Bildungen interessanteste Theil aber, das Westende der wunderbaren Grottenstadt, ist die Höhle im adelsberger Kreis. Ein Flüßchen, das sich durch das Mundloch in das Innere der Höhle ergießt, zeigt den Weg. Nachdem man hundert Schritte längs eines engen Kanals zurückgelegt, öffnet sich die unterirdische Landschaft in ein tiefes Thal, in das der Fluß über einen jähen Abhang brausend hinabstürzt und gewährt durch die magisch erleuchteten hohen Felsspalten und Seitengänge den Eindruck einer Fernsicht in den Alpenregionen bei sternheller Nacht. Ein Pfad führt hinab über eine Brücke nach der andern Seite der Schlucht zu den hohen Galerien und Gängen, die da ausmünden. Schimmernd weiße Säulen wölben sich über den Eintretenden, der das dröhnende Echo seiner Schritte hört, wie in den langen Kreuzgängen eines gothischen Klosters. Weiter und höher werden die Gänge, die Tropfsteinbilder immer imposanter, bis der Raum sich zum Schiff eines hohen Domes erweitert, der wie aus weißem Marmor gemeißelt scheint. Kleinere Kuppeln und Hallen stoßen daran, von schlanken maurischen Säulen getragen, mit Schnitzwerk und Arabesken an den Kapitälern, so reich und schmuck, wie die Gemächer der Alhambra. Von einem Säulengange wandert man nun in den andern, von einem Dom zum andern, von einer Palaststraße in die andere; unendlich ist die Mannichfaltigkeit der Formen, der Baustyle, der Façaden und Dekorationen, und die umherschweifende Phantasie entdeckt mit jedem Schritt neue Gestalten, neue Erscheinungen, neue Ebenbilder von thierischen oder menschlichen Schöpfungen; im Volksmunde haben sich hier die meisten stabilen Namen gebildet, so der versteinerte Wasserfall, eine große und kleine Kanzel, eine Orgel, eine betende Jungfrau, ein Löwe, ein Palmbaum und noch allerlei Gethier und Gewächs, welche die Führer dem Besucher alle so bestimmt benennen, als wären sie Taufzeugen gewesen. In einem Turniersaal hält das Landvolk der Um-

gegend jährlich Ball, und selbst ein Kalvarienberg mit den Figuren der Gekreuzigten versammelt zeitweilig Andächtige sogar im unterweltlichen Reiche des Leibhaftigen.

Das einzige animalische Leben in dieser ewigen unterirdischen Nacht ist ein seltsames, aber wunderbar schön gebildetes Thierchen, spannengroß, halb Fisch, halb Eidechse, das die Gewässer der Höhle bewohnt.

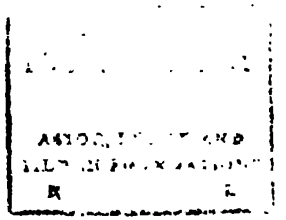
DCCLXXIV. Helsingfors mit Sweaborg.

Wir stehen wieder einmal an einer Pause des hundertjährigen Streites, den zwei unversöhnliche Principien, welche das östliche vom westlichen, das slavische vom romano-germanischen Europa scheiden, das konservative und agressive Princip, gegen einander kämpfen. Es ist ein Kampf, der mit der vollständigen Niederlage des einen oder des anderen und mit der unbestrittenen Herrschaft des Siegers über Europa enden muß. Eitle Parteilichkeit hat ihn einen Kampf der Barbarei gegen die Civilisation genannt, und kurzsichtige Ausleger der Geschichtsräthsel wollen in ihm die Vollstreckung eines politischen Testaments erkennen, das aus dem Kopf eines großen Mannes stamme und in der Herrscherfamilie der Romanow erblich sey. Beide verwechseln die äußere Erscheinung mit dem inneren Wesen. Die barbarische Sitte, Krieg und Blutvergießen, sind nur die Blitze, die sich bei'm Zusammenstoß feindlicher Elemente entladen, und das politische Vermächtniß eines Despoten ist bloß der Wegweiser, der dem innern Bewegungsdrang einer jungen, ungestümen Kulturentwickelung die Richtung anzeigt. Es ist der natürliche und berechtigte Zug im Charakter eines auf dem Kulturweg vorwärts drängenden Volkes, seiner Kraftentwickelung Raum zu schaffen, und nach Thaten zu verlangen. Die Ziele aufstrebender Völker liegen immer außerhalb; nur eine ältere, fertige, abgeschlossene Kultur findet Befriedigung in sich selbst und sorgt bloß noch für Erhaltung und Fortbildung des eigenen selbstgeschaffenen Werks. Sie fürchtet und scheut jede Störung von außen im Genuß ihrer einmal erfaßten Ziele; ihr wesentlichstes Interesse ist beständig das der Stabilität. Solcher Art aber ist die westeuropäische Kultur. Offen bekennt sie, daß die Politik ihrer Träger, der geistigen und weltlichen Machthaber, auf Selbsterhaltung allein gerichtet sey. Sie kann nicht anders. Die materielle Kraftentwickelung hat ja längst ihren Höhepunkt überschritten, der Vegetationstrieb, welcher neue Zweige aus dem Stamm wachsen läßt, ist längst erstorben, die überlebende Kraft geht im Reifen der Früchte auf und in der Erhaltung der alten Aeste, die er zum

SWEABORG und HELSINGFORS

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Institut in Hildburg

Eigenthum d. Verleger



eigenen Schutze ausstreckt. In jenen jüngeren Kulturstämmen hingegen, die viel später die Völkerwiege Asiens verlassen haben, als die germanischen und romanischen Raçen, und welche jetzt das slavische Reich ausmachen — in diesen wuchert der Trieb und Saft zum Wachsen noch in voller Kraft, und die Entwickelung von schlummernden Kulturelementen ist unaufhaltbar. Es ist eben so falsch, die Eroberungslust im Slavenreich auf Rechnung des Barbarismus zu stellen, als wenn man den Geist der römischen Republik, Alt-Englands oder des heutigen Amerika's, welche die großartigsten Länder-Erwerbungen zur Basis ihrer Entwickelung gemacht haben, mit der Civilisation unverträglich nennen wollte. Jede Nation, wie jedes Individuum muß ihr materielles Wachsthum bis zu dem Maß fortgehen lassen und fördern, welches seinen Lebenszielen dient, jedes Volk muß den Raum gewinnen, den es zu seinem Wirken und Schaffen als Schau- und Tummelplatz braucht, und wo es Schranken findet, da muß es Schranken brechen.

Wir, die Friedfertigen, sind freilich übel d'ran, wenn der Nachbar sein Haus erweitern will und versucht, uns das Dach abzudecken und die Wände einzureißen. Sind sie morsch und baufällig, so hilft es nichts, daß wir sie mit unsern Armen zu schützen suchen. Wollen oder können wir nicht neu bauen, so thut es der Nachbar — und wollen wir nicht bei ihm zur Miethe wohnen, so müssen wir weiter ziehen. Der wilde Bergstrom, der sich in's Thal ergießt und den der schmelzende Schnee angeschwollen hat, fragt auch nicht nach den blühenden Kulturen an seinen Ufern, wenn er über die Dämme bricht, die Ernten niederreißt und Fruchtbäume entwurzelt. Er erfüllt seine Bestimmung zu verwüsten und die Keime größerer Fruchtbarkeit auf dem Schauplatz seiner Zerstörung zurück zu lassen. Es walten physische Gesetze im großen Kulturleben, die aller Völkerrechte, Staatsverträge und Menschensatzungen spotten. Wenn das dürre Reiß und die reife Frucht mit dem grünen Stamm einen Vertrag schließen wollten, sich nie von ihm zu trennen, der Wind bräche sie doch; wollte die Luft mit der Erde paktiren, daß kein Hagelschlag mehr auf die Saaten fallen solle; die wetterschwangeren Wolken würden sich doch entladen. Eben so unmöglich ist's, daß zwei so verschiedene Kulturleben, wie das ost- und westeuropäische, Hand in Hand mit einander gehen und in dauerndem Frieden dasselbe Haus bewohnen.

Peter der Große, der Organisator des jetzigen Slavenreichs und der Apostel seiner Politik, war der Erste, in dem das instinktmäßig treibende Verlangen nach Weltherrschaft im Russenvolke zum Selbstbewußtseyn kam, die zerstreut liegende Kraft sammelte und auf eine Bahn führte, der Erste, der in raschen Erfolgen dieses Volk dem vorgesteckten Ziele näher brachte. Peters großer Geist hat diejenigen Elemente der westeuropäischen Civilisation klar erkannt, welche ihr ein Uebergewicht über die rohe Kraft verliehen und er hat diese Elemente seinem Staatsgebäude eingeflochten, während er sorgsam bemüht war, fern zu halten Alles, was korrumpirend und zersetzend auf dessen Organismus einwirken konnte. Peters verständiger Wille hat seinem Reiche nur die Früchte

der Civilisation zu eigen gemacht, die Ideen aber konsequent verfolgt, welchen die europäische Gesittung entsproß. Jene waren ihm ein Werkzeug seiner Macht, in diesen sah er den gefährlichsten Feind seiner Pläne. Seine Nachfolger sind keinen Zoll breit von diesen Grundsätzen abgewichen. So steht nun das heutige Moskowiter-Reich da, wie ein Gebilde aus einem Guß: ein Geist, ein Ziel, ein Wille beleben diesen Riesenkörper bis in seine äußersten Glieder, und erst jetzt hat es der Welt den Beweis geliefert, daß an Kraft und Mitteln es sich mit den vereinigten Großmächten Westeuropa's zu messen versteht. Der Krieg hat Rußlands Macht erstarkt im Selbstvertrauen, hat ihm selbst die eigenen Schwächen und Gebrechen kennbar gemacht, deren Heilung seine nächste Sorge ist, er hat den Prüfstein an Freund und Feind gelegt und seiner Politik nach außen ein so kluges Spiel gelehrt. Nicht den Westmächten, nein! Rußland muß am Ende der Rechnung der Gewinn zugesprochen werden, wenn man unparteiisch die Bilanz zieht.

Nun kommt die andere Zeit, die Zeit, in der die Saat des nationalen Zerwürfnisses aufgeht, welche zwischen die Allianzen der Westmächte geworfen ist. Der stille Krieg ist an den Platz des lauten Kampfes getreten, der seine Schlachtendonner durch die Berge rollte. Der unter der Asche glimmende Streit unter den Partei-, Volks- und Dynasten-Interessen, er wird von Neuem sich entzünden, er wird die Lebenskraft der Weststaaten verzehren, um Rußlands regenerirter Uebermacht die Gelegenheit zu geben, das prophetische Wort des Gefangenen von St. Helena noch innerhalb der gegebenen Frist in Erfüllung gehen zu lassen.

Eine der frühzeitigsten Bestrebungen Rußlands war das Aufgeben seiner Binnenstellung, die Verbindung mit den Meeren. Es fand ein uraltes Kulturvolk, das vom Altai eingewandert war, die Finnen, welche die Küsten der Ostsee und ihrer beiden Meerbusen bewohnten und ihre Zweige bis nach dem Ural hinstreckten. Die Schweden brachten um's Jahr 1300 das Christenthum in's Land; mit dem Kreuz das Schwert. Drei Jahrhunderte hindurch kämpften die Finnen mit abwechselndem Glück um ihre Unabhängigkeit, nicht nur gegen die Schweden, sondern auch gegen ihre deutschen Nachbarn, die mächtige Republik Nowgorod, und gegen die kriegerischen russischen Könige. Die schwedischen Waffen waren siegreich. Der große Schwedenkönig Gustav Adolph sah nicht bloß Finnland, sondern auch Esthland, Liefland und Kurland unter seinem Scepter vereint und zur lutherischen Lehre bekehrt. Da erhielt Rußland seinen Peter den Schaffenden, und dieser große Mann schob den Riegel zurück, welcher die Entwickelung Rußlands hemmte. Kühn beanspruchte er die Küstenländer, um Petersburg zu bauen und sein Reich zur Seemacht ersten Ranges heranzubilden. Der Sieg von Pultawa erwarb ihm die werthvollsten finnischen Provinzen und befreite sein junges Petersburg für immer von gefährlicher Nachbarschaft. Noch widerstand zwar der Patriotismus des eigentlichen Finnlands den Eroberungsgelüsten der Nachfolger Peters, bis unter der Regierung des letzten Wasa auch an ihm das lang vorbereitete Geschick sich erfüllen sollte. Napoleon verlangte den Zutritt Schwedens zum Kontinentalverein

gegen England, und Rußland eilte, auf dessen Weigerung, an Finnland Exekution zu vollziehen. Alle Anstrengungen der schwedischen Tapferkeit blieben fruchtlos. Beim Tilsiter Frieden gab Napoleon Rußland die Einwilligung zum Verschmelzen Finnlands mit dem russischen Völkerkoloß. Schweden selbst mußte im Frieden von Fredrikham 1809 die Abtretung ganz Finnlands und der Alands-Inseln und das volle Besitzthum Rußlands anerkennen und somit die älteste und theuerste seiner Eroberungen verloren geben. Das russische Scepter gebot seitdem bis zum Nordkap; es herrschte über sämmtliche finnische Stämme.

Finnlands Wichtigkeit beruht in seiner geographischen Lage. Es ist ein armes, ödes Waldland, das für seine 224 Bewohner auf die Quadratmeile der meisten Mittel des Lebens entbehrt und fast jeden Bissen Brod vom Nachbar, dem wohlhabenderen Esthland, kaufen muß. — Wer Finnland besuchen will, kommt gewöhnlich mit dem Dampfboot von Reval, welches regelmäßig nach Helsingfors fährt. Es ist fast immer eine unruhige Fahrt bei trübem nebligen Wetter mit kurzen scharfen Windstößen und steilem, heftigen Wellenschlag. Unzählige Mövenschwärme, die auf den Ausläufern der Scheeren nesten, verrathen zuerst mit ihrem Blinkern, Glitzern und Flackern den Saum des finnischen Landes und bald nachher tauchen die Felseilande auf, deren halbkreisförmige Stellung vor einer tiefeinschneidenden Bucht zur Anlage von Sweaborg benutzt worden ist. Das Fahrwasser dieser Gegend ist stets sehr gefährlich; zwischen Riffen und Bänken führen nur zwei schmale Einfahrten, für größere Schiffe praktikabel, in das Becken von Sweaborg, dem nordischen Gibraltar, das 1749 die Schweden gegen Rußland aufgeführt haben. Auf Wargö, der größten der Felsinseln, erhebt sich ein terrassenförmig gebautes Kronwerk, die Kommandantenwohnung und das Zeughaus mit bombenfesten, in Fels gehauenen, Magazinen und Kasematten. Grau und finster schauen die Festungsbauten mit ihren drohenden Geschützluken über die See. Rechts und links hin starren sechs kleinere Eilande und Klippen im Granitgewande der Bastionen und Fortifikationen aller Art; sie bilden zusammengenommen jenen weiten Halbkreis von Vesten, welcher, ein undurchdringliches Schild, jeder fremden Gewalt die Annäherung verbietet. Unter seinem Schutz liegt der Kriegshafen, in welchem beständig einige Divisionen der großen Flotte ankern, die Rußlands Herrschaft auf der Ostsee repräsentirt.

Es ist ein großer, doch düsterer Anblick, diese von sieben Felsenforts umkrämpte Bucht von Helsingfors. Hinter dem Festungsgürtel thut sich ein farbloses Gestade auf, dessen Saum von tiefen Schluchten eingeschnitten ist; hie und da klebt ein langgestrecktes rothes Haus. Die eingeschlossene Wasserfläche ist das Bild vollkommener Kriegsbereitschaft. Tonnen, Barken und Flaggen schaukeln sich über verdeckten Klippen und Untiefen, dazwischen schießen die Boote und kleinen Dampfer umher, und die Menschen, denen man begegnet, zeigen sich als die willenlosen Diener der Macht, deren Livree sie tragen. Man gewahrt keine anderen menschlichen Wohnungen als Kasernen und Kasematten, hört nichts als Trommeln, Hörner, Pfeifen und Schießen, oder den langgezogenen Ruf der sich ablösen-

den Schildwachen; dazwischen das schrille Krächzen der Seemöven, welche schaarenweise dem Dampfschiff folgen; aber keine Spur von dem bunten Treiben und freien Leben eines Handelshafens. Die ganze Erscheinung deutet nur auf das Eine hin — auf den Krieg.

Doch bald thut sich ein anderes, freundlicheres Bild auf. Bei einer Wendung des Dampfers um ein Felseneiland fällt plötzlich der Blick auf den Hafen von Helsingfors. Das ist ein gar herrlicher, überraschender Anblick. Wer erwartet in diesen Riffen ein zweites Petersburg zu finden? Amphitheatralisch steigt es empor, in jenen weitgedehnten Bauten des imponirenden petersburger Styls, der die italienische Palastarchitektur und den berliner Kasernengeschmack in sich vereinigt und es auf eine Wirkung durch Massenhaftigkeit und Dekoration abgesehen hat. Jene kolossale Gleichmäßigkeit und Uniformirung, welche alle russischen Staatsschöpfungen charakterisirt, findet man auch hier ausgeprägt, und man wird inne, daß der siebenköpfige Cerberus eine köstliche Perle der Czarenkrone zu hüten hat, die er sicherlich nur aus Vorsicht in den öden Klippen bewahrt.

Ueber einige Prachtgebäude erheben sich die grandiose Kuppel eines griechischen Domes, die Fronte des Palastes vom Generalgouverneur, die Sternwarte. Man glaubt das Leben und Treiben einer Stadt, wie Petersburg müßte dahinter stecken. Doch ist's nicht so. Die Bevölkerungsliste zählt nur 16,000 Einwohner auf; in den langen, geradlinigen und breiten Straßen begegnet man wenigen Menschen und kaum stört ein rasselnder Wagen die feiertägliche Stille der Stadt, wenn nicht gerade die Mittagsstunden die elegante Welt an den Hafeneingängen versammeln und dann sind unter Sechsen gewiß Fünf in die russische Uniform gekleidet. Im obersten Stadttheil liegt der Senatsplatz, auf dem sich die petersburger Häuserpracht so recht entfaltet, zugleich auch die Grenze zwischen dem alten finnischen und dem heutigen russischen Helsingfors. Die eine Seite des Platzes nimmt das imposante Senatsgebäude ein, gegenüber ist die Universität; an der dritten Seite die prachtvolle Nikolaikirche mit granitenen Säulen und Stufen und blauemaillirten, von goldenen Sternen besäeten Kuppeln; den Schluß bildet das Rathhaus zwischen eleganten Privatgebäuden.

Zur Zeit als Finnland noch unter Schweden und selbst noch im Anfang der russischen Czarenschaft sich als selbstständiges Großfürstenthum behauptete, residirte der regierende Rath in Abo, der uralten Hauptstadt des Landes. Damals hatte er fast souveräne Macht. Als Finnland völlig mit Rußland vereinigt wurde, erließ der Czar ein Manifest, welches dem Land die Erhaltung der lutherischen Konfession, seiner Gesetze und Gerechtsame und ursprünglichen Institutionen für ewige Zeiten zusicherte. Das war aber platter Spott, denn der regierende Rath durfte sich nie wieder versammeln und es regierte für ihn fortan nur ein kaiserlich-finnischer Senat. Im Jahre 1825 wiederholte Nikolaus seines Bruders meineidiges Wort. Wenige Jahre später stellte er einen Generalgouverneur russischer Abkunft über den Senat und versetzte ihn aus der alten Landeshauptstadt nach

der Festung Helsingfors; bald folgte die finnische Hochschule nach, die seit zwei Jahrhunderten in Abo als Pflanzstätte der Bildung und freien Wissenschaft für den ganzen skandinavischen Norden geblüht hatte und nun die russische Uniformirung der Professoren und Studenten, die Einschränkungen in der Zahl der Fakultäten und der Lehr- und Lernfreiheiten ꝛc., welche das russische Reglement vorschrieb; fünfzig epaulettirte Professoren unter dem Oberkommando eines Generallieutenants der Infanterie bilden gegenwärtig den Generalstab, der ein blau gekleidetes Studenten-Regiment von 500 Mann in fünf Hörsälen und einer Klinik einexercirt, um alljährlich in der Aula ein Parade-Manöver zu exkutiren und nach einer gewissen Reihe von Semestern wohl dressirte Werkzeuge für die große Staatsmaschine des Reichs zu liefern.

Helsingfors ist die eigentliche Impfpocke, durch die Finnland mit dem Russenthum inficirt wird. Wer ein Ziel will, muß die Mittel wollen und die Energie, Rücksichtslosigkeit und Willenskraft, mit der Rußland seine Mittel wählt, sind ihrer Erfolge gewiß. Das jetzige Helsingfors hat keine historische Erinnerung, die über 100 Jahre zurückgeht. Gustav Wasa hatte die Stadt eine Meile weiter nördlich angelegt, aber ihr Hafen versandete und die Bürger zogen herunter nach dem wohlgeschirmten Fjord. Die neue Ansiedelung erlag den verheerenden Kriegen, dem Hunger und Feuersbrünsten. Erst nach dem Frieden von Frederikshaven ist's russisch wiederauferstanden, in seiner jetzigen Uniform. Nur landeinwärts ziehen sich ein paar kleine Quartiere alten finnischen Gepräges; krumm, winkelig, die langen niederen Gebäude in braunem Theeranstrich, schmucklos, aber glänzend von Sauberkeit. Hier in ein Haus zu treten, verlohnt wohl der Mühe. Gastfreiheit gehört mit zu den alten löblichen Sitten, an denen der Finne unverbrüchlich festhält; er redet nicht russisch, wenn er nicht muß, sondern am liebsten seine eigene schöne Sprache, oder schwedisch und deutsch. Sitteneinfachheit und strenge Sparsamkeit charakterisiren bis in die höheren Stände das Hausleben des Finnländers und ermöglichen jene allgemeine Wohlhabenheit, die auch auf dem flachen Land so segnend auf Kultur und Gesittung wirkt. Durch das ganze Haus, dessen Anordnung ausschließlich weiblicher Hand überlassen bleibt, waltet ein stiller, wohlgeordneter Geist; grünes Tannenreißig deckt eine glänzendweiße Diele, gebohnte Truhen und Schränke sind mit solidem Hausrath angefüllt, im weiten Schaukelstuhl am großen Mauerofen wiegt sich der Herr des Hauses, und für Familie, Gesinde und Gäste sind breite Bänke ringsum an der Wand angebracht. Im Verkehr unter sich und mit Fremden gilt noch eine altmodische Rang- und Standesverehrung, die ihrer Form nach weit in's vorige Jahrhundert zurückreicht und die Etiquette unserer abgelegenen Landstädtchen noch an Strenge und Steife übertrifft. Es tritt diese Förmlichkeit namentlich da auf, wo das Russische sich der Gesellschaft bemächtigt und macht, daß das fremde Element keine Anknüpfung findet. Gesellschaftslokale, Theater, Kurhäuser sind in Helsingfors in großer Pracht vorhanden, werden aber nur von den russischen Militärs und Beamten besucht und bieten deshalb eine traurige Unterhaltung. Selbst von den eleganten Kaufläden der neuen Stadt und

den Spaziergängen am Quai halten sich die Finnländer fern, um nur nicht in Berührung mit dem Russenthum zu kommen. Es ist freilich nur noch ein passiver Widerstand, den sie dem Eindringen der verhaßten Fremdherrschaft entgegensetzen können, die übrigens sich wohl bewußt ist, daß sie mit Zwang und Härte nicht viel ausrichten würde und denselben Weg geht, den sie anfänglich mit den Ostseeprovinzen genommen. Sie bietet mancherlei Vortheile mit der einen Hand, während sie mit der andern die Wurzeln aller selbstständigen Entwickelung und nationalen Eigenthümlichkeit unterbindet. Um die Hauptstadt des Landes unter die Batterien von Sweaborg zu legen, wurde das alte Abo seiner historischen Besitzthümer beraubt, sein Seehandel eingeschränkt, sein Hafen vernachlässigt und nach einem großen Brande es selbst dem Verfall anheim gegeben; so ist nun das Gedeihen von Helsingfors ganz an russischen Einfluß gebunden und wirkt mit unwiderstehlicher Gewalt auf das Innere des Landes zurück, das mit allen seinen Interessen von Seestädten abhängig ist. Und trotzdem steht die Russificirung Finnlands noch in ihren ersten Anfängen.

Im letzten Krieg hat Sweaborg, wie Bomarsund, herhalten müssen, den Befehlshabern der französisch-englischen Armada, nachdem sie den Sommer über im baltischen Meer und in sicherer Entfernung von den Kanonen Kronstadts spazieren gefahren, zur Kurzweil an den offenen Küsten der Ostseeprovinzen wehrlose Fischerdörfer in Brand gesteckt und unter unbewachten Viehheerden Razzias gehalten, ein paar, wenn auch noch so armselige, Lorbeeren mit auf den Heimweg zu liefern, um dafür Orden und höhere Staffeln in der Militärhierarchie zu tauschen. Der pariser Taschenspieler hatte die Dreistigkeit, die Beschießung von Sweaborg, bei der ein paar Magazine in Brand geriethen, der öffentlichen Meinung als eine ruhm- und bedeutungsvolle Waffenthat aufzulügen; aber er machte es doch gar zu grob; seine Phrase: „Sweaborg hat aufgehört zu existiren", machte ihn zum Gelächter der Welt.

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

GALVESTON in TEXAS

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

DCCLXXV. Galveſton.

Gerade achtzig Jahre ſind's, ſeit am Firmament der weſtlichen Hemiſphäre ein leuchtend Sternbild aufſtieg, das ſich im Licht der neugeborenen Freiheitsidee wiegte und mit ſeinen glänzenden Strahlen die Nacht erhellte, welche dazumal auf dem geſammten Völkerleben lagerte. Es war eine enggeſchloſſene Gruppe von dreizehn jungen Staatenkörpern. Das Licht aber erzeugte Licht; die ausgeſtreueten Atome ſchoſſen zu immer neuen Sternen zuſammen, reiheten ſich als neue Glieder dem Gebilde an und trugen die Aufklärung weiter in's Dunkel der weſtlichen Völkernacht. Faſt verdreifacht hat ſich ſeitdem die Zahl jener Lichtkörper und in blendendem Glanze ſpannt ſich das Geſtirn über den weiten Horizont; in verſchwimmender Ferne aber erkennt das ſcharfe Auge des Sehers noch manchen ſchimmernden Nebelfleck, die Embryo's noch immer neu ſich bildender Trabanten der amerikaniſchen Freiheitsſonne. Und welch kurze Spanne Zeit in der Schöpfungsgeſchichte ſind achtzig Jahre! — noch ein ſolcher Zeitraum und es wird kein dunkler Fleck mehr am weſtlichen Staatenhimmel zu entdecken ſeyn. Von Meer zu Meer, von Pol zu Pol wird der Geiſt amerikaniſcher Geſittung ſeine Schwingen über den Kontinent ſtrecken und ſein Glanz wird Tageshelle auf die Erde breiten.

„Manifest destiny" — ihre „offenbare Beſtimmung" nennen die Amerikaner dieſe ſprudelnde Quelle der Kraft, dieſen ungeſtümen Drang der Zeugung und des Wachsthums, der ihrem Staatenleben innewohnt; und wohl iſt's eine offenbare Beſtimmung, daß das Licht geiſtiger Aufklärung die Finſterniß des Aberglaubens durchdringe, daß die rohe Kraft der Macht der Idee unterliege, daß der ſtarke thatkräftige Wille der Jugend über das impotente Alter gebiete, daß die grüne Saat ſittlicher Emancipation die dürren Halme des abſterbenden Feudalismus überwuchere, — offenbare Beſtimmung iſt's, daß die angloſächſiſche Raçe die neue Welt ihr eigen nenne und die unermeßlichen Schätze der Macht und des Reichthums, welche die Natur dahin gelegt, aus ihrem Grab wecke und der Welt zum Genuß darreiche. Der germaniſche Geiſt ſoll neuen Lebensſaft in die ſchlaffen Glieder der romaniſchen Völkerreſte impfen und die Keime einer jungen kulturfähigen Generation unter ſie ſäen; er ſoll die zu Fall gekommene Menſchenwürde regeneriren, auf daß die Fackel geiſtiger und bürgerlicher Freiheit vor der Welt leuchte, auf

daß das Beispiel einer auf neuen Grundlagen ruhenden staatlichen Entwickelung gegeben werde, auf daß durch ihn die Probleme der neuen Zeit, die großen gesellschaftlichen Fragen, gelöst werden, auf daß von ihm aus die Blitze der geistigen Erlösung nach der alten Welt hinüber zünden und die Fesseln zerschlagen, in denen dort die feudalen Gewalten und bigotter Glaubenszwang noch die Entfaltung des Menschengeistes gebunden halten; und wenn das Werk der Erlösung vollbracht ist und die befreiten Nationen sich die Bruderhand über der Stätte ihrer Zwingburgen reichen, dann ist's die offenbare Bestimmung Amerika's, den Vor- und Ehrensitz im Völker-Kongreß zu führen und das theure Kleinod der Freiheit zu hüten vor allen Gefahren, die im Schooße der Zukunft verborgen seyn mögen.

Diese Wege seiner Bestimmung geht Amerika raschen und großen Schritts. Jede seiner kurzen Regierungs-Epochen erwirbt ihm neue Staaten und weite Länderstrecken, aber seine Eroberungen hinterlassen nicht so blutige Spuren, wie die Raubzüge der Könige. Die nordamerikanische Politik ist nicht der Sturm, der gewaltsam die Frucht von des Nachbars Zaune bricht, sondern der Sonnenschein, der sie reift und selbst in ihren Schooß fallen läßt; sie schickt Heere von Kolonisten statt Soldaten, die blanke Pflugschaar ist ihre Waffe, Dampfessen sind ihre Batterien und blühende Ansiedelungen ihre Traucheen. Sie setzt zuvörderst den Hebel der Kultur an, statt den der Gewalt, überredet durch die Erfolge des bürgerlichen Fleißes, theilt freigebig die Früchte einer höheren Gesittung mit und bahnt sich durch ihre Achtung vor dem Gesetz den Weg zur Sympathie ihrer Nachbarn. Mit Sorgfalt verpflanzt sie die gährenden Elemente der eigenen treibenden Kraft in die trägen Massen der fremden Bevölkerung, pflegt so die ausgestreuten Keime der Liebe zur Freiheit und Lust, um der vollen Segnungen ihrer eigenen Civilisation theilhaftig zu werden und erst, nachdem der Zweig so weit erstarkt ist, daß er es wagen darf, sich von seinem Stamme zu emancipiren, sich loszukaufen oder gewaltsam zu trennen, erst dann, hält sie die Arme auf, ihren Pflegling im eigenen Haus zu empfangen.

Texas ist eine Frucht dieser Politik. Sie that wie sie in Louisiana zuvor gethan, wie sie in Oregon, Kalifornien, Neu-Mexiko nachher that, und wie es in Kanada, Kuba und Nicaragua zunächst geschehen wird. Dieselben rastlosen Kräfte, die kühnen Pioniere amerikanischer Kultur und amerikanischen Staatenbaues, die das schöne Land am mexikanischen Golf aus der Gewalt roher Despoten und finsterer Pfaffenherrschaft erretteten und auf die Basen einer freien Entwickelung, der Blüthe, der Macht und des Glücks seiner Bewohner führten, dieselben muthbeseelten Männer, die von da nach dem Kolchis am stillen Meere auszogen, das goldene Vließ zu holen und den strahlenden Stern von Kalifornien in's Banner der Vereinigten Staaten zu sticken, dieselben rauhen Gesellen sind's, die in Westindien und Mittelamerika neue Ziele und neue Gefahren suchen. Flibustier, Abenteurer, Piraten schilt sie der Philister; aber es sind die vom Drang der „Manifest destiny" am weitesten Getragenen, und wenn ihr Blut

die dort keimende Saat der Freiheit düngt, so ist auch ihr Heldenthum in's Gedächtniß ihres Volkes eingeschrieben. Texas, der blühende Jüngling unter den Staaten, welcher erst vor 20 Jahren die Kette der Knechtschaft brach, dieses zur spanischen Zeit von Pfaffen und Mönchen ausgebeutete Texas, das durch die Wildheit seiner Bewohner, seines Klima's und seines Bodens verrufene und wegen verfehlter leichtsinniger und büblscher Spekulationen und durch böswillige und urtheillose Berichte verunglückter Ansiedler und unwissender Reisender so verkannte Texas, es kommt endlich zu Ehren; der Knabe hat seine Flegeljahre ausgetobt; eine musterhafte Verfassung und strenge gesetzliche Gewalt ist an die Stelle eines permanenten Kriegszustandes getreten und Gefahren für Leben und Eigenthum, die einst hinter jedem Busch lauerten, sind verschwunden. Die ansässige Bevölkerung, welche aus dem langen Krieg heimgekehrt ist, hat ihre verlassenen Felder und Heerden wieder aufgesucht, um die Früchte ihrer Siege und Unabhängigkeit zu ernten, die Landsknechte der Freiheitskämpfe, die Abenteurer, die starken Arme und stolzen Gemüther, denen es in den Schranken der Gesetze zu eng ward und die raub- und beutelustigen Nachzügler, die Marodeurs des Kriegs, denen es vor dem Sheriff und Henker bang wurde, sie alle haben sich verlaufen wie die wilden Wasser nach einer Fluth; eingewanderte Arbeitskraft und Spekulationslust haben den Hebel an die verborgenen Schätze des Landes gesetzt, einen lebendigen, geschäftlichen und geistigen Verkehr angeregt, Zeit, Umsicht und Ausdauer geben allenthalben der Ansiedelung einen festen Halt und die Garantien einer glücklichen Zukunft, blühende Städte entstehen an den Ufern der großen Ströme und natürlichen Häfen der Küste, Dampfboote und Eisenbahnen durchschneiden das Land, die Segnungen des Friedens und der Civilisation kehren ein und fördern neue Quellen des Wohlstandes zu Tage. Zum wohlgeordneten und glücklichen Staat gereift, seit es (1845) der Familie seiner freien Nachbarn sich zugesellt hat, ist Texas vielleicht noch einmal beschieden, an Rang, Reichthum und politischer Wichtigkeit die erste Stelle unter ihnen einzunehmen.

Schon hat Texas viel vor seinen Brüdern voraus. Vor den älteren die jugendliche Frische, mit der sich dort das Leben auf dem jungfräulichen Boden bewegt. Die Thatkraft kennt noch keine Schranken, wie sie auf dem okkupirteren Terrain der Nachbarstaaten durch die Zeit sich aufgebaut haben, und der Spekulation bieten sich fort und fort neue Reize und neue Entdeckungen. Vor den jüngeren, wie Kalifornien und Neu-Mexiko, genießt es den Vorzug der besseren staatlichen Organisation und eines glücklicheren Verhältnisses der Elemente merkantilen und landwirthschaftlichen Gedeihens. Dies Verhältniß schützt vor dem ephemeren Glanz und der schwankenden Macht einer vorherrschend geschäftlichen Erhebung, denn Texas ist seiner Natur nach auserkohren, ein Staat des Ackerbaues zu seyn, dem Handel und Industrie nur fördernd zur Hand gehen sollen. Als der größte unter den älteren Staaten vereinigt Texas auf einer halben Million Quadratmeilen die schönsten Klimate Europa's, von Holstein bis zum südlichen Spanien, und es könnte der ganzen Bevölkerung, die unter jenen Zonen wohnt, nicht minder schöne, aber

geschütztere und ergiebigere Wohnsitze bieten, als die alten Kulturstaaten Europa's. In drei großen bestimmt abgegrenzten Terrassen steigt das Land von Südosten, am mexikanischen Golf zu den Gebirgen und großen Strömen seiner nordwestlichen Grenze empor. Jede dieser Terrassen hat ihren eigenthümlichen Charakter, ihre üppige Vegetation, ihr besonderes Klima. Ein 30 bis 60 Meilen breiter Gürtel des fettesten Alluvialbodens umgiebt den Fuß des Landes, der das Meer bespült; dieser Wald von uralten Cedern und Lebenseichen harrt noch der Axt, um Schiffe daraus zu zimmern, und meilenlange Marschen und Rohrbrüche, welche in die Flußthäler hinaufreichen und an Fruchtbarkeit mit den Niederungen des Mississippi rivalisiren, warten noch des Saatkorns und der Pflege des Pflanzers, um in blühende Reis-, Zucker- und Baumwollplantagen verwandelt zu werden. Der Ueberfluß an gesunderen Gegenden hält die Ansiedelung noch von den Niederungen fern und nur in den oberen Flußthälern wird der Alluvialboden zum Anbau von Zuckerrohr benutzt. Dagegen ist das wellenförmige Land, das eigentliche mittlere Texas, welches die zweite Staffel bildet und sich 150 bis 200 Meilen breit durch den ganzen Staat erstreckt, das Herz seiner Kultur — ein Paradies an Lieblichkeit der Landschaft, Ergiebigkeit des Bodens und Heilsamkeit der Luft. Gar anmuthig wechselt die ewig frische Prärie mit dem duftenden Haine der umhergestreuten Bauminseln, hochgewachsenen Stämmen ohne Unterholz und schön geschwungenen Hügeln mit Buschwerk bewachsen; zahlreiche Quellen und rasch fließende Ströme bewässern und durchfurchen das Land nach allen Richtungen und die Winde, die Jahr aus, Jahr ein, über die Hochplateaus Mexiko's und des nördlichen Texas streifen, wehen unvergängliche Frische über die Vegetation und gießen Kraft und Gesundheit in alles animalische Leben. So berühmt schon ist die Luft der Prärien geworden, daß die Aerzte aus den nördlichen Staaten ihre Patienten in Menge nach diesem Theil von Texas schicken, um Heilung für ihre kranken Lungen zu suchen. An Erzeugnissen ist der Prärieboden, wenn er umbrochen wird, fast eben so reich, als das Alluvium der Niederungen; alle Getreidearten geben jährlich doppelte Ernten. Die Baumwolle, der Stapelartikel des Landes, wird gleich der besten auf dem Markt geschätzt und Tabak, Wein, Maulbeeren, Farbstoffe und Droguen, die zum Theil wild, in luxuriöser Ueppigkeit allenthalben wachsen, versprechen noch wichtige Produkte des Anbaues und der Ausfuhr zu werden, sobald sich nur hinreichend Hände dafür finden. Die Rinderzucht gedeiht, wo sie versucht wird, fast wie in dem Pampas von Südamerika; der Mangel an Verwendung macht sie noch zum Ueberfluß; die Pferde, Abkömmlinge der spanischen Raçen, schweifen wild in großen Heerden im Lande umher und sind noch ein werthloses Gemeingut eines Jeden, der den Lasso zu handhaben versteht. Im Nordwesten erhebt sich das Prärieland zu einer Hochebene, die sich bis zu den Gebirgen im Norden erstreckt, von denen die Quellen der großen Ströme, des Brazos, Guadeloupe, Trinity und anderer sich ergießen. Das Hochland ist noch die Heimath der westlichen Romantik, der Jagdabenteuer und Indianerkämpfe, der Weglagerer und Gefahren. Doch hat die Civilisation ihre Posten auch schon in diese Wildniß vorgeschoben und hauptsächlich sind es Deutsche, die dort

mit dem Biſon und Muſtang noch die Erzeugniſſe des Bodens theilen und mit der Büchſe ihren Pflug begleiten müſſen. Jede Anſiedelung iſt ein Kriegslager und jedes Blockhaus eine Feſtung; denn in der Nacht iſt der Scalp auf keines Weißen Kopf ſicher vor den raubmörderiſchen Ueberfällen der Rothhäute. Beſchaffenheit des Bodens und Klima's ſagt in dieſer Region dem Deutſchen am meiſten zu und das Gedeihen ſeiner Arbeit, Genügſamkeit in ſeinen Bedürfniſſen und das Bewußtſeyn vollkommener Unabhängigkeit laſſen ihn unter allen Gefahren ſich glücklicher fühlen als in Mitten des raſtlos beweglichen amerikaniſchen Volks. Die deutſche Einwanderung nach Texas geht daher ſeit einiger Zeit vorzugsweiſe nach jenen nordweſtlichen Gebieten, wo ſie andere Ziele verfolgt, als die der amerikaniſchen Pflanzer im Süden und Oſten. Letztere kommen hauptſächlich aus den öſtlichen Grenzländern, aus Louiſiana und Miſſiſſippi, und haben, neben dem ſtürmiſchen Spekulationsgeiſt und turbulöſen Charakter jener Staaten, auch die Sklaverei mit in's Land geführt. Sie iſt ein Fluch; denn wo Sklavenarbeit ſich niederläßt, iſt des freien Arbeitsmannes Bleiben nicht mehr. Mit der Sklaverei fällt überall die Würde der Arbeit, der weiße freie Arbeiter ſinkt ſowohl in ſeiner eigenen Achtung als in der des Arbeitgebers, ſobald ſein Werk gleich Sklavenwerk geſchätzt wird; jener entartet im Umgang mit dem Sklaven, in der Gleichſtellung ſeines Lohnes und ſeiner Behandlung mit der des Sklaven; ſeine Natur verdirbt zur Sklavennatur, weil ſich ſein Stolz nicht mehr empören darf gegen den Schimpf und die Beleidigung, die in der Degradation der nämlichen Kraft, welche er wie die der Sklaven handhabt, ihm ſelbſt widerfährt. Iſt er auch ſein eigener Herr und baut ſein eigenes Feld, er theilt dennoch mit den Sklaven des Nachbarn dieſen Schimpf; denn der freie Sklavenhalter läßt auch ihn die Verachtung fühlen, die er vor den Schwielen in ſeinen Händen hegt; wie der adelige Junker über den freien Bauer die Naſe rümpft, der ſelbſt hinter'm Pflug geht. Was der Freie thut, thun ja für ihn die Knechte! Eben ſo wenig, wie die geſellſchaftlichen, vertragen ſich die ökonomiſchen und politiſchen Intereſſen des kleinen, freien Landbauers mit der Plantagenwirthſchaft des großen Sklavenbeſitzers. Kann auch auf den Pflanzungen des texaniſchen Binnenlandes die Arbeit vom Weißen ſo gut gethan werden, wie vom Neger, ſo bleiben doch der kleinen Bewirthſchaftung die beſonderen Vortheile eines großartigen Betriebs, die leichte Benutzung der Verkehrsverhältniſſe und für Hauptprodukte, wie Zucker und Baumwolle, ſelbſt die Möglichkeit einer vortheilhaften Erzeugung, wegen der Koſtſpieligkeit der Anlagen, entzogen. Der kleine Landwirth wird erdrückt von der Konkurrenz des großen, ärger noch, als in Europa der kleine Bauer vom großen Gutsbeſitzer, oder der Handwerker vom reichen Fabrikanten erdrückt wird. Noch nachtheiliger wird dies Verhältniß in Texas durch ſeine Wirkung auf die öffentlichen Angelegenheiten in Verwaltung, Juſtiz und Geſetzgebung; denn in allen dahin bezüglichen Fragen ſteht das Intereſſe des Sklavenhalters der Emancipation der Arbeit feindlich entgegen und ſogar das allgemeine patriotiſche Intereſſe iſt zwiſchen ihnen geſpalten. Der freie Anſiedler, namentlich der Deutſche, ſucht ſich einen dauernden Beſitz zu gründen, um ihn für ſich und ſeine Familie

zur beständigen Quelle des Erwerbs zu machen; sein Interesse ist innig mit der wachsenden und dauernden Prosperität des Landes verknüpft. Der Sklavenhalter hingegen ist, wenigstens jetzt noch, nur Spekulant im Landbau; er trachtet, in kürzester Frist die Strecken rohen Bodens, welche er für ein Weniges erwirbt, durch Sklavenarbeit in einen werthvollen Gegenstand der Spekulation umzuschaffen, setzt sie in kulturfähigen Stand, gibt ihnen ein Schock schwarzer Arme bei, sucht einen Käufer und zieht seines Weges weiter, um anderen Orts dasselbe Geschäft zu wiederholen. Auch sein Käufer betrachtet die erworbene Plantage als Geschäft, das ihn in kurzer Zeit bereichern soll, um es sodann mit Vortheil weiter zu veräußern. Es liegt in der Natur der Sklavenwirthschaft, daß sie nicht den Mann dauernd an den Besitz fesselt, den er geschaffen. Es fehlt ihr das Element der Verwandschaft, in die der freie Arbeiter zur selbstgepflügten Scholle tritt. Dort steht der Sklav zwischen dem Herrn und der freundlichen Natur, die ihr Füllhorn vor ihm ausschüttet; dem freien Arbeiter reicht sie ihre Gaben in die eigene Hand; dieser gewinnt die Erde lieb, auf der er seinen Schweiß vergießt; jener aber schätzt sie nur noch nach dem Ertrag, den sie ihm abwirft. So verschieden, wie die Farbe ihrer Haut, so verschieden und so fremd sind sich die Interessen, die Impulse, die Sympathien jener beiden, scharf getrennten Kulturelemente in Texas; nimmermehr werden schwarze und weiße Arbeit neben einander auf demselben Boden gedeihen. Deshalb hat sich die fremde Ansiedelung, namentlich der deutsche Bauer und Farmer, vor der eindringenden Kolonisation der Sklavenhalter nach demjenigen Theil des Landes zurückgezogen, wo die große Plantagenwirthschaft weniger bekannt ist, als auf dem üppigen Prärie- und Alluvialboden des Südens, nämlich nach dem höher gelegenen und vorzüglich für Getreidebau geeigneten Tafelland des Nordwestens. Gegenwärtig bildet die freie Arbeiterbevölkerung dort eine mächtige geschlossene Partei, welche sich schon mehrmals im Kampf mit dem sklavenhaltenden Süden versucht hat, und da sich ihre Grenzen nach den natürlichen Bedingungen des Bodens so scharf abzeichnen, wie ihre politischen Grundsätze, so wird über kurz oder lang eine Trennung des freien Texas vom Sklavenstaat eine Folge dieses Kampfes werden. Gegenwärtig beträgt die gesammte weiße Bevölkerung von Texas wenig über 300,000, es kömmt also nicht einmal ein Freier auf die englische Quadratmeile. Die Zahl der Sklaven ist größer, hat aber noch keine Rubrik und keinen Census. Unter der nicht anglo-amerikanischen Einwanderung nehmen die Deutschen die bei Weitem größere Ziffer ein; von merikanischem oder spanischem Blut ist kaum eine Spur mehr zu erkennen und die Indianerstämme, welche bis nach der Nordgrenze zurückgedrängt sind, werden vor der vorschreitenden Kultur und einer energischeren Machtentfaltung des Gouvernements wohl bald ganz aus ihrem angestammten Gebiet weichen müssen.

Unter den wenigen Städten, in denen die so spärliche Bevölkerung sich etwas dichter zusammendrängt, ist Galveston, die Seepforte des Landes, die bedeutendste. Sie liegt, wie Venedig, auf einer Insel in der Bai,

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Das SIEGESTHOR in MÜNCHEN

Aus d Kunstanst d Bibl Inst in Hildbh

Eigenthum d Verleger

hat aber auch sonst nicht das Geringste mit der Königin von Adria gemein. Sie ist zur Zeit noch nichts Besseres, als ein weitläufiges, von ungepflasterten Straßen rechtwinkelig durchkreuztes Baracken- und Budenlager, um den nächsten und dringendsten Bedürfnissen des fremden Handels und der Schifffahrt sowie des Verkehrs mit dem Binnenlande zu genügen; ihre Architektur gehört dem „Scheunenstyl" an, der nächst-höheren Stufe über dem Blockhausstyl. An Besseres zu denken, dazu findet sich bei der Hast und Geschäftigkeit, mit der die Bewohner die nothdürftigste Ausstattung ihrer städtischen Wirthschaft zusammentragen, keine Zeit. Ungefähr 4000 fest angesiedelte Einwohner leben zur Zeit in Galveston und daneben, namentlich in der Saison der Verschiffungen und der Einwandererzüge, wogt ein buntes Gemenge aller Raçen und Nationalitäten, wie wir sie in allen Seestädten Amerika's antreffen. Galveston spedirt zwei Drittel der ganzen texanischen Ausfuhr, darunter über 100,000 Ballen Baumwolle, welche ihm größtentheils durch die in die Bai mündenden Flüsse zugeführt werden. Mit New-Orleans und den Hauptplätzen der atlantischen Küste unterhält Galveston regelmäßige Dampf- und Packetboot-Verbindungen. So blühend und rührig auch der Verkehr für den kleinen Ort jetzt schon erscheint, so ist er doch nur ein schwacher Schatten, den er seiner künftigen Entwickelung voraus wirft, wenn wir bedenken, daß das Land, welches hinter ihm liegt, bestimmt ist, die hundertfache Bevölkerung aufzunehmen und einst seine Zuckerplantagen wohl allein mehr produciren werden, als die des übrigen Kontinents zusammen gerechnet.

DCCLXXVI. Das Siegesthor in München.

Es war eine Zeit, da wogte ein Volk im Festgewand aus und ein durch die Portiken der Propyläen, da füllte sich das Forum mit den Versammlungen der Bürger, um unter den Denkmalen ihrer großen Zeit und den Bildsäulen ihrer großen Männer Fragen des öffentlichen Wohls zu berathen, da drängten sich Hunderttausende nach den Theatern, um sich an den Tragödien des Aeschylos zu begeistern, oder auch am blutigen Gladiatorenspiel ihre Lust zu kühlen, da feierte alljährlich die Nation in den Hallen des Pantheon das Andenken ihrer großen Todten, da warteten der heimkehrenden Sieger Ruhmes- und Ehrenpforten, und Jung und Alt strömten jubelnd ihnen entgegen, um die Bekränzten nach den Altären ihrer Penaten heim zu geleiten. Das war die Zeit großer Thaten, großer

DCCLXXVII. Des Teufels Backofen am Mississippi.

Wieder eine Hieroglyphe aus der Geschichte „des Vaters der Ströme". Ohne Zucht und ohne Ordnung, wie ein paar wilde ungeberdige Knaben, schweifen die beiden Zwillingsbrüder, der Mississippi und der Missouri, kreuz und quer, vor- und rückwärts, in tausendfältigen Windungen und Zickzacks, über die Prärien des westlichen Amerika; heute da, morgen dort, bald in tollen Sprüngen sich über die Felsen schnellend, bald träge sich auf sandigem Bette streckend, bald ungestüm durch enge Bergschluchten stürzend, bald zum weiten See sich dehnend, hier in seinen Ufern wühlend, dort Sand- und Kiesbänke aufschichtend, auf der einen Seite Bäume, Waldgründe und Felder wegreißend, um sie am anderen Ufer anzuschwemmen, den Peter beraubend, um den Paul zu bezahlen, wie ein Yankee-Sprichwort lautet, — so treiben sie ihr tolles Spiel, und erst nach ihrer Vereinigung werden sie manierlicher und befleißigen sich einer gesetzteren Lebensweise.

Ein Höhenzug, welcher von der Missouri-Seite her den Strom begleitet, bildet hier ein jähes Vorgebirge von mehren hundert Fuß Höhe und setzt, in einer Reihe von hohen Felsensäulen, wie in Sprüngen über nach dem jenseitigen Ufer von Illinois. Ueber dieses früher zusammenhängende Felsen-Wehr machte der Strom in grauer Vorzeit einen Sturz, der an Wassermasse, Ausdehnung und Großartigkeit den Niagara-Fall weit übertroffen haben muß. Es ist glaubhafter, daß ein Erdbeben, als die waschende Fluth, den Damm in Trümmer gelegt hat, von dem noch die Pfeiler an beiden Seiten der Ufer und gruppenweise im Strombett sich erhalten haben. Die Höhe der Wassermarken, die man deutlich 140 Fuß über dem jetzigen Strom-Niveau an den Resten des großen Parapets erkennt und an der Fortsetzung des Höhenzuges zu beiden Seiten verfolgen kann, steht genau mit der Ausdehnung des jüngeren Alluviums oberhalb in Uebereinstimmung und weist nach, daß hier der Ausfluß eines weiten Sees Statt hatte, dessen Ufer die bis zum Missouri und Illinois sich vorfindenden Bluffs bildeten. Nachdem die Schranke niedergerissen war, welche den Abfluß nach Süden sperrte, entleerte sich der See bis auf sein jetziges Strom-Rinnsal. Nur im Frühjahr bisweilen, während des Eisgangs, baut sich zwischen den Engen der isolirten Felsen ein Damm aus Eisschollen auf, thürmt sich höher und höher mit der stauenden Fluth und verwandelt auf ein oder zwei Monate lang das weite Bottomland wieder in Seegrund, so täuschend wahr, wie es vor Jahrtausenden beständig gewesen seyn mag.

DRAWN AFTER NATURE

For the Proprietor HERRMANN J. MEYER

GRAND TOWER AND DEVIL'S BAKEOVEN

(MISSISSIPPI RIVER)

Published for HERRMANN J. MEYER 104 William-Street NEWYORK

Copyright secured according to ACT of CONGRESS

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

WIDDIN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildburghaus.

Eigenthum d. Verleger.

Der Nützlichkeitssinn der Yankees, der instinktmäßig aus jeder ungewöhnlichen Erscheinung einen Vortheil herauszufühlen sucht, der jeden Wasserfall nur nach seinen Pferdekräften mißt und einen Park nach seinem Holzbestand berechnet, wie sich selbst nach seinen Dollars, hat in den Felsen „des Teufels Backofen" und Grand Tower die natürlichen Pfeiler einer Eisenbahn-Brücke entdeckt, für einen lang projektirten Schienenweg, der Illinois mit Missouri verbinden soll. Er hat eine Gesellschaft von Spekulanten zusammengeführt, die vor einigen Jahren ihre Idee und ihren Besitz des Grand Tower durch die Legislatur von Illinois passirten. Sicherlich wird auch das kühne Projekt zur Ausführung kommen, denn der Mississippi bietet auf hunderte von Meilen weder ober- noch unterhalb einen Uebergang, dem die Natur nicht fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzte; hier aber gilt's nur die Wiederherstellung ihres eigenen Bauwerks, dessen Fundamente sie so fest gelegt, daß sie dem Rütteln des Stromes so viele Menschenalter hindurch unverändert widerstanden. Die reichen Ressourcen der beiden Staaten, welche dies Riesenwerk verknüpfen soll, die unermeßlichen Eisenmagazine im nahen Pilot Knob und Iron Mountain, die dadurch geöffnet würden, die ungeheure Wasserkraft des Mississippi selbst, welche dabei Verwendung fände, sind unwiderstehliche Impulse für den Unternehmungsgeist, Hand an's Werk zu legen und das amerikanische Kapital ist stets willig, solche Projekte zu unterstützen.

DCCLXXVIII. Widdin.

Der erste Akt des westöstlichen Trauerspiels ist zu Ende, der Vorhang ist gefallen und die Spieler ruhen von ihren Anstrengungen aus. Nicht auf dauerhafte Eselshaut, sondern auf dünnes „Papier Napoleon" geschrieben, wandert der Friedenspakt, mit den schweren Kapseln der Staatssiegel behangen, in die Archive, um die tausend Urkunden des „ewigen Friedens" um eine zu vermehren, das Publikum horcht pflichtschuldigst auf die erbaulichen Reden von der Frömmigkeit, Humanität und Uneigennützigkeit der paktirenden hohen Herrschaften und die ganze Brut jener Sophisten, welche, der Zeit ächte Kinder, ihr feiles Talent jeglicher Gewalt verschreiben, ist an das Tageslicht gekrochen, um den Ruhm ihrer Gebieter in Epopöen zu verherrlichen. Von der Vorstellung ihrer Größe erfüllt, haben sich die Herren auf den Kothurn gestellt, und allerlei Livree- und Lumpenvolk ist auch bereit, sie zu

begaffen, zu bewundern und zu beklatschen. Die Marionetten der Könige, welche bisher Würgens spielten, sie liegen einander als Zechbrüder in den Armen und erdrücken sich, gehorsam der erhaltenen Parole, in den Gefühlen gegenseitiger Liebe, Freundschaft und Bewunderung; — die Tartüffs und Schalksnarren der Politik aber, die Diplomaten, sitzen wieder oben auf, und die kastrirte öffentliche Meinung, der glatten Lüge gewöhnt, und der rauhen Wahrheit abhold, läßt sich das Blendwerk gefallen. Ist nicht schlechtes Druckpapier überall willig, der dummdreisten Flunkerei im Kleid der schönen Phrase seine Spalten zu öffnen und baaren Lohn dafür zu empfangen? Hat die privilegirte Lüge noch vom Todtengericht der Lebenden etwas zu fürchten? Die Bureaux des esprit public sind an die Stelle der kritischen Vehme getreten und in dem Maße, als das öffentliche Urtheil gefesselt und vergiftet wird, erhalten die Herren des Preßbengels Sicherheit und Freiheit, das Schwarze weiß zu nennen und das abgestorbene dürre Braun des Herbstes als frisches Lebensgrün anzupreisen.

Die Geheimlehre der Monarchie ist kein Geheimniß mehr. Ihre Offenbarung ist Gemeingut der Welt geworden. Die feiste, bleiche Asphodilblume im Schattenlande ist entfaltet, die Verheißungen der Propheten und die dunkeln Sagen eines neuen tausendjährigen Reichs, welches im Moder der Gräber fußt und die alte Zeit wieder jung machen will, sollen in Erfüllung gehen. Die modernen Cagliostro's, welche mit ihren Galvanisirungsexperimenten dem Publikum Kurzweil machten, wollen nun alles Ernstes die Erneuerer der Zeiten seyn, und statt aus dem frischen, hellen, fröhlichen Leben zur Himmelspforte höherer Erkenntniß hinanzusteigen, soll der Mensch hinabgeführt werden in's Unterreich, er soll, statt im geistigen Licht, in der Finsterniß wandeln, er soll die Heiterkeit und Unbefangenheit des Lebens hingeben zur Sühne einer Schuld, von welcher der Weltheiland nichts gewußt. — Die da sich weiß machen, daß sie die Zeit beherrschen, die da wähnen, daß sie die ruinenbedeckten Todtenhügel der alten Welt nur mit einem eisernen Meer des blinden Glaubens zu umgießen brauchen, um ihrer Macht und Herrlichkeit für eine lange Zukunft ganz sicher zu seyn, die in ihrem Uebermuth so gern ein Jahrtausend aus der Geschichte rissen, um es, im Ketzerhemde, den Flammen hinzugeben, sie, die ihre eingebildete Untrüglichkeit und Heiligkeit an den Platz der gesunden Vernunft gestellt haben — sie, die Odinszauberer, welche der Menschheit die längst abgestreiften Naturhüllen wieder anziehen möchten, und sich unterfangen, den Strom der Geschichte über Stürze und Wasserfälle zurück zu seinem Ursprunge fließen zu machen, sie werden's doch nicht durchsetzen. Der alte Meister des Höllenzwangs ist stärker als sie. Ob ihn Gott selbst in der edlen Kunst unterwiesen, oder ob Satanas, wie die Gegner sagen, sein Lehrmeister gewesen ist, darauf kommt's nicht an; genug, der Schatz des Wissens, der als Barrengold wohlverschlossen im Tempel lag, er ist ausgemünzt, er ist in Umlauf, die Wissenschaft hat Kapital zu Kapital geschlagen, hinabgedrungen ist ihr Licht in alle Schichten der Gesellschaft und in unendlicher Entwickelung schafft sie fort und fort. Mag man auf die freie Forschung die Hunde und den wilden Jäger hetzen; mögen Des-

potismus und Pfaffenthum im engsten Bunde alle Pest-Miasmen über dieselbe ausgießen; möge der finstere Zelotismus seine Furien gegen sie loslassen; möge die Gewalt das Schwert gegen sie ziehen; mögen alle Söldner der Arglist und Perfidie gegen sie ausgeschickt werden, sie zu bezwingen: doch wird der Kampf für sie mit dem endlichen Siege endigen, doch wird der Zukunft die Gewißheit erobert werden, daß keine Tyrannei ferner in der Geschichte geduldet wird. Die Hoffnungen der künftigen Geschlechter knüpfen sich an diesen Sieg. Er liegt zwar noch fern im Morgenroth; Abend ist's und Mitternacht ist noch nicht hereingebrochen; noch hat die höllische Leidenschaft nicht ausgetobt. Die Trugkünste der Gewalt sind noch nicht bankerott geworden, die Nichtswürdigkeiten der Hof- und Kirchen-Politik tragen noch unverholen die Häupter stolz empor, und ihr Streben, den Geist entweder dem Fleische, oder dem Aberglauben und der Unvernunft dienstbar zu machen, stellt sich unverholen zur Schau, als sey ihnen das Ziel unfehlbar. Wird doch sogar schon Das, was die äußerste Mäßigung an Reformen begehrt, als hochverrätherische Anmaßung betrachtet, weiß sich doch, im Uebermuthe des Selbstgefühls, die Reaktion nicht mehr zu halten, entwickelt sie doch eine Zerstörungskraft, die furchtbarer in ihren unausbleiblichen Folgen ist, als die Revolution selber. Da hilft kein Warnen mehr. Einem finstern dämonischen Geschicke verfallen, gräbt sie sich selbst den Abgrund, der sie verschlingen wird, wenn einst geschieht, was nicht ausbleiben kann, nachdem es zum Aeußersten gekommen.

Oder kann, frage ich, je eine billige Mitte gefunden werden zwischen Denen, die nichts gestatten und Denen, die Alles fordern? deren Habsucht nach Allem gelüstet, und Denen, die jede Forderung verneinen? zwischen den Leidenschaften, die sich beständig einander herausfordern und sich verfolgen? zwischen der Gewalt und Denen, welche die Gewalt fürchten? zwischen Tücke und Bosheit, zwischen Argwohn und Arglist? zwischen Denen, die das Recht der freien Selbstbestimmung negiren und in Ketten legen und Jenen, die auf gänzliche Unbotmäßigkeit hinarbeiten? Wenn man thöricht den Ideen entgelten läßt, was die Menschen verschuldet haben; wenn man, statt mit Vorsicht alles Brandige auszuschneiden und die heilende Salbe auf die Wunde zu legen, mit unverständigem Messer in den gesunden Lebenstheilen wühlt; wenn man, anstatt die streitenden Elemente der Gesellschaft durch eine schonende und gerechte Würdigung und durch Weisheit zu versöhnen, sie zur höchsten Erbitterung gegen einander aufstachelt; wenn man die Gegensätze derselben auf die Spitze treibt, so daß sie, äußerlich wie innerlich gespalten, aus einander reißen müssen: so wird und muß der Tag kommen, wo die alte Gesellschaft vor der Zeit an ihren Wunden verblutet, ehe der Lebenskeim der neuen stark genug geworden ist, um zum kräftigen Stamme aufzuschießen. Und dann wird die Gesittung still stehen auf lange Zeit, und während durch der Anarchisten Vandalen-Hände ihre alten Formen in Trümmern gehen, wie durch die Barbaren in den letzten Tagen Roms es geschah — so werden Völker und Dynastien einem Geschicke verfallen, an das man ohne Grauen nicht denken kann.

Kein Zweifel ist es, daß das Kriegs-Drama, welches in dem orientalischen Streit seinen ersten Akt eben beschlossen hat, den Austrag der gesellschaftlichen Frage für Europa viel näher herbei geführt hat, als sich Viele träumen lassen. Der Welttheil ist nach zwei Richtungen prinzipiell geschieden und durch die neue Gruppirung der Staaten, welche auf den Pariser Frieden folgt, wird dies recht deutlich werden. Dieselben Gährungsstoffe, welche zur Reformationszeit die eine der beiden christlichen Hauptkirchen in zwei Reiche, in ein mitternächtliches und ein mittägliches, ein protestantisches und katholisches, gespalten haben, dieselben Gährungsstoffe, welche im Glaubensterritorium zur Trennung führten, sie haben auch auf dem politischen und socialen Gebiete eine Krisis vorbereitet. Die Bewegung der treibenden und schwingenden Kräfte wird mit jedem Tage intensiver, die Pulse schlagen schneller, voller, gespannter. Der neue, fließende Besitz hat den alten, festen wandelbar gemacht; der persönliche Reichthum hat über den ererbten das Uebergewicht erhalten, die Aristokratie des Geldes herrscht über die Aristokratie der Geburt, der Ackerbau hat seine Natur verändert und ist mehr Gegenstand der Spekulation und der Fabrikation geworden, der alte Handel hat im neuen Weltsinn die Stütze gefunden, deren er, gegenüber der riesenhaft entwickelten Industrie, nicht mehr entbehren konnte. Selbst die Waffenehre gehört dem Adel nicht mehr allein; denn die allgemeine Wehrhaftigkeit hat dem Bauernstand und Bürgerthum ein Selbstgefühl gegeben, welches die Dressur zum willenlosen Gehorsam nie ganz unterdrücken kann, und das sich in den Krisen großer Revolutionen stets als das entscheidende Element bewähren wird. Und wie sieht es aus mit der alten Volkspoesie, die so lebendig durch die Jahrhunderte ging? Sie ist verstummt, der Sänger Mund feiert die Ehre der Dynastien und Geschlechter selten mehr; und wenn er's einmal thut, so ist's bezahlte Arbeit: denn die Fäden sind zerrissen, im Gedächtniß des Volks ist ihre Geschichte ausgelöscht, es begreift nicht mehr, worauf das Fürstenthum seine Ansprüche auf Macht und Herrlichkeit gründen mag anders, als auf den faktischen Besitz der Gewalt und die Mittel, letztere zu behaupten. Das Volk von heute ist überall ein anderes als das Volk von ehedem und das Benehmen der Gewalt, den Ansprüchen und Bedürfnissen einer gänzlich veränderten neuen Zeit zagend, störend und hindernd entgegenzutreten, ist nicht dazu angethan, den schon fest gewurzelten Volkshaß gegen das Historische zu besänftigen und zu mindern. Das Gefühl des Unzureichenden in den alten, gelockerten Verhältnissen, des Widersinnigen in den Bestrebungen, diese Verhältnisse zu restauriren und zu befestigen, ist ein allgemeines, und durch die plumpe Flickarbeit der Rückschrittsparteien wird ihr gänzlicher Einsturz nur beschleunigt. Die Wiedereinführung einer doppelten Aristokratie in Kirche und Staat, die als Panacee gegen die inneren Gährungselemente, deren gewaltige Bewegung man so allgemein und so ängstlich fürchtet, da und dort versucht wird, kann unmöglich zur Befestigung und Stärkung der königlichen Macht dienen; die Geschichte hat vielmehr von ihren Wirkungen nur Zeugnisse im entgegensetzten Sinne gegeben. Die erstrebte Dreieinigkeit der Gewalten, Königthum, Adel und Kirche, ist noch allemal in Uneinigkeit ausgegangen, und sie hat zum Oftern schon den Untergang herbeigeführt, indem sie die Revolution hervorrief. Wenn das Kö-

nigthum den Beistand der Kirche und des Adels für große Opfer erkauft, so wird es doch immer nur so lange auf dieselben rechnen dürfen, als beide, Adel und Kirche, des Königthums noch bedürfen, um ihre Machtstellung zu befestigen. — Wer hat die alte Herrlichkeit des deutschen Kaiserthums zertreten? Durch wen gerieth es in jenen Zustand tiefster Erniedrigung und Ohnmacht, in dem es, zum Unglück des Vaterlandes, bis zum Tage seiner Auflösung verharrte? Hat die Autorität es schon vergessen, daß es thöricht ist, in dieser Zeit, wo alle Schwerpunkte der Gesellschaft sich verrücken, sich selbst die Hebelarme zu verkürzen und zu schwächen, deren äußerste Stärke kaum hinreichen wird, das gestörte Gleichgewicht auf einige Zeit wieder herzustellen? Soll das Bibelwort: wen der Herr verderben will, den schlägt er mit Blindheit, immer vergeblich predigen? — —

Eine Donaufahrt von Wien nach Galatz war noch vor 50 Jahren ein bedeutendes und gar beschwerliches Unternehmen, welches 5 bis 6 Wochen Zeit kostete und nicht ohne Gefahr zu bestehen war; der Zauberer Dampf hat's zu einem komfortabeln Ausfluge von ein paar Tagen gemacht. Selbst das „eiserne Thor" an der türkischen Grenze hat seine Schrecknisse verloren, seitdem Oesterreichs Ingenieure die Felsen gesprengt haben, welche den engen Kanal gefährlich machten, den sich der Strom durch das Gebirge sägen mußte, ehe er zur bulgarischen Ebene gelangen konnte. Auch die 23 Wasserwirbel bei dem Orte Sip, so gefürchtet in früheren Zeiten und wo so viele Fahrzeuge ihren Untergang, so viele Menschen ihren Tod fanden, sind durch Sprengungen und Ausfüllungen unschädlich geworden, und der Reisende vernimmt sorglos aus dem Munde der Schiffer die Sagen von den Geisterschaaren der Verunglückten, welche um Mitternacht bei Vollmondlicht auf den glitzernden Wogen tanzen. In einem schiffbaren Kanal, den die Römer, zur Umfahrung dieses Punktes, einst gegraben hatten, weiden jetzt Heerden unter dem Schatten prächtiger Bäume. Cladova ist die erste Stadt auf türkischem Gebiete. Malerisch schmiegt sich der kleine Ort an den Strom, umgeben und kaum geschützt von verfallenen Wällen und einem alten Römerkastell auf der nächsten Höhe. Trachten, Sitten und Gebräuche des Lebens, die Bauart der Häuser und die Physiognomien der Menschen tragen den orientalischen Typus und lassen erkennen, daß man die Völkerscheide des Abend- und Morgenlandes betreten hat. Die Natur selbst nimmt Theil an dieser Verwandlung. Die Donau ist aus dem Gebirgslande in die große walachisch-bulgarische Ebene getreten, in ein weites, fruchtbares, einförmiges Land, mit unabsehlichen Getreidefeldern, — der Kornkammer zweier Welttheile. Rebengelände erheben sich da und dort auf der bulgarischen Seite, bald erblickt man den letzten Thurm vom alten Severinum und ein paar Pfeiler der Brücke, welche Kaiser Trajan über den Strom erbauen, Hadrian aber aus Furcht vor den Einfällen der Barbaren bald wieder zerstören ließ. Ein herrliches Werk war es mit seinen 20 Granitbogen, welche den Strom in einer Breite von mehr als 2000 Fuß überspannten. Hinter Cladova, eine Stunde weiter abwärts, wird das bul-

garische Ufer felsig; auf steiler Höhe ragt malerisch über ein Baumgewölbe die Ruine einer alten Römerburg und zu ihren Füßen kauert ein Dörfchen, über dessen niedrigen Dächern in der Ferne die Minarets und Thürme einer großen Stadt am Horizonte schimmern. Es ist Widdin. Mit seinem Brückenkopf Kalafat auf walachischer Seite ist es, nach Belgrad, das festeste Bollwerk der türkischen Donauländer.

Widdin, wie alle Städte Bulgariens, ist seit Jahrhunderten in Wohlstand und Bevölkerung zurückgegangen, und so prächtig es aus der Ferne sich ausnimmt, so häßlich erscheint es, wenn man ihm näher in's Gesicht schaut. Schmutz, Vernachlässigung und Verfall machen sich überall kenntlich. Desto schöner ist die Natur der Umgebung. Wäldchen von Cypressen und Terebinthen mahnen an die Nähe des Südens, auf den Felsterrassen des Donauufers klettert die Rebe fast ohne Pflege empor, und ihre Trauben liefern den feurigsten Wein. Der majestätische Strom wälzt seine Wogen wie ein fließendes Meer meilenbreit dahin, und große und kleine Eilande tauchen aus dem Gewässer empor, bald flach, niedrig und mit haushohem Rohr bewachsen, bald mit dichtem Wald bedeckt. Legionen von Wasservögeln streiten sich mit den Wölfen und Ebern um deren Besitz. Auf und in dem Strome aber wimmelt ein buntes Leben, vom mächtigen Stör und Hausen an bis zum goldschuppigen Gründling, und den Dampfer umkreisen Schwärme von Pelikanen und Züge von Kranichen, während Adler in den Lüften kreisend nach Beute spähen.

In den ersten Scenen des letzten Kriegs hat Widdin mit Kalafat eine wichtige Rolle gespielt. — Von dort aus hielt Omer Pascha mit der türkischen Hauptarmee das ganze Invasionsheer der Russen in Schach, und Kalafats Verschanzungen und ihre Umgebungen wurden 4 Wochen lang täglich mit dem Blute der Kämpfenden und Stürmenden getränkt. In dem erbitterten Ringen gingen die besten Kräfte beider Armeen zu Grunde, und als die Russen, erschöpft, den Plan, von Widdin über Sophia nach Konstantinopel zu dringen, aufgeben und die kleine Walachei räumen mußten, waren die Türken zu schwach, den vernichtenden Schlag auf den Feind zu führen, welcher, wenn er damals geschehen wäre, den Völkern eine Million ihrer Söhne und einige Milliarden ihres Gelds erhalten und dem Welttheil einen dauerhaftern Frieden gegeben haben würde, als die doch nur kurze Waffenruhe, welche man jetzt der Leichtgläubigkeit als einen ewigen Frieden anrühmt. Wer heißt die kurze Frist der Waffenruhe am lautesten willkommen, und wer hofft sie am gründlichsten auszubeuten? Doch nur die Phantasten, welche alles Erstorbene historisch, alles Starre, Todte und den öden Buchstaben als das allein Urkundliche und allein Berechtigte angesehen wissen wollen und in der Wiederkehr „der alten guten Zeit des Mittelalters" die Erlösung von der sündigen Gegenwart schauen. Aber jede Narrheit wirkt nur stoßweise in der Geschichte und auf Augenblicke, und Falstafftröstet: „laßt sie nur machen!"

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R &

MARATHON

(GRIECHENLAND)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

DCCLXXIX. Marathon.

An der Ostküste Attika's, von Athen und Euböa 5 Meilen entfernt, auf einer von Bergen eingeschlossenen, etwa 3 Geviertmeilen großen Ebene, welche ein Flüßchen in mäandrischen Windungen durchrieselt, steht ein Dörfchen, von Hirten bewohnt. Marathon ist sein Name. Auf dieser Ebene wurde von Miltiades mit seinen Athenienſern die Heldenschlacht gegen das zehnfach größere Heer der Perſer geschlagen und jener unsterbliche Sieg erfochten, welcher als die erste in der Reihe von Großthaten glänzte, welche die Geschichte Griechenlands verherrlicht haben.

Es war im Jahr 490 vor unserer Zeitrechnung, als Darius Hydaspes, der große König des Perſerreichs, zur Unterjochung Griechenlands entschlossen, seine Heere über den Bosporus sandte. Der Schrecken ging dem unermeßlichen Zuge voran. Thracien und Macedonien unterwarfen sich ohne Widerstand; die meisten griechischen Städte — freie Gemeinwesen — sandten ihre Boten den Feldherren entgegen und gelobten Unterwerfung; Sparta zauderte; Athen aber, das mächtige, mit ihm das kleine heldenmüthige Platäa, wiesen stolz jeden Gedanken an Unterwerfung zurück. In allgemeiner Volksversammlung gedachten die Athenienſer, „daß zu sterben aller Menschen Loos, groß zu handeln aber der Auserwählten Vorzug sey", — und ihre Männer und Jünglinge, zu siegen oder zu sterben bereit, unter 10 selbstgewählten Führern, Miltiades der erste unter diesen, zogen den perſischen Heermassen entgegen, die sie auf der Ebene von Marathon erwarteten. 12,000 Griechen fochten hier gegen 120,000 Perſer, ungerechnet ihren zahllosen Troß. Im Rennlauf stürzten sich die Griechen auf den Feind, Mann gegen Mann kämpfend durchbrachen sie seine enggeschlossenen Glieder und ihr kurzes breites Schwert würgte so fürchterlich, daß endlich Schrecken und Entsetzen die Perſer erfaßte. Niemals wurde mit höherer Begeisterung gefochten, niemals ein glorreicherer Ausgang erkämpft und niemals knüpften sich so unermeßliche Folgen an einen Sieg. Hätten die Perſer bei Marathon gesiegt, so wäre die Blüthe der griechischen Kultur in ihrem ersten Entfalten zerknickt worden. „Alsdann hätte kein Phidias und kein Praxiteles den Marmor beseelt, kein Pindar hätte durch hohe Gesänge entzückt, kein Euripides süße Thränen entlockt, kein Herodot, kein Xenophon hätte große Thaten verkündet, kein Plato, kein Aristoteles hätte Schätze der Weisheit gegraben, kein Sokrates und kein Epaminondas hätte durch hohe Tugend geglänzt. Die schönsten Vorbilder freier Verfaſſungen wären, bevor sie Früchte getragen, von der Erde ver-

schwunden, und der wilde Römer, wäre er aufgekommen gegen der Perser Macht, hätte keine Sänftigung durch griechische Weisheit und Gesittung erhalten; — er hätte dann wohl die Erde erobern können, nicht aber sie civilisiren, und die neue Kultur, die Tochter der Alten, wäre nicht entstanden". So viel lag daran, daß bei Marathon die Freiheit siegte.

Seit dem marathonschen Siegestage ist Fluth und Ebbe dreimal verheerend durch Hellas Zeit gegangen. Wird sie zum vierten Male heran und herniedersteigen? Wird Hellas mit den Türken in Byzanz die Rolle wechseln? wird der Anlauf der Begebenheiten jenen Geist noch einmal erwecken, der so groß und herrlich sich vor einem Vierteljahrhundert geoffenbart hat, auf daß er im Sturmschritt die alte Pforte niederwerfe, deren Grundfesten schon so lange unterwühlt sind? Eilig schreiten die Schicksale dieser Zeit; aber Pythia bleibt stumm auf ihrem Dreifuß sitzen. Die Diplomatie hat Christus und Mohammed zu Milchbrüdern gemacht, und bevor die Ernte der ausgesäeten Todsünde reif geworden, kann das Kreuz auf der Stirn der hellenischen Jugend und in den Fahnen seiner Heerschaaren seine rechte Bedeutung nicht gewinnen. —

Drei verhängnißvolle Städte gibt es — dem „Fragmentisten" das Wort entlehnend, — drei Weltringe, an die sich die Schicksalsfäden des menschlichen Geschlechtes hängen: Jerusalem, Rom und Konstantinopel. Das eine ist die Wiege, das andere der Herrschersitz, das dritte der Gegensatz des universellen, weltbeseligenden Christenthums. So lange das geschichtliche Menschengeschlecht die Erde bewohnt, ist und bleibt es unauflösbar dem magischen Schimmer der drei ewigen Städte unterthan. Biographie der Menschheit ist das Christenthum; denn jene hat keine höhere Aufgabe als Lebendigmachung, Inkarnirung des himmlischen Geschenkes in dem Wechselspiel irdischer Verhältnisse. — Alle Geschichte seit bald achtzehn Aeonen ist nur Resultat des Kampfes der beiden Grundelemente, in welche das Christenthum von Anbeginn aus einander ging: beweglicher Lebensprozeß auf der einen Seite und formlos unausgegohrenes Insichverharren auf der andern. Sinnbild des ersten ist die ewige Roma mit dem ganzen dahinter liegenden Occident, Sinnbild des andern Konstantinopel mit dem erstarrten Morgenland. Alle Kraft, alles Leben im Reiche der Geister wie in der Natur, hat von Anbeginn, wie die Weltweisen sagen, einen erblichen, durch nichts auszugleichenden Widerpart. Und folglich ist es ein Gesetz ewiger und höherer Nothwendigkeit, was die beiden Hauptquartiere des ringenden Menschengeschlechts in Auffassung der christlichen Idee nicht weniger als der politischen und philosophischen Doktrinen auseinander hält. Auf beiden Seiten gehen die kleineren Kreise allmählig im großen Ringe unter, und alle Zerwürfnisse, alles Mühsal in Europa erscheint als Corollar dieser elementarischen Entzweiung der einen Kraft. Wir müssen einen ureinsässigen, jetzt noch lebendigen, mit der Urbs aeterna gleich unsterblichen, unaustilgbaren Reichsgenius von Byzanz als zweites Element der christlichen Welt anerkennen. „Wie?" —

sagt wohl Mancher — „das verknöcherte Kirchenthum der Anatolier, das in Dienstbarkeit der Islambekenner schmachtende Byzanz — das stellt man auf eine Linie mit der sieggekrönten, lebensprossenden, weltumfassenden Tiberstadt?" Allerdings, sobald wir die Dinge aus einem höheren Gesichtspunkte betrachten, und wir uns über die Linie enger Parteirede und taglöhnernder Politik in eine freiere Region hinausschwingen; sobald wir nur auf das Bleibende, das Ewige, die Idee sehen. Modalität ist ja nicht Wesen und nur der Unkundige kann das Zufällige mit dem Unvergänglichen verwechseln. Der Schatten ist — das soll man nie vergessen — so alt wie das Licht.

Schon längst ist bemerkt worden, daß nicht bloß einige Praktiken der türkischen Staatsverwaltung byzantinisches Gepräge tragen: das ganze Gezimmer der osmanischen Monarchie, die Eintheilung der Provinzen, die Hierarchie des öffentlichen Dienstes, die obersten Justiztribunale in Ost und West vom Hellespont, in Europa und in Anatolien, Namen der Aemter, Form der Polizei- und Municipalverwaltung, Lug, Trug und öffentlicher Diebstahl der Obrigkeiten, Erbarmungslosigkeit und permanente Verschwörung des kaiserlichen Fiskus gegen Gut und Eigenthum der Unterthanen sind bis auf diese Stunde — nur mit türkischer Benennung — byzantinisch geblieben. Die hohe Pforte von Ikonium und die Kaiserhöfe der christlichen Sultane von Byzantium und Trapezus haben sich in Blut und Leben gegenseitig durchdrungen, und es ist heute nicht mehr gestattet, türkisches und byzantinisches Nationalleben als zwei widersprechende, sich feindlich gegenüberstehende Elemente auszuscheiden. Wenn man auch den obersten Lenker dieser kompakt in einander verwachsenen Land- und Völkermasse des Orients seit Jahrhunderten bei einem andern Namen nennt, so ist das Reich von Byzanz deswegen nicht untergegangen, sein Gestirn nicht erbleicht, seine Staatsidee nicht erloschen. Der Einzug der Sultane von Brussa in die Paläste Blachernä und Bukoleon war nur ein Wechsel der Personen, nicht der Dinge; es war eine Restauration und Wiederbelebung verfallender Weltökonomie, ein schirmendes Provisorium, ein Instrument der Vorsehung, um die Fugen eines Bauwerkes an einander zu klammern, bis die Zeiten voll, und die natürlichen Erben zur Reife der Jahre und zur Fülle der Kraft gekommen wären. Das kohärente Fortleben einer großen, im Abendlande nicht allgemein begriffenen, oder doch nicht sattsam gewürdigten, Europa's Zukunft bedrohenden byzantinischen Staatsidee anschaulich zu machen, ist eine Hauptaufgabe unserer kritischen Zeit. Den schwungvollen Glanz der occidentalischen Reiche leugnet Niemand; aber Größe und Glückseligkeit des Abendlandes erblühte aus selbstständigem Ausbilden beider Hauptpotenzen der menschlichen Gesellschaft — des politischen und des kirchlichen Elementes. Der Säkularstaat konnte bei uns die Kirche nicht verschlingen, und die Kirche das weltliche Institut nicht aufzehren, und beiden ward — Dank der Wärme germanischen Blutes — versagt, auf ihren Lorbeeren zu versinken. Liebe zur Freiheit und dennoch Ordnung, menschlich, mitleidvoll, und doch Feuer und Energie (furor teutonicus) gegen fremden Zwang — so ist das lateinische Europa. Bei uns ist die Gesittung in's Privatleben herabgestiegen, und selbst die öffentliche Gewalt fügt sich

schwunden, und der wilde Römer, wäre er aufgekommen gegen der Perser Macht, hätte keine Sänftigung durch griechische Weisheit und Gesittung erhalten; — er hätte dann wohl die Erde erobern können, nicht aber sie civilisiren, und die neue Kultur, die Tochter der Alten, wäre nicht entstanden". So viel lag daran, daß bei Marathon die Freiheit siegte.

Seit dem marathonschen Siegestage ist Fluth und Ebbe dreimal verheerend durch Hellas Zeit gegangen. Wird sie zum vierten Male heran und herniedersteigen? Wird Hellas mit den Türken in Byzanz die Rolle wechseln? wird der Ankauf der Begebenheiten jenen Geist noch einmal erwecken, der so groß und herrlich sich vor einem Vierteljahrhundert geoffenbart hat, auf daß er im Sturmschritt die alte Pforte niederwerfe, deren Grundfesten schon so lange unterwühlt sind? Eilig schreiten die Schicksale dieser Zeit; aber Pythia bleibt stumm auf ihrem Dreifuß sitzen. Die Diplomatie hat Christus und Mohammed zu Milchbrüdern gemacht, und bevor die Ernte der ausgesäeten Todsünde reif geworden, kann das Kreuz auf der Stirn der hellenischen Jugend und in den Fahnen seiner Heerschaaren seine rechte Bedeutung nicht gewinnen. —

Drei verhängnißvolle Städte gibt es — dem „Fragmentisten" das Wort entlehnend, — drei Weltringe, an die sich die Schicksalsfäden des menschlichen Geschlechtes hängen: Jerusalem, Rom und Konstantinopel. Das eine ist die Wiege, das andere der Herrschersitz, das dritte der Gegensatz des universellen, weltbeseligenden Christenthums. So lange das geschichtliche Menschengeschlecht die Erde bewohnt, ist und bleibt es unauflösbar dem magischen Schimmer der drei ewigen Städte unterthan. Biographie der Menschheit ist das Christenthum; denn jene hat keine höhere Aufgabe als Lebendigmachung, Inkarnirung des himmlischen Geschenkes in dem Wechselspiel irdischer Verhältnisse. — Alle Geschichte seit bald achtzehn Aeonen ist nur Resultat des Kampfes der beiden Grundelemente, in welche das Christenthum von Anbeginn aus einander ging: beweglicher Lebensprozeß auf der einen Seite und formlos unausgegohrenes Insichverharren auf der andern. Sinnbild des ersten ist die ewige Roma mit dem ganzen dahinter liegenden Occident, Sinnbild des andern Konstantinopel mit dem erstarrten Morgenland. Alle Kraft, alles Leben im Reiche der Geister wie in der Natur, hat von Anbeginn, wie die Weltweisen sagen, einen erblichen, durch nichts auszugleichenden Widerpart. Und folglich ist es ein Gesetz ewiger und höherer Nothwendigkeit, was die beiden Hauptquartiere des ringenden Menschengeschlechts in Auffassung der christlichen Idee nicht weniger als der politischen und philosophischen Doktrinen auseinander hält. Auf beiden Seiten gehen die kleineren Kreise allmählig im großen Ringe unter, und alle Zerwürfnisse, alles Mühsal in Europa erscheint als Corollar dieser elementarischen Entzweiung der einen Kraft. Wir müssen einen ureinsässigen, jetzt noch lebendigen, mit der Urbs aeterna gleich unsterblichen, unaustilgbaren Reichsgenius von Byzanz als zweites Element der christlichen Welt anerkennen. „Wie?" —

sagt wohl Mancher — „das verknöcherte Kirchenthum der Anatolier, das in Dienstbarkeit der Islambekenner schmachtende Byzanz — das stellt man auf eine Linie mit der sieggekrönten, lebensprossenden, weltumfassenden Tiberstadt?" Allerdings, sobald wir die Dinge aus einem höheren Gesichtspunkte betrachten, und wir uns über die Linie enger Parteirede und taglöhnernder Politik in eine freiere Region hinausschwingen; sobald wir nur auf das Bleibende, das Ewige, die Idee sehen. Modalität ist ja nicht Wesen und nur der Unkundige kann das Zufällige mit dem Unvergänglichen verwechseln. Der Schatten ist — das soll man nie vergessen — so alt wie das Licht.

Schon längst ist bemerkt worden, daß nicht bloß einige Praktiken der türkischen Staatsverwaltung byzantinisches Gepräge tragen: das ganze Gezimmer der osmanischen Monarchie, die Eintheilung der Provinzen, die Hierarchie des öffentlichen Dienstes, die obersten Justiztribunale in Ost und West vom Hellespont, in Europa und in Anatolien, Namen der Aemter, Form der Polizei- und Municipalverwaltung, Lug, Trug und öffentlicher Diebstahl der Obrigkeiten, Erbarmungslosigkeit und permanente Verschwörung des kaiserlichen Fiskus gegen Gut und Eigenthum der Unterthanen sind bis auf diese Stunde — nur mit türkischer Benennung — byzantinisch geblieben. Die hohe Pforte von Ikonium und die Kaiserhöfe der christlichen Sultane von Byzantium und Trapezus haben sich in Blut und Leben gegenseitig durchdrungen, und es ist heute nicht mehr gestattet, türkisches und byzantinisches Nationalleben als zwei widersprechende, sich feindlich gegenüberstehende Elemente auszuscheiden. Wenn man auch den obersten Lenker dieser kompakt in einander verwachsenen Land- und Völkermasse des Orients seit Jahrhunderten bei einem andern Namen nennt, so ist das Reich von Byzanz deswegen nicht untergegangen, sein Gestirn nicht erbleicht, seine Staatsidee nicht erloschen. Der Einzug der Sultane von Brussa in die Paläste Blachernä und Bukoleon war nur ein Wechsel der Personen, nicht der Dinge; es war eine Restauration und Wiederbelebung verfallender Weltökonomie, ein schirmendes Provisorium, ein Instrument der Vorsehung, um die Fugen eines Bauwerkes an einander zu klammern, bis die Zeiten voll, und die natürlichen Erben zur Reife der Jahre und zur Fülle der Kraft gekommen wären. Das kohärente Fortleben einer großen, im Abendlande nicht allgemein begriffenen, oder doch nicht sattsam gewürdigten, Europa's Zukunft bedrohenden byzantinischen Staatsidee anschaulich zu machen, ist eine Hauptaufgabe unserer kritischen Zeit. Den schwungvollen Glanz der occidentalischen Reiche leugnet Niemand; aber Größe und Glückseligkeit des Abendlandes erblühte aus selbstständigem Ausbilden beider Hauptpotenzen der menschlichen Gesellschaft — des politischen und des kirchlichen Elementes. Der Säkularstaat konnte bei uns die Kirche nicht verschlingen, und die Kirche das weltliche Institut nicht aufzehren, und beiden ward — Dank der Wärme germanischen Blutes — versagt, auf ihren Lorbeeren zu versinken. Liebe zur Freiheit und dennoch Ordnung, menschlich, mitleidvoll, und doch Feuer und Energie (furor teutonicus) gegen fremden Zwang — so ist das lateinische Europa. Bei uns ist die Gesittung in's Privatleben herabgestiegen, und selbst die öffentliche Gewalt fügt sich

— obwohl gegen ihre Natur und immer sträubend — dem Joche der Sittengesetze und Gerechtigkeit. Barmherzigen Sinn und warmes Gefühl für fremde Noth kennt man nur im Abendlande. Institute, Orden, öffentliche Anstalten, um die Thränen der Mitmenschen zu trocknen und die Summe der von unserer Natur unzertrennlichen Leiden zu mindern; Menschen, die hingebungsvoll das Elend in seinem Verstecke freiwillig aufsuchen, Linderung und christlichen Trost bis in die niedrigste Hütte bringen, und fremde Drangsal um Christi willen zu eigener machen, kennt man nur im Abendlande: sie sind der schönste Schmuck der abendländischen Christenheit. Zu Byzanz ist die menschliche Brust den süßen Regungen des Mitleidens verschlossen, und an die Stelle der liebevollen That setzt man dort das leere, trostlose, unfruchtbare Formular des Glaubens, wie es menschliche Klugheit für bestimmt und deutlich erkannte Zwecke nach langem Hader festgesetzt und zugeschnitten hat. Mit Privattugenden, sagen sie, mag es Jeder halten, wie er will; es gibt nur „byzantinische Pflichten für das Ganze", d. i. gemeinsames Zusammenwirken aller Individuen anatolischen Namens für Gründung materieller Gewalt und Herrschaft über die Erde, deren Besitz Jesus Christus der morgenländischen Kirche testamentarisch als Vermächtniß hinterlassen habe.

Von der Allgemeinheit und Stärke dieser byzantinischen Staatsidee hat der Occident vielleicht keine oder noch keine hinlänglich klare Vorstellung. Hier liegt die Gefahr. Konstantinopel war die erste ursprünglich und vollständig christliche Stadt des Erdbodens. Dort gab es keine weltliche Macht, von der man erst Duldung zu erbetteln oder Rechte zu erhandeln hatte; die Dogmatik legte den ersten Grundstein, stieg gleich im Beginn auf den kaiserlichen Thron und grub der oströmischen Welt ihr Gepräge ein, tief, unaustilgbar und ungeschwächt bis auf diesen Tag. Nur eine Kraft blieb thätig; alle übrigen gingen in dieser einzigen unter. Die Aktion der Staatsgewalt nach Außen war Nebensache, das Schwert wendete sich nach Innen gegen die Energie der Geister, bis das Ungleiche überall geebnet, bis jeder Wille gebrochen, bis alle Spontanëität, alle selbstbewußte Schwingung romäischer Nerven getödtet und im ungeheuren Länderkomplex nur ein Gedanke übrig war. Körper gab es im byzantinischen Staatsverbande viele; Seelen aber nur eine, Gedanken auch nur einen, und auch nur eine Stadt, die Auserwählte, das apokalyptische Jerusalem am Bosporus.

Für germanische Naturen hat dieser Nivellirungsprozeß des menschlichen Geistes etwas Dämonisches, Grasses, Zurückschreckendes; sie werden sich ihm niemals befreunden. — Ohne daß das Staatsoberhaupt die mythische Weihe des Priesterordens nahm, mußte der byzantinische Imperator doch Theologe seyn, in gesetzlich bestimmten Tagen am Hofe geistliche Vorträge, Exegesen und Homilien halten, weil eigentlich das Evangelium Reichskodex, weil Christus Imperator und der oströmische Basileus nur seine irdische Hülle war. Nicht bloß für zeitliche Wohlfahrt und weltliche Ordnung hatte der „Gottgekrönte" zu sorgen. Auch das ewige Heil der Unterthanen, was sie glauben und verdammen sollten, ward in letzter Instanz dem Imperator anheim gestellt. Als Scepter trug

die kaiserliche Hand das Kreuz und, wie man auf alten Tempelfresken und Münzen jener Länder häufig jetzt noch sieht, schmückte das Zeichen der Erlösung alle Gewänder, Fahnen und Insignien des theologischen Herrschers, der den kaiserlichen Segen ertheilte und nach festem Glauben seiner Unterthanen sogar die Kraft der Mirakel besaß. Seine Handlungen erklärte das Gesetz für Akte der göttlichen Vorsehung und stellte sie folglich außer Bereich menschlicher Kritik. Daher das für abendländische Begriffe entsetzliche Gesetz, welches Tadel eines vom Fürsten bestellten Dieners, ja sogar den Zweifel an seiner Fähigkeit als Hochverrath und Beleidigung göttlicher Majestät bestrafte. Daher das Ungegohrene, das Melancholisch-Stille der byzantinischen Monarchie; daher die Palastwache der Silentiarier und der erklärte Widerwille griechischer Ohren gegen Glockenton. Das regsame Wesen, die laute Rede und der feste Tritt des Abendländers hat für die Byzantiner etwas Widerliches, gleichsam etwas Zuchtloses und empörend Freches, das man mit der Geißel niederschlagen soll. Denn zu Konstantinopel sind alle Kontroversen schon längst entschieden, alle socialen und geistigen Probleme aufgelöst, der Zweifel selbst verstummt. In den nervenschwachen Regierungskreisen Westeuropa's mag dies wohl da und dort als ein Segen erscheinen, und man darf sich nicht mehr wundern, wenn konservative, ruhelebende, verzagte Seelen, gegenüber dem Hochmuth und der Unbändigkeit des wissenschaftlichen Gedankens, die stupide Selbstverleugnung der byzantinischen Kirchen-Philosophie als einen heilsamen Damm gegen den stolzen und umwälzenden Sinn in der abendlichen Welt erblicken, und alles Ernstes sich gegenwärtig bestreben, Westeuropa mit byzantinischen Grundsätzen und Formen in Staat und Kirche zu beglücken, und das Schweigen der Gräber an die Stelle des rührigen Lebens zu setzen.

Der erste Lebensakt des byzantinischen Kirchenstaates, wir wissen es Alle, spann sich in buntem Gewühle über tausend Jahre fort, und der Uebergang zum zweiten, wo ein Padischah den Reigen führte, war so schnell, so natürlich und geordnet, Kraft und Kunst der neuen Tragöden so eindringlich, nachhaltend und feurig, daß nach kurzem Gram über die Veränderung selbst bei den Besiegten die Threnodie verstummte. In drei Tagen war die Verwandlung ausgeführt und Byzanz, nicht dem Blute, wohl aber der Seele und Gesinnung, nach, vollkommen türkisch. Das allgemeine Gefühl, dem lateinischen Abendland gegenüber wieder stark zu seyn, hatte Alles ausgesöhnt und das Joch des neuen Autokraten selbst leicht gemacht. Man vergesse es nie: — Eifersucht, Widerwille und Geringschätzung gegen die lateinisch glaubenden (katholischen) Völker ist Nationalcharakter und unaustilgbare Natur der Byzantiner. Auch hat nach Eintritt der türkischen Dynastie das lateinische Abendland bald und lange genug empfunden, daß man in Konstantinopel wieder Kraft und Nerven habe: es erschien wieder eine lange kriegerisch geschaarte Fronte am Ostrande von Europa und dem Naturgesetze war genug gethan.

Am Siechenlager der Paläologen hatte das transdanubische und das altaische Element um die Ehre der Nachfolge und der Reichsreform gestritten. Obgleich das eine aus Turkestan, das andere aus Sarmatien mit

Gewalt hereingebrochen, waren sie doch beide auf byzantinischem Boden eingebürgert und in Sinn und Blut mit Ost-Rom enge verschwägert. Damals war die Zeit der Sarmaten noch nicht gekommen, und wie allzeit, neigten sich Sieg und Herrschaft auf die Seite, wo mehr Kraft, wo mehr Geist und Herrschergröße war. Jedoch blieb die byzantinische Restauration des 15. Jahrhunderts ihrem Wesen nach eine innere, eine aus den Eingeweiden der Monarchie selbst eigenmächtig und ohne Zuthun von Außen entsprungene, daher vollständig dauerhaft und durchgreifend. Das Credo allein hatte sich am kaiserlichen Hofe geändert; aber nicht mehr als die byzantinischen Autokraten schon verschiedene Male früher, namentlich unter Konstantius im vierten und während der Ikonoklasten-Herrschaft im achten und neunten Jahrhundert unternommen hatten, aber nicht durchzuführen vermochten.

Offenbar waren, um die menschlichen Dinge im Gleichgewicht zu erhalten, in der Hand der Vorsehung die talentvollen und energischen Fürsten aus dem Hause Osmans tauglichere Werkzeuge als die christlichen Vorgänger mit ihren Hof-Homilien und ihren kaiserlichen Fastenpredigten im Kreise weibischer Magnaten von Byzanz.

Aber heute, wie man gemeiniglich glaubt, ist auch die Rolle der Padischahe ausgespielt und wird, eigentlich das erste Mal seit fünfzehnhundert Jahren, vielleicht in kurzer Zeit, die große Erbschaft der Byzantinerwelt ohne Testament und ohne Kodicil vakant. Zwar ist noch der Besitzer nicht verblichen und im Veilchenduft bithynischer Lüfte sind die Agonien lang. Aber das Leben ist aus den extremen Theilen des Riesenkörpers schon entflohen, im Herzpunkt allein noch kämpft es krampfhaft in Fieberhitze gegen die Verwesung.

Wie nah oder fern die Katastrophe auch immer sey, die drastischen Arzneien, die man in gerechter Besorgniß nachbarlich anzurathen und selbst eigenhändig zu kredenzen nicht ermüdet, beweisen hinlänglich, daß man den Zustand für sehr bedenklich hält. Wo ist aber der Sitz des türkischen Verderbens? Ist dieses Volk heute physisch schwächer, feiger, nervenloser als zur Zeit seiner Siege und seiner Herrlichkeit? Der letzte Krieg hat es doch bewiesen, daß die türkische Kriegsmaterie heute noch ist, was sie zur Zeit der großen Padischahe war, fanatisch, abgehärtet, genügsam, stahlsehnig und der größten Anstrengung fähig. Und sieht man das türkische Bauernvolk in den Provinzen und selbst die stolz und wild blickenden Gesichter des großen Haufens in der Sultansstadt, sollte man das Ende des Türkenstaats wahrlich nicht so nahe glauben. Denn über Seyn und Nichtseyn der Reiche entscheidet in letzter Instanz doch immer Seelenstärke und physische Kraft auf dem Kampfplatze. Selbst die Summe des Luxus und des sittlichen Verderbens unter den Großen kann jetzt nicht größer seyn als früher. Allein, wie bei den christlichen Byzantinern, ist auch bei den osmanischen das herrschende Haus, die regierende Dynastie verfault. Hier liegt das Uebel. Eine solche Reihe genialer Staatsmänner und energischer Kriegsfürsten hat kein anderes Herrscherhaus je hervorgebracht, wie das türkische. Nicht Tugenden, nicht besondere Vorzüge und Eigenschaften des Volkes haben das furchtbare Gebäude osmanischer Größe aufgeführt; es ist ausschließlich das Werk seiner, die Menschen und Dinge in wildem

Stamm fortwuchernden Dynastie. Und wenn unsere Zeit noch einmal einen Bajesid I., einen Murad II., einen Mohammed Ghasi und Suleiman I. zu schaffen vermöchte, würde er nicht mit gewaltiger Faust die Geschicke seines Volks erfassen und, dem Verhängniß zum Trotz, auch jetzt noch frisches Leben in die Gefäße des welkenden Türkenstammes gießen? Der Geist regiert die Welt, und nicht ohne tiefen Sinn erklärt ein berühmter Mann des Alterthums Glanz und lange Dauer der Herrschaft Roms für das Werk einiger ausgezeichneten Bürger der ewigen Stadt. Große Kräfte, einmal in's Weltspiel gebracht, wirken durch ihr natürliches Gewicht noch fort, wenn auch schon lange die erste Triebfeder gebrochen ist. Erscheint aber erst der Schaden auf der Oberfläche, so ist auch das Ende schon nicht mehr fern und menschliche Hülfe bleibt ohne tiefgreifende und lebengebende Wirksamkeit.

Chronologisch auszurechnen, in welchem Jahre die flackernde Türkenlampe in Europa völlig erlöschen müsse, ist ebenso unmöglich als die Hoffnung vergeblich, durch eine perfide Politik den Einen strahlenden Weltkörper osmanischer Monarchie in ein Planetensystem getrennter Staaten ohne Sonne auseinanderzulegen. Alle Künste der abendländischen Diplomatie macht die Stadt Konstantinopolis mit ihrem eingeborenen Genius zu Schanden. Um der centrifugal um den Erdglobus schwingenden Kraft der abendländischen Völker das Gegengewicht zu halten, um die ätzende Wirkung ihrer Geistesbeweglichkeit zu sänftigen und ihre Leidenschaften in Schranken einzudämmen, hat die Natur das byzantinische Reich, wie ein Bleigewicht, an die Sohlen Europa's gehängt und durch unabänderlichen Beschluß mit der Ewigkeit anatolischer Doktrin zugleich die Unauflösbarkeit der Monarchie dekretirt, deren Herz und Mittelpunkt Konstantinopel ist. Keine Politik, keine menschliche Weisheit ist vermögend, die kompakte, durch Glauben, Blut und Thränen unausscheidbar in einander verwachsene Masse des byzantinischen Kontinents zu zerbrechen, in ihre Bestandtheile zu zerlegen und bleibend auseinander zu halten. Scheide man immer entlegene Theile vom Ganzen weg und erwärme sie, wie der begeisterte Pygmalion sein Steingebilde: — sie verdorren dennoch aus Sehnsucht nach heimathlicher Lebensluft, oder rinnen von selbst unaufhaltsam wieder in den Schooß des Mutterstaates zurück. So groß ist der Zauber dieser geheimnißvollen, noch unbegriffenen Stadt!

Ein Mittel jedoch gäbe es, den byzantinischen Bann zu lösen und seinen Trümmern eigene Seelen einzuhauchen: Zerstöret durch gemeinschaftlichen Beschluß des europäischen Areopagus die Stadt Konstantinopolis und füllet mit dem Schutte ihrer Hütten, ihrer Paläste, ihrer Mauern und Thürme das goldene Horn aus, und verbietet zugleich unter Völkerbann die Wiederherstellung von Stadt und Hafenbucht auf der alten, den Mächten des Abgrundes geweihten Stätte! Nicht genug! schaufelt im Grimme auch ihre sieben Hügel nieder, zermalmet wie einst die Legionen zu Korinth sogar die Steine, und mit der Wurzel reißet die gigantischen Plantagen aus, und vom Riesenberge des Amykos brechet in der Wuth, wie ein anderer Polyphem, die walddichte Spitze herab und schleudert Alles, Inde, Felsen, Bäume und Menschen, in die Strömung des Bosporus, damit sein musikalisches Sausen am Felsenthor

der Symplegaden verstumme, damit der sehnsuchterregende, die Völker des Orients bethörende Syrenengesang des fluthenden Sundes ersterbe und der stolze, Länder verbindende Pontus selbst wie das traurige Kaspimeer zur Oede eines verlassenen Binnensees herunterſinke! Dann erst rinnet der Lebenssaft wieder zurück, nach Athen und nach Ikonium.

Wären Titanen auf der Welt, hätte man ohne Bedenken zu diesem Mittel gegriffen. Aber die Menschen unserer Tage sind nach kürzerem Maße ausgeprägt: sie möchten das Unheil ohne Aufsehen und besonders ohne Störung im Alltagsleben ihrer Ameisenstadt gleichsam im Stillen zur Ruhe bringen. Wozu der Tumult und die schweren Reden? rufen sie aus. Noch ist es mit den Türken nicht zu Ende, und so lange die Leute athmen, kann man immer hoffen und versuchen. Könnte man in Europa überall der Ländergier, dem Heißhunger nach fremdem Gute entsagen und den Leidenschaften der menschlichen Natur selbst Stillstand gebieten, so schleppte sich das Türkenreich ohne Mühe noch Jahrhunderte fort. Im Innern ist ja kein überwiegendes Element der Auflösung, der christliche Raya ist überall muthlos, waffenscheu, uneins und Rettung aus der Dienstbarkeit nirgend aus sich selbst, nur von Außen, aus fremder Zone hoffend!

Daß man unter solchen Umständen die treulosen Restaurationsrecepte des Occidents zu Konstantinopel nur mit Widerwillen und Geringschätzung empfängt, ist zu begreifen. Auch wird die europäische Kuratel, welche durch ihren neuesten Akt, den pariser Traktat, die Aufnahme des Türkenstaats in das europäische Konzert, als den Silberblick ihrer vereinten Weisheit, der Welt verkündigt, zeitig genug das Vergebliche ihrer Mühen erkennen. Diese vortrefflichen Männer sind überzeugt, man könne todte Ideen, erloschene Gluthen, entflohene Geister der Nationen durch eine Staatsschreiber-Ordonnanz wieder lebendig machen. Aber nicht Kunst, nicht mit erotischem Saft getränkte Pflanzen, nein, ein aus der Bodentiefe urkräftig heraufbrechender Riesenstamm ist nöthig, um die byzantinischen Räume auszufüllen. Die kleine Parzelle, welche, dem Scepter des Padischah entzogen, mit dem alten Namen „Griechenland" angethan, kann wohl auch nicht, — Zeiten und Menschen zum Trotz — nach kühnem Zertreten aller Schranken nervig, sehnig, schöpferisch die Oede, die verlassenen Paläste am Propontis füllen. Oder wäre dies bayerischblaue Hellas wirklich so gewaltig, das chaotische Stammgewirre des illyrischen Kontinents zu ordnen, die widerspenstigen Geister zu bändigen, die bahnlos tobenden Kräfte zu zügeln und in das gemeinsame Rinnsal politischer Disciplin zusammenzudrängen? Es war eine Zeit, da das Abendland die Frage beifällig beantwortete und die Männer von Hellas noch einmal, wie weiland ihre Vorfahren, als die Schirmgötter der Welt begrüßte. Aber der Rausch ging schnell wieder vorüber. Die aufgeregten Geister sind wieder frostig und nüchtern wie vor Hellas zweitem Hochzeittag. Nur das Eine haben sie nöthig, die griechischen Männer, und dieses Eine ist der Talisman, der alle Herzen bezaubert, der das staatskluge Europa, wenn man es auf der lorbeerbekränzten Stirne

des griechischen Volks erblickt, mit Applaus begrüßen wird. Seyd mächtig — Schafft Flotten, Heere, Feuerschlünde, Gold, Kredit; aber macht schnell, die Völker sind wie die Könige nur durch nachdruckvolle That zu fesseln! Wachsen will man euch sehen, inwendig heraus, wie der Moskowiter in der jungen Frühlingsbirke, muß es im hellenischen Staatskörper gähren und kochen — man muß gleichsam die Lebenslymphe auf- und niedersteigen hören, damit, wenn der rechte Augenblick gekommen ist, euer Gewicht schwer in die Wagschale der Zeit geworfen werde. Waget dann, was eure Ahnen gegen die Perser wagten. Sprechet zu Denen, welche euch bevormunden, ein keckes Wort wie die helvetischen Bauern auf dem Leichenhügel der erschlagenen Edelleute; sey das Wort auch grob und ungeschlacht, begleitet es nur mit einer Faust von Granit und jener fürchterlichen Tapferkeit, die zu Marathon, Navarino und Ptolemais eure alten Dränger fraß, und sehet dann, wie freundlich die goldgestickten, sternblitzenden Herren euren Gruß erwiedern und wie schnell in Europa die schlummernde Sympathie wieder erwachen wird. Aber so lange ihr noch bei allen Thüren die leeren Hände hereinstrecket, und weil Jedermann sieht, daß ihr dem Ganzen weder viel nützen noch schaden könnet und zur Lösung der großen Frage, zur Wiederherstellung des Orients und zur Sicherung des Weltfriedens, aus eigenen Mitteln so wenig zu leisten vermöget, daß euer Land gleichsam als Armeninstitut noch immer von milden Beiträgen und abendländischem Wochengeld — ohne eigene Mühe — leben will, habt ihr zwar nicht Mitleiden und christliche Liebe, die euch gesichert sind, aber habt ihr die Bewunderung der abendländischen Welt verloren. Das Endlose, das Unausfüllbare eurer Noth hat Europa ermüdet und erschreckt.

Unser Jahrhundert ist politischen Zwerggestalten abhold, es will nur lebensfrische Körper und kolossales Maß. Griechenland wage es unterzugehen oder groß zu werden, sonst stelle es sich nicht in die Kompetentenreihe zur künftigen Vakatur des Orients! Die Herrschaft ist ein Ding, das die Abendländer nicht an die Lahmen an der Heerstraße und hinter den Zäunen für Almosen verschenken. Die Titel, sich aus der Niedrigkeit aufzuschwingen, waren von jeher Kraft, Genie und Heldenmuth im eigenen Hause. Zwar haben Fürsten zur Herrschaft oft sich hinaufgefreit und nachher ihr Glück durch Tüchtigkeit und klugen Sinn gestärkt; zu Macht und Weltherrschaft hinaufgebettelt aber hat sich noch keine Nation. Hellas erwarte vom Kollektiv-Wohlwollen der Europäer für seinen Anspruch auf die Herrschaft des Morgenlandes nichts mehr. Es rechne nur auf sich selbst. Die Könige geben nur einmal und was die Griechen im Sturmdrang der Dinge nicht rasch und kräftig herüberzureißen verstanden haben, wird durch die Gunst der Kabinette nie ihr Eigenthum werden.

Wie die Dinge jetzt liegen, muß Europa an der Fähigkeit der Griechen so lange zweifeln, bis die That das Gegentheil beweist. Warum will man unter den christlichen Byzantinern heute Elasticität, Energie und politische Tugenden voraussetzen, die sie schon im 15. Jahrhundert nicht mehr hatten? Oder konnte das weltbetäubende Schlachtgetöse von Nikopolis und Varna, wo die Heere gesammter Christenheit für das Heil des theologischen Imperators stritten, den le-

thargischen Schlummer von Byzanz erschüttern? Damals besaßen die Griechen noch ihre Hauptstadt und stand ihnen thatendürstendes Mitgefühl des Abendlandes zur Seite und sogar Timur der Weltbezwinger auf Bitten und Mahnen der Christenheit als Hort und Retter im Herzen von Anatolien. In einem Tage ward die Macht der Osmanli bei Angora vernichtet, der Padischah selbst gefangen, Anarchie, Bruderkrieg, Auflösung, Verzweiflung waren überall im Türkenreich; aber der Sturm hatte umsonst getobt. Volk und Archonten der morgenländischen Kirche blieben auch in solchem Verwirrungsgreuel bewegungslose Zuschauer, bis die zerrissenen Gliedmaßen des feindlichen Staatskörpers wieder aneinander wuchsen und den nervenlosen Byzantinergriechen in frischer Majestät gegenüberstanden. Sind diese Byzantiner seitdem ein besseres Geschlecht geworden?

Im byzantinisch-griechischen Staatsmateriale lebt nur das Kirchenelement, der letzte Puls, der nie erlischt; die übrigen Klänge sind mit den Göttern Griechenlands längst verstummt. Moder und verwittertes Gestein hören die Posaune des Weltgerichts nicht mehr. Das alliirte Abendland tödte, wenn es kann, die morgenländische Kirche und demolire ihre goldenen Dome zu Konstantinopel, zu Kiew und im Kremlin; es berechne aber vorher und wäge wohl seine Kraft, ob sie auch mit der Größe des Unternehmens im richtigen Maße stehe. Diese Kirche des Orients hat alle Proben innerer Zerrissenheit und äußerer Schmach überstanden; keine Noth konnte ihre Standhaftigkeit erschüttern, keine Verachtung ihr Selbstgefühl ersticken, keine Niederlage das Vertrauen auf endlichen Triumph ihrer Sache wankend machen. Und wie die Natur in allen Dingen auf die äußerste Grenze rückt, erschien der Hoffnungsstern am nördlichen Horizont, als die byzantinische Nacht am dunkelsten war und Alles verloren schien. Kaum war die Schale am Hellespont gänzlich gesunken, da begann sie an den Quellen der Wolga langsam zu steigen, und wie die Wage heute stehe, ist für Niemand ein Geheimniß. Nur scheint nicht Jedermann zu wissen, wie weit das Gebiet der byzantinischen Hellenen reiche. Nördlich geht es bis an die Gestade des Eismeeres und der Herzpunkt, aus dem das Leben strömt, ist nicht mehr innerhalb der Thermopylen; er liegt jetzt jenseits der Wasserfälle des Borysthenes. Das Streben dieser theokratisch-byzantinischen Staatsidee, alle auf ihrem Elemente zu vernichten oder verwandelt in seinem Schooße aufzunehmen und in einem großen Weltreiche verkörpert ihrer Nationalfeindin im Occident entgegenzustellen, wird erkannt, so wie im Gegensatze das Ringen der latino-germanischen Kirche, auf ihrem Boden sich auszudehnen, sich innerlich zu befestigen und wieder zu kräftiger Einheit aufzuschwingen, für Niemand mehr ein Geheimniß ist.

Das Thatsächliche soll kein Urtheilfähiger verleugnen und vergessen. Zwei heilige Stühle stehen sich in Europa feindlich gegenüber und der Kampf zwischen den nebenbuhlerischen Gewalten kann vertagt, nicht verhindert werden. Von diesem politisch-kirchlichen Dualismus kann sich der alte Kontinent nicht mehr loswinden und die Stelle der Parteien wird erst dann klar, wenn Neu-Rom sein Schicksal erfüllt und die Kinder der anatolischen Kirche

mit ihrem neuen Konstantin zu thatsächlichem Bewußtseyn ihrer Weltbestimmung gekommen sind. Denke man sich das unermeßliche Chaos von Kräften, die unter jenem Himmelsstrich noch gebunden, aber eines Willens, eines Impulses gewärtig sind, um einen einzigen Gedanken lebendig in die Weltgeschichte einzuweben. Im weiten Halbringe schlingt es sich um Europa und bereitet den letzten Schöpfungsakt im politischen Bau der abendlichen Welt.

Die Restauration von Byzanz — das ist Axiom — kann nur eine „slavo-gräkische", keine byzantinische, am wenigsten aber eine hellenische seyn.

Und diese Restauration im größten Style ist eingeleitet; der neueste pariser Friedenspakt drückt ihr das Siegel auf. Der Augenblick zur That ist durch diesen Pakt um Vieles näher getreten. Die Zeit ist gut gewählt. Der allgemeine Gantprozeß gegen alles weltliche Regiment des Abendlandes ist im Gange; die Exekution wird nicht lange auf sich warten lassen. Nicht böser Wille, nicht Schlechtigkeit und korrupter Sinn — man ist vielleicht heute nicht schlechter als man früher war! — nein, Unfähigkeit ist es und Unzulänglichkeit der waltenden Kräfte, was zur Auflösung der weltlichen Ordnung treibt. „Ihr könnet die Geschäfte nicht mehr fortführen", ist der einstimmige Gedanke der Völker. Nach innerem Trost, nach Seelenfrieden ringen die Geister. Wer füllt die verzweiflungsvolle Leere der menschlichen Brust aus? Dürre Theorien und abgenützte langweilige Rezepte der Staats-Adepten können diesen Trost nicht mehr gewähren, können den Abgrund der Gemüther nicht verschütten. Eure Zeit ist für immer dahin. Nicht Anarchie und Zuchtlosigkeit ist das größte der Uebel, über das man klagen soll, das größte ist der Tod alles Glaubens und Vertrauens auf eure alte Kunst, was unser Unglück macht und zugleich den Kompetenten — es sind ihrer mehrere — ihre Rechtstitel gibt.

Einheit der Gewalt, Freiheitsliebe und religiöser Glaube sind die stärksten Baumeister aller menschlichen Ordnung. Der Versuch, ohne Beistand der freiheitlichen und religiösen Ideen Herrschaft auszuüben und ein bloß gewaltthätiges Regiment über die Völker aufzustellen ohne alle Schonung für Seelen- und Gewissensruhe, ohne Rücksicht für das Höhere und Ewige im Menschen, im Gegensatz zu seinem Streben nach Freiheit, bloß um die Taschen und den Kunstfleiß der Nationen mechanisch auszubeuten, hat überall ein noch klägliches Ende gefunden. Der Mensch trägt in der innersten Tiefe der Brust Etwas, was sich der Gewaltherrschaft widersetzt und was mit Feuerschlünden und Sophismen nicht zu bändigen ist. Mit Finanzkünsten, Banken und Mauthsystemen allein kann man den Dämon nicht mehr zwingen: die Fürsten müssen den inneren Widerspruch der europäischen Geister versöhnen oder das eigene Spiel verloren geben. Orbis ruit. —

573735 A
13

DCCLXXX. Die Inneransicht der Walhalla.

Im siebenten Bande des Universums (Seite 125) ist die äußere Ansicht der Walhalla und die allgemeine Beschreibung dieses herrlichsten aller monumentalen Bauwerke des Bayernkönigs Ludwig enthalten. Das heutige Bild läßt uns einen Blick in sein Inneres thun.

Das Säulenhaus umschließt einen 200 Fuß langen und halb so breiten Saal, der sein Licht durch die 70 Fuß hohe Decke empfängt, welche mit Broncеplatten und Ornamenten auf das Reichste ausgeschmückt ist. Blendende Pracht empfängt den Besucher. Fußboden, Thronstühle, Tafeln sind alle von köstlichem Gestein, öfters reich vergoldet. Ein Marmorfries, der 300 Fuß lang rings um den Saal läuft, erzählt, in halberhabenen Gestalten, die Heldensagen und Urgeschichten der deutschen Völker, von ihren Kämpfen mit den Römern an bis zur Aufrichtung des Kreuzes auf dem Platze, wo die Axt des Bonifaz die tausendjährige Donnereiche fällte. — 140 Konsolen, an den Wänden hingereiht, sind bestimmt, die Büsten der Männer und Frauen zu tragen, an deren Namen sich die Größe und der Ruhm unserer Nation auf den Schlachtfeldern und in den Arenen der Kunst und Wissenschaft vorzugsweise knüpft. Etwa 100 Plätze sind bereits eingenommen; die übrigen gehören den Ehren kommender Geschlechter. Hermann, der Heros, welcher mit dem Niederwerfen der Legionen römischer Eroberer die deutsche Freiheit rettete, beginnt die Reihe; Göthe, der Dichter Erzfürst, beschließt sie. Möge die Zukunft der Ebenbürtigen noch Viele hinzugesellen, ehe die deutsche Zeit geschlossen ist und ihr letztes Kleinod in den Hausschatz fremder Herren wandert!

INNERES DER WALHALLA

Aus d Kunstanst. d Bibliogr Instit in Hildbh.

Lichtenthum d Verleger

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R

NEU FRIBURG
(Brasilien)

DCCLXXXI. und DCCLXXXII. Aus Brasilien.

Neu-Freiburg und der Urwald.

Wir schlagen zwei Blätter auf aus dem Prachtbuch unserer Schöpfung; zwei Bilder aus Südamerika's Wunderwelt, wo die Natur noch im Krönungsschmuck unter funkelnden Juwelen schimmert, aus dem Land der strömenden Meere und der rauschenden Palmenwälder, aus der buntfarbigen Ebene, welche die Dome der Kordilleren trägt und auf der die Menschen wie verirrte Gäste umher wandeln, von aller Herren Land, allerlei Farbe und allerhand Zungen, anstaunend, anbetend, genießend und müßiggehend — und wo der Gesittung, der Freiheit und des Menschenglücks Tempel stehen könnte, wären jene Menschen ein Volk.

Brasilien ist aber, obgleich an Größe das dritte Reich der Erde, nur an Gestalt ein Riese, an Kraft bloß ein Kind. Kein Land, wie vielerlei Nationalitäten in ihm auch zusammengeworfen waren, hat so spröde, so viele sich abstoßende Elemente vereinigt, wie Brasilien. Die siebenthalb Millionen, welche es bewohnen, bewahren nicht nur nach ihrer Racenabkunft, als Portugiesen, Creolen, Mulatten, Mestizen, Neger und Indianer, und nach ihrer nationalen Abstammung, als Briten, Franzosen, Schweizer und Deutsche, unvereinbare Eigenthümlichkeiten, sondern sie spalten diese Splitter noch einmal durch die klaffenden Unterschiede der Bildung, der Religion, des Standes und Vermögens, und das Zerwürfniß in den politischen Faktionen und die unversöhnlichen Principien der Sklaverei und Freiheit vollenden das Chaos dieser in wilder Unordnung durcheinander gestreuten Bevölkerungs-Fragmente. Brasilien ist das einzige Land auf der westlichen Halbkugel, das einen Monarchen und Kaiserthron trägt. Doch steht dieser auf schwachen Säulen und gar schwankendem Grund! Es fehlt ihm die Hauptstütze aller Monarchien, die Tradition, welche Fürsten und Völker viele Menschenalter hindurch eng zusammen knüpft und ihnen eine Erinnerung der großen Momente des Glücks oder Unglücks als gemeinsames Erbe verleiht. Brasiliens Kaisergeschichte zählt kaum 30 Jahre und keine einzige große gemeinschaftliche That ehrt und einigt Nation und Dynastie.

Brasiliens Selbstständigkeit ist desselben Ursprungs, der so viele deutsche Königreiche in's Leben rief. Ein Dekret Napoleons des Großen, welches verkündete, daß die Herrschaft des Hauses Braganza in Europa aufgehört habe,

ren darbot; weshalb die Existenz der Ansiedler lange Zeit dürftig war, auch gegenwärtig noch Mancher mit Noth zu kämpfen hat. Im Ganzen aber ist doch die Periode harter Prüfungen überstanden. Das Klima ist mild und gesund. Neu-Freiburg ist der Sitz mehrer Staatsbehörden des Distrikts und eine Besatzung von berittenen Polizeisoldaten stützt die Autorität derselben.

Der Urwald bei Neu-Freiburg gehört der oberen Waldregion Brasiliens an. Sie beginnt bei 2000 Fuß Höhe und macht sich durch Riesengräser, baumartige Farren und Kohlpalmen kenntlich. Herrlich blühende und mannigfaltige Parasiten sind aber der Hauptschmuck des brasilianischen Waldes. Sie bedecken die Aeste der Baumkronen in unbegreiflicher Menge und Ueppigkeit. In den oberen Zweigen haben die vielartigen Orchideen ihren Standort, oft Pflanze an Pflanze, gleichsam ein in der Luft schwebendes Blumenbeet vorstellend; zwischen ihnen wachsen die zierlichen Farrenkräuter, deren zarte Wedel gegen die dicken, lederartigen, von flaschenförmigen Wasserschläuchen an der Wurzel umgebenen Blattgebilde der Orchideen wundersam kontrastiren. Einzelne größere Bäume tragen zahllose Bündel des Baumbartes. An die höchsten Zweige der Krone klettert er hinauf und hängt in 2—3 Fuß langen Büscheln aus den Lücken des Laubes herunter. Unter diesen behaarten Kronen schwankt auf dünnem Stiel die schlanke Kohlpalme mit ihrem zierlichen Blattkranz und daran reihen sich in allen Größen, vom Strauch bis zur Höhe der Palmen hinauf, die herrlichen violetten Blüthengruppen der Rhexien, deren opponente, steifbehaarte, saftige Blätter natürliche Feilen und Kratzen darstellen, und so steif wie ein Reibeisen sich anfühlen lassen.

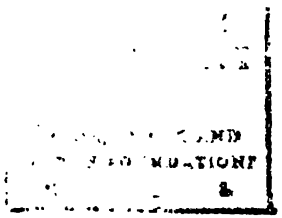
Außer der Kohlpalme fehlt jede andere Palmenform im Urwalde dieser Gegenden; erst tiefer in den Thälern des Parahyba und seiner Nebenflüsse trifft man mehrere Palmenarten neben einander an.

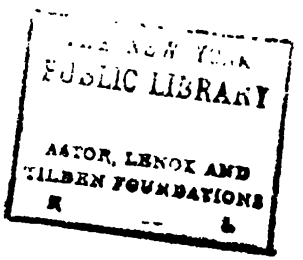
Geselliger treten die Schlingpflanzen auf. Sie hängen frei von den Zweigen der größeren Bäume herunter, und umflechten sich unter einander. Ihr Ansehn ist traurig, weil man fast nie Blätter an ihnen bemerkt; ein Strang, obgleich nicht dicker als ein Rohr oder ein Finger, wickelt sich um den andern, verläßt ihn wieder, wendet sich zum dritten, kehrt zurück zum ersten, treibt über diesen hinweg zu einem vierten auf der andern Seite, und so geht es fort bis zur Krone hinauf, wo die Schlingpflanzen ihre Blätter dem Lichte zuwenden. Denn die Krone des Baumes ist ein eben solches Gemisch vielfach verschiedener Blattformen, wie das Gezweige unter ihr ein Wirrsal der verschiedensten Bäume; wohin der eine Träger sich begibt, dahin drängen sich alle seine Anhängsel nach, wo er seine Krone ausbreitet, da wollen auch sie ihre Blätter zeigen und mit ihm um die Wirkungen des Lichtes sich streiten, wie sie um die Stelle im Boden mit ihm gerungen haben.

URWALD-SCENERIE
in Brasilien

Aus Oberländer [illegible] Leipzig.

Eigenthum d. Verleger.




THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

KRONSTADT, in der Ferne PETERSBURG

Eigenthum d. Verlegers

DCCLXXXIII. Ueber Riga nach Petersburg und Kronstadt.

Die Männer an der Newa, an der Themse, an der Seine, an der Donau und an der Spree, sie haben mit dem kranken Mann vom Bosporus im neuen Babylon getagt und der Welt versichern sie, daß sie die Lösung der orientalischen Frage in der Auflösung der Fundamente des orientalischen Lebens gefunden. Ihre Reclame ist gut stylisirt und der eisernen Stirn der Diplomatie macht sie alle Ehre. Wir haben die orientalische Frage immer für ein Stück der socialen angesehen, und der verhängnißvolle Austrag der ersteren unter den Auspicien des Beherrschers der Franzosen wird gewiß das Gute haben, daß er das Zerhauen des gordischen Knotens der letzteren beschleunigt, wenn auch in anderem Sinne, als die hohen Assecuradeurs des Großtürken es sich gedacht haben.

Integrität der Macht der hohen Pforte! Wo nur die Herren des neuen Lloyds hindachten! Und hätten sie neunzig Prozent Prämie für das Risiko bei dieser Versicherung genommen, so wäre doch noch kein Verstand in ihrer Spekulation zu finden. Glauben die christlichen Mächte, die den Sultan im „Koncert der europäischen Familie" an- und aufgenommen haben, wirklich an eine Reorganisation des Türkenreichs durch jenen Hat, welcher Koran und Bibel gleichberechtigt und Christus und Mohammeds Gläubige nach 1200jährigem Haß durch einen Federstrich in Bruderliebe vereinigen soll? glauben sie, daß die französische Civilisation, welche am Bosporus die Straßen pflastert und die Häuser numerirt, daß die Sitten und Gebräuche des Abendlandes und abendländische Institutionen und Ideen den im Koran begründeten Gegensatz zwischen Muselmann und Ghiaur aufheben, und Frack und runder Hut die wilden Naturen der Pascha's, Beys und Efendi's, ihre tausendjährigen Gewohnheiten der Erpressung, des Raubs, der Unterschlagung, der Ungerechtigkeit und Tyrannei ändern und wegthun werden? daß der elektrische Draht, der aus dem Serail in die Königspaläste der Christenheit führt und die geheimsten Gedanken abendländischer Herrscher an das Ohr des Sultans tragen mag, daß die Eisenwege, auf denen das Dampfroß die Menschen und Güter des Westens nach Byzanz und Skutari, nach Brussa und Damaskus führen soll, und daß der Kanal im durchstochenen Isthmus von Suez, auf dem die abendländischen Flotten nach Indien ziehen werden, das doppelte Zauberwerk der Restauration und zugleich der Umwändlung des Orients vollbringen können? Werden Telegraphen und Schienenwege, Orden und

Waffenrock die Lebensgeister des Hauses Osman aus dem Todesschlafe wecken, und aus einem Land und Leute verschlingenden, nach Blut und Beute dürstenden Volk eine gewerbfleißige, von gesetzlichem Sinn durchdrungene, wohlgeordnete und wohlverwaltete Nation bilden? Nimmermehr! Was die Friedensmacher an der Seine im Namen ihrer Herren als die Absicht derselben der Welt kund gegeben haben, die Restauration des Türkenreichs durch die westliche Civilisation, das könnte Gott selbst nicht zu Wege bringen. Der Fanatismus Mohammeds allein war der Spiritus des türkischen Lebens; — er ist verflogen, das letzte Auflodern desselben hat der Krieg gelöscht. Nur das Phlegma ist geblieben. Was Europa dem Türken, dem nun guten Bruder der christlichen Könige, geben kann, Eisenbahnen für westländische Güter und Heere, Kanäle für westländische Flotten, die Doktrinen einer raffinirten Finanz und Polizei, die Recepte für die Erforschung der verborgensten „Steuerkräfte" des Landes bis hinunter zu der verhungernden, armen, alten Spinnerin, das Privilegium, mehr auszugeben als einzunehmen und unter solidarischer Haft der Unterthanen Schulden zu machen, — diese rettenden Geister des Abendlandes werden die Integrität des Orients nicht retten. Doch darauf ist's wohl auch nicht abgesehen. Der Adler und der Leopard, der Hahn und der Bär wären wohl nicht einig geworden, hätten sie sich nicht vorher in's Geheim zur Schlachtschüssel eingeladen. Die Kuratelschaft ist nur für Diejenigen eine Mystifikation, welche zwar nicht mitspeisen, aber doch zuschauen und sich den Mund wischen sollen.

Inzwischen wollen wir uns das Herz nicht schwer machen mit bösen Träumen von der Zukunft. Wir wollen uns freuen Dessen, was uns gleichsam im Schlafe in den Schooß fiel. Ohne Schwertstreich sieht Deutschland seine Donau offen, offen den Pontus und Kleinasien, offen die große Tartarei. Die Berliner können ihre Shawls und die Cottbuser ihre Tücher, die Erzgebirger ihre Spitzen und Geigen auf der neueröffneten alten Kameelstraße sicher bis in die Mongolei und in's Reich der Mitte schicken und die Hamburger den Kaviar direkt vom Caspisee beziehen, unsere Börsenfürsten können ihre Pioniere, ihre Agenten und Faiseurs nach Bukarest und Stambul, Teheran und Kabul schicken, um die goldenen Vließe unserer Zeit — die Konzessionen zu Kredit-Banken und Eisenbahnen — zu holen, die chinesischen Missionen an der Fulda und an der Spree sehen florirenden Zuständen entgegen und unsere Staatslenker freuen sich der Juwelen und Schätze, welche für die Kunst, Völker zu beglücken, im nun aufgeschlossenen Orient noch verborgen liegen: kurz, der Friede wird Vielen Vortheil und Freude bringen, am meisten aber den beschnittenen und unbeschnittenen Fürsten des Geldes, den Eisenbahnkönigen, den Bankdirektoren und jenen Fanatikern der Ruhe, welche sich zu Tische setzen und essen und trinken und begraben werden und fröhliche Erben hinterlassen. Selbst das Proletariat kann damit zufrieden seyn; denn für dasselbe wird die Gefahr, an Diätfehlern zu sterben, nicht größer werden, als früher, und die Luft wird auch noch unbesteuert bleiben. Wenn aber dem hellen Sonnenschein Gewitter folgen und den Friedensfesttagen die Bußtage, und dem Fortschreiten auf dem Wege aufwärts

die Umkehr abwärts — wie es ein Aphelium gibt für die Pfade der Gestirne und wie die Erde Zeiten hat der Sonnennähe und der Sonnenferne: — so mögen wir uns trösten wie Hiob sich getröstet hat bei dem Zusammensturz seines Hauses, und sagen: Gott hat's gegeben, Gott hat's genommen! und der ist ein gebenedeiter Mann, der hinzusetzen kann: „der Name des Herrn sey gepriesen!" denn die Tugend der Resignation wird dann der Tugenden beneidenswertheste seyn.

Zwei Wege führen den West-Europäer nach Sankt Petersburg. Er nimmt entweder den Wasserweg auf den stettiner oder lübecker Dampfern, die ihn binnen drei Tagen zur wohlverwahrten Pforte der Czarenstadt, nach Kronstadt, bringen, oder er wählt den Landweg, sey es durch das Königreich Polen über Warschau, oder durch die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands über Riga. Diese letztgenannten Routen gehen meist durch öde und einförmige Landstriche und entsprechen nur allzusehr dem Bilde, welches die deutsche Phantasie sich überhaupt von Rußland zu machen pflegt.

Bis Riga ist in Sprache, Sitten und Gebräuchen, in den Trachten und Zügen des Volks vorzugsweise deutsches Gepräge. Sobald man jedoch die Hauptstadt der deutsch-herrlichen Eroberung und Kolonisation hinter sich hat, verschwinden die althanseatischen nadelförmigen Thurmspitzen zwischen dürren Dünen und traurigem Kiefernwald. Mit ihnen vergeht jede Andeutung, daß wir soeben die zweite unter den russischen Handelsstädten am baltischen Meere verließen, denn Riga's Verbindungen nach dem Innern des Landes ziehen sich im Sommer fast ausschließlich stromaufwärts auf der Düna in das Reich hinein, wie ihm denn auch auf diesem Wege seine Zuflüsse kommen. Nur im Winter schlüpfen zahllose Schlittenkarawanen mit rasch trabenden kleinen Pferden und eifrig treibenden Letten über die weite Schneefläche aus der Stadt in das Land, aus dem Lande in die Stadt.

Die weiteren Umgebungen der riga-petersburger Straße gleichen der warschau-petersburger auf ein Haar. Aus dem Wald in den Wald, aus der Einsamkeit in die Einsamkeit rennen in klapperndem Galopp die Rosse, und nur selten klingelt an uns ein ähnliches Geschirr in vollem Lauf vorüber, als flüchte Jedes aus dieser Einsamkeit. Häufiger als im baltischen Lande tauchen wohl in Polen Dörfer empor aus der öden Langeweile der Umgebung. Aber schwer ist zu entscheiden, welche einen trostloseren Anblick gewähren: ob die, gleich faulen Bettlern, am Wege hingelagerten Hütten der Esthen und Letten, oder die in Schlammfluthen halb versunkenen Wohnsitze des Landvolks der altpolnischen Provinzen.

Dies dauert auf beiden Routen nahe an drei Tage fort. Auf der baltischen Heerstraße sind indessen die Vorposten der Residenz weiter vorgeschoben, als auf dem polnischen Wege. Dorpat war dort die letzte ächt baltische

Stadt, welche wir passirten; Narwa erscheint dagegen bereits wie ein petersburger Anfang. Die Pracht der mit gigantischen Adlern gezierten Narwa-Brücke, die Kuppeln der griechischen Tempel, welche sich meistens über den Unterbau unverkennbar abendländischer Kirchen emporwölben, die überwiegende Russenbevölkerung, die städtischen Neubauten, die überall aufgestellten Soldaten und Polizeiwachen — Alles erscheint wie ein Vorspiel der Residenz des mächtigsten Autokraten der Welt. Auch die Chaussee, welche, glatt wie eine Eisenbahn und breit wie ein Marktplatz, von Narwa anhebt, um an Petersburgs Thoren zu enden, nachdem die bisherige Heerstraße sehr oft bezweifeln ließ, ob wir uns denn wirklich auf einer Straße befänden, vervollständigt den Eindruck. Dieser Eindruck ist ein ächt russischer: Einförmigkeit.

An die Stelle der bisher hölzernen Werftpfähle sind nun steinerne Pyramiden getreten, alle, bis auf die Farbe des Steins, einander so gleich, als wären sie aus einer Form gegossen, wie dies eben nur unter russischen Verhältnissen möglich erscheint. Gleichförmig im Aeußern wie im Innern, bis auf den schwarzledernen Ueberzug des Sopha's und die Stellung jedes Stuhls sind die Posthaltereien auf den Stationen. Die Natur selbst hat mit gearbeitet an dieser furchtbaren Monotonie. Mannshohes Buschwerk auf spärlichem Haidegrund, welches genau in zehn Fuß Entfernung vom Straßengraben zu beiden Seiten beginnt, dahinter halbwüchsiger Föhrenwald mit seinen graurothen Stämmen, dies bleibt das unabänderliche Einzige, was das Auge auf einer Strecke von mehr als 10 Meilen vor- und rückwärts zu sehen bekommt. Es ist eine wahre Wohlthat, daß, nachdem man noch die Kasernenstadt Jamburg im letzten Abendschein durchfahren, die immer mehr verödende Landschaft in Nacht versinkt und die Sonne erst wieder aufsteigt, da die letzte Station vor Petersburg erreicht wird.

Welche Ueberraschung ist hier dem Reisenden bereitet! Anstatt vor einem ärmlichen Posthause, hält der Wagen vor einem eleganten Gebäude, und prächtige Pferde von edler Zucht werden angeschirrt, während ein langbeharteter Rosselenker im russischen Kaftan mit hellglänzenden Knöpfen und rothem zweizipfeligem Gürtel den Kutscherfitz besteigt, auf dem bisher zerlumpte Bursche saßen. Und vorwärts fliegt die Quadriga auf prachtvoll geweiteter, von Bäumen beschatteter Fahrbahn.

Links her leuchtet durch die Büsche das schmucke fensterreiche Strelna, einst Alexanders Lieblingsaufenthalt, und jetzt noch, wenngleich nicht mehr in kaiserlicher Gunst, doch ein wohlkonservirtes Lustschloß. Dann zeigen sich zuerst einzeln, nachher häufiger hinter Birken, Fichten und Tannen, die Landhäuser der petersburger Großen. „Datschen" (Geschenke) nennt sie der Russe in Bezug auf die Gnadenspenden der Alleinherrscher an ihre Lieblinge. Diese Spenden sind indessen meistens älteren Datums — aus der Zeit der Kaiserinnen Katharina und Elisabeth. Das Schenken ist jetzt seltener geworden.

Ausgestattet hat die aristokratische Welt diese Landsitze mit üppiger Phantasie. Was alle Baustyle an Leichtigkeit, Freiheit und Koketterie besitzen, mischte sie so unentwirrbar zusammen, daß aus dem Chaos endlich wieder eine eigene, zwar regellose, aber doch nicht reizlose Architektur entstand. Allerdings ist nur von Holz, was anderwärts solides Steingefüge ist, aber damit ist eben die Möglichkeit und Leichtigkeit zierlicher Ausführung gegeben. Alle die verschiedenen Baustyle durchwehen asiatische Erinnerungen, welche sich an den massenhaft angebrachten Säulen und Säulchen, Pfeilern und Gitterwerken, an den Kiosks und lauschigen Verstecken hervordrängen. Weitfaltige Draperien in grellen Färbungen, bunte Teppiche, goldschimmernde Quasten, Fransen, Leisten und Hohlkehlen heben sich aus den Farbenmassen des Anstriches hervor. Dazu der Blumenschmuck der Gärten in größter Fülle. Unvorbereitet in der schönsten Jahreszeit hierher versetzt, würden Viele eher an Lissabon, Neapel oder Konstantinopel denken, als an das schlammige Newadelta unter dem 59. Grad der Breite. Selbst in den minder luxuriösen Umgebungen der Gebäude sind die wenigen Baumarten mit der den Russen eigenen Kunst in immer neuen Gruppen zu fortwährend wechselnden Schattirungen zusammengestellt. Dazu bewahrt der sammtglatte Rasen auf dem feuchten Morastgrund das herrlichste Grün und — seltsam genug — gerade die sibirische Fichte gleicht von fern einer recht üppigen Cypresse zum Verwechseln.

Von Neuem ändert sich die Scene. Dorfhütten im schwäbischen Styl treten an die Stelle der aristokratischen Sommerpaläste. Obstbäume umstehen sie, über ihren Thüren prangen deutsche Namen. Wir befinden uns in der Hauptstraße einer jener deutschen Kolonien, welche, von Katharina angesiedelt und gepflegt, sich ganz wohl befindet, wenn schon sie das deutsche Wesen ziemlich abgestreift hat. Schnell durchrasselt der Wagen das Schwabendorf. Vor dem letzten Hause öffnet sich der volle Blick auf die prächtige Residenz des Czaren. Es ist ein wahrhaft großer. Ueber eine weite, von zerstreuten Häusern und Baumgruppen geschmückte Aue strahlt die Newamündung im Morgensonnengold, ein Heer weißer Segel darauf, und hier und da die schwarzen Rauchflaggen der Dampfschiffe; jenseits aber ruht das unermeßliche Petersburg auf vielen Inseln, aus dessen Mittelpunkt, wie zwei glänzende Nadeln, die metallenen Spitzdächer des Admiralitäts- und des Festungsthurms emporschießen. Tiefer im Rauche der Kaiserstadt glitzern die Kuppeln der Isaakskirche wie Hügel von purem Golde.

Plötzlich macht die Straße eine Wendung und die ganze Fata Morgana ist verschwunden. Breite Flächen des traurigsten Sumpflandes drängen bis an die mühsam daraus emporgewölbte Straße heran. So eng grenzen üppige Pracht an trostlose Wüste zusammen. Alle Uebergänge fehlen hier eben so in der Naturerscheinung, wie im Menschenleben. Den einzigen Zusammenhang der Gegensätze bildet die kaiserliche Heerstraße — ein aufgemauerter Ukas.

Nicht eher sieht man von Petersburg etwas wieder, als bis man hineinfährt durch die Triumphpforte,

welche dem Kaiser Alexander errichtet ward, als er zurückkehrte aus jenem Kriege, von welchem die Hofhistoriker behaupten, er sey geführt worden „für Deutschlands Befreiung und die Erschaffung des heutigen europäischen Staatensystems". Als ob dies gleichbedeutende Dinge wären!

Endlich sind wir in Petersburg. Wir fahren durch schnurgerade Straßen, besetzt mit den kolossalen Häusern und breit wie Märkte. Nichts mahnt in denselben an etwas Ursprüngliches und Nationales, denn sie sind noch menschenleer. Erst tief in die Stadt hinein muß der Wagen rollen, um von Menschenfluthen umwogt zu werden. Aber diese unterscheiden sich dadurch wesentlich von denen anderer Weltstädte, daß sie beinahe unhörbar vorüberströmen. Freilich rasseln die Räder der Fuhrwerke, freilich klappern die Hufe der Rosse, allerdings dröhnt der Taktschritt marschirender Soldaten und hört man dann und wann die Rufe der Verkäufer. Aber der eigentliche Lärm der Lebensunbefangenheit fehlt; es ist, als habe Jeder zu befahren, zornige Mächte aus bedrohlichem Halbschlummer zu wecken. Man vermag sich eines Gefühls der Unbehaglichkeit nicht zu erwehren, und dieser Eindruck wird im Hotel, vor dessen Pforte uns die schwarzbefrackten Diener der fahrenden Ritterschaft mit tiefen Bücklingen empfangen, nicht verwischt. Nur nimmt er eine andere Form an.

Höflich macht der Wirth seinem Gaste zur ersten Beschäftigung, seine mit Legitimationspapieren wohl ausgerüstete Person jener Behörde vorzustellen, welche den officiellen Titel führt: „Dritte Abtheilung der eigenen Kanzlei Sr. Majestät des Kaisers". Das Publikum nennt sie kurzweg die Gensd'armerie; in Wahrheit ist es die Geheimpolizei. Daß dieses Geschäft abermals nicht geeignet ist, einen angenehmen Eindruck zu machen, versteht sich von selbst, obschon die Russen behaupten, ihre Regierung zeige sich darin ehrlicher als andere, daß sie offen das Vorhandenseyn dieses Instituts anerkenne, während die Regierungen des Abendlandes dasselbe fortwährend verleugnen und doch nicht darauf verzichten mögen. „Räuber oder Diebe — es kommt auf Eines heraus", meint Yorik. Verzeihlich ist es dem Fremden gewiß, wenn er mit eigenthümlichen Empfindungen die kleine russische Kirche betrachtet, welche dicht vor dem Gebäude der Geheimpolizei steht. Ihr Friedhof ist nämlich durch aufwärts gerichtete Kanonenläufe umzäunt, welche mit einander durch schwere Ketten verbunden werden. Es ist als solle man daran das eherne Zusammenwirken der soldatischen und kirchlichen Herrschaftselemente zu engster Umzäunung aller menschlichen Freiheit und Selbstständigkeit erkennen — ein Sinnbild, welches anderwärts auch am Orte wäre, aber doch gewöhnlich nicht öffentlich ausgestellt wird.

Uebrigens hat man es auf dem Geheimbureau keineswegs mit uniformirten Gensd'armen zu thun. Diese besetzen nur die Höfe des Gebäudes und nehmen uns am Eingang des Expeditionszimmers dienstbeflissen den Mantel ab, während wir von äußerst gewandten Leuten mit den artigsten Gesellschaftsformen begrüßt werden: eine Erscheinung, die dem Fremden aus dem heimischen Polizeibureau gerade nicht sehr geläufig ist. Bei der rasch und

lebhaft eingeleiteten Unterhaltung über Anlaß und Zweck der Reise ꝛc. durchfliegen sie unsern russischen Paß, der bereits beim Eintritt in das Reich gegen die heimathlichen Originalpapiere eingetauscht wurde, erkundigen sich beiläufig nach unsern Bekanntschaften und Empfehlungen u. s. w. und überreichen uns endlich den Erlaubnißschein zur Einlösung einer Aufenthaltskarte. Wer nicht genau Acht gibt, bemerkt es kaum, daß während dieses Gesprächs einige schmiegsame Personen durch das Zimmer gingen, andere aus den offenen Seitenthüren uns vom Kopf bis zur Zehe musterten, dem Tonfall unserer Stimme lauschten und die Antworten auf die vorgelegten Fragen genau in ihre Notizbücher bemerkten. Dies sind die Schutzgeister, deren zwar unsichtbarer, doch desto aufmerksamerer Obhut jeder Fremde während seines ganzen Verweilens in Petersburg anvertraut ist.

Nachdem endlich die theure Aufenthaltskarte gelöst worden, sind wir im Uebrigen von allen auffälligen und sichtbaren Polizeibelästigungen unbehelligt. Wir können jenes gewöhnliche Geschäft des Besuchers großer Städte, das beschauliche Umherschlendern, ganz ungestört betreiben. Nur müssen wir uns von vornherein an den Gedanken gewöhnen, daß damit nicht die Vortheile des Kennenlernens der Ortsverhältnisse wie anderswo zu erlangen sind. Es gibt kein öffentliches Leben in Petersburg, folglich scheitert auch jeder Versuch, sich darüber zu informiren. Es bedarf für den unabhängigen Fremden vieler Wochen und genauer Bekanntschaft, ehe er nur ein wenig in die Coulissen der petersburger Verhältnisse zu blicken vermag, um am Ende — doch nicht viel Anderes als neue Coulissen zu sehen.—

Touristenhaft läßt sich Petersburg nur ganz äußerlich abthun. Jede offene und unbefangene Frage muß sich stets darauf gefaßt machen, eine parteiische oder absichtlich verhehlende oder täuschende Antwort zu erhalten. Auch diese Parteilichkeit, Absichtlichkeit, Verhehlung oder Ostentation ist anders geartet, als man sonstwo findet. Sie gilt nicht nur dem eigenen Interesse, sie gilt auch dem Frager. Dem Franzosen gibt man ein anderes Bild als dem Deutschen, dem Vornehmen ein anderes als dem Mindervornehmen, dem Geschäftsmann ein anderes als dem Vergnügungsreisenden. Nur eines bleibt konstant: das Lob der eigenen, die Geringschätzung der ausländischen Verhältnisse. Wir kommen erst spät zu der Beobachtung, daß solche Urtheile vorzüglich da erklingen, wo es gilt, mit einem Nebelflecken ausländischer Zustände die faulen Stellen der eigenen Verhältnisse zuzudecken. Dies nicht nur petersburger, sondern allgemein russische Verfahren ist die reifeste Frucht eines langen bis zur Selbstvergötterung gestiegenen Despotismus. Auch die Byzantiner priesen einst ihre Zustände unter den gottgekrönten „Imperatoren", und nannten die Nivellirung des menschlichen Geistes zur vollkommenen Passivität und Hingebung an den kaiserlichen Willen die Krone menschlicher Glückseligkeit.

Sind wir durch dieses Verhältniß zunächst darauf beschränkt, die steinerne Stadtpracht zu bewundern, so bieten doch die Straßen der Beobachtung noch anderen Stoff. Vor Allem macht sich überall der Eindruck der unbe-

dingten Alleingeltung von Dem, was kaiserlich ist, bemerklich und die völlige Bedeutungslosigkeit Dessen wird sichtbar, worüber kein doppelköpfiger Adler schwebt. Alles geht vom Czarenthron aus und kehrt zu ihm zurück. Diese prinzipielle Unterdrückung jeder menschlichen Selbstständigkeit tritt in Fleisch, Blut, Häuser- und Kirchenglanz, Sitte, Lebensbewegung, kurz, im Seelenleben alles Vorhandenen stets vor das Auge und prägt sich dem Begriff mit unvergeßlichen Zeichen ein.

Der Winterpalast mit den drohenden Geschützen der Peter-Pauls-Citadelle ist das Hirn, die Newa ist das Herz dieses Lebens, und die ungeheure Newskyperspektive, eine zwei Stunden lange Straße, kommt Einem vor, wie die Hauptpulsader eines Körpers, aus der sich die Aeste nach allen Gliedern abzweigen.

Auf der Newskyperspektive wird das petersburger Straßenleben am Anschaulichsten. Am Admiralitätsthurm beginnt die wirbelnde Bewegung und so weit das goldene Schiff, die Windfahne jenes Thurms, hinausblickt, treibt sie ihre Wogen. In der Mitte der unendlich breiten Straße drängen sich die prächtigsten Viergespanne, die Feldjägerwagen, schwerbeladene Troiken, elegante Reiter neben donischen Kosaken, der wildschöne Tscherkesse neben der zum Schießstand rollenden Batterie in dichten Massen durcheinander und dennoch so geräuschlos auf den glatten Holzbahnen, daß man fortwährend den gellen Warnungsruf der Kutscher für die Fußgänger heraus hört. Auf den breiten Trottoirs dagegen bewegt sich zu Fuß die elegante Welt und die Schaar der Geschäftigen. Doch auch hier nur ein stummes Eilen, oder ein halblautes Flüstern. Das Klirren der Säbel ist das einzige kräftige Geräusch in einer Menschenmenge, welche eben nur bestimmt scheint, den Glanz der Hofsäle auf der Gasse wiederzuspiegeln. Außer zu bestimmten Tageszeiten sieht man hier keine Leute aus dem Volke. Vor dem blitzenden Schmuck der Uniformen, vor dem Glanze der Waffen und Orden, vor der Menge grüner Beamtenkleidungen mit goldenen Knöpfen tritt der bürgerliche Rock in jene Unscheinbarkeit und Bedeutungslosigkeit zurück, die auf dem gesammten bürgerlichen Leben in ganz Rußland lastet.

Uniformirt ist nämlich Jeder, der nur irgendwie in einer Beziehung zur Staatsgewalt steht: der Straßenlaternenputzer eben so gut wie der Großwürdenträger des Reichs, die Elementarschüler und der Student nicht minder als der wirkliche Soldat. Ja sogar eine Uniform der Gesichter besteht, indem die Militärs Backen-, Schnurrbart und Haupthaar nach genau vorgeschriebenen Maßen und Formen erziehen und beschneiden, alle Civilbeamten dagegen jeglichen Bart wegrasiren müssen. In Petersbnrg gehören aber 200,000 zu den Uniformirten.

Umsonst blickt man, der Livreen müde, die Straßen und Häuser an: auch sie tragen ihre Uniform. Keine Straße wagt es, sich zu krümmen, kein Haus tritt vor oder zurück, jedes ist stets bereit, sich auf Appell als anwesend durch den Namen seines Besitzers über der Hausthür zu melden; an jeder Unterbrechung durch eine einmündende Nebenstraße erscheint die unvermeidliche Polizeiwachbude und vor dieser die graurockigen

Budeschnick mit einer Hellebarde; stets ragt eine Kirchenkuppel oder ein sonstiger Hochbau am Ende einer Straße empor, gleich einem Hauptmann am Flügel seiner Fronte. Diese Uniformität, der man nicht entfliehen kann, reicht vom Brennpunkt der Stadt bis an deren äußerste Grenzen. An der Stelle wirklicher Ringmauern zieht sich dort ein Kreis von Kasernen um dieselbe, gleichsam wie einzelne, nach innen gerichtete Vorwerke der Citadelle an der Newa. Einen zweiten inneren Kreis bilden die Lazarethe und Armenhäuser. Dann folgen die Stadtkreise der Arbeiter und Dürftigen. Je weiter man aber vorrückt nach dem Winterpalaste, desto vornehmer werden wieder die Quartiere.

Es war vor 150 Jahren, als auf einer wüsten Sumpfinsel am Ausflusse der Newa Peter der Große durch hunderttausend zusammengetriebene Leibeigene eine Festung erbauen ließ. Die nicht erstickten im Moraste, die nicht erstarrten im Winter, die nicht verkamen in den Wildnissen, aus denen sie die Baustämme herbei schleppten, mußten sich Hütten im Bereiche der Kanonen jener Festung zimmern. Dies war der Anfang von St. Petersburg.

Die Stadt hatte kaum 10,000 Einwohner, als Elisabeth den Winterpalast als kaiserliche Residenz aufführen ließ. Ihr üppiger Hof lockte die Vornehmen aus dem Innern Moskowiens, Abenteuerer und Staatsmänner, zurückgesetzte Söhne edler Geschlechter, Glücksritter und Künstler, Schwindler und Kaufleute aus Deutschland, aus den Alpen, aus den Pyrenäen, aus dem Westen und Süden herbei, um sich im Sonnenglanze kaiserlicher Gnade Glück und Ehren zu erjagen. Schnell wuchs Petersburg und wurde groß.

Das ist Petersburgs ganze Geschichte. Der Winterpalast ist das Herz der Stadt, des Reichs. Um ihn, diesseits des Flusses, wohnt die hohe Aristokratie. Jenseits der Newa wird hauptsächlich der Bedarf des Militärstaats befriedigt; da sind die kriegerischen Werkstätten, die soldatischen Erziehungsanstalten; da wohnen die meisten Beamten. Auf den Inseln der Newamündungen endlich arbeitet der größte Theil der Künstler und Handwerker für das Bedürfniß der Residenz.

Man sollte meinen, die Zerrüttung der Zustände in Westeuropa, die in der beständig wachsenden Verarmung der unteren Klassen so kenntlich geworden ist, sey eine unbekannte Erscheinung in Rußland. In Wahrheit jedoch erblicken wir die Zeichen derselben in Petersburg so grell, wie kaum in einer anderen Weltstadt. Mit Erstaunen sieht man an den Kayen der Newa um Mittag auf den untersten Stufen der prächtigen Granittreppen Schaaren halbnackter Männer sitzen, in der einen Hand ein Stück schwarzes Brod, in der anderen einen hölzernen Löffel, womit sie das Wasser zum Brod aus dem Flusse als Mittagsmahl schöpfen. Das sind jene nationalrussischen Einwanderer, welche, von ihren Leibherren gegen eine Abgabe auf bestimmte Zeit entlassen, verlockt von den goldenen Kuppeln der Czarenresidenz, hereinkommen, um mit ihrem Beil im Gürtel sich die dürftigsten Mittel zur Fristung des Lebens zu erarbeiten.

Folgen wir ihnen am Feierabend vom Meeresufer nach dem Stadttheil, wo sie am dichtesten beisammen wohnen! Er ist nicht fern von der Pracht der Newskyperspektive und der Weg führt am Findelhaus vorüber. An 10,000 Menschen bewohnen dieses ungeheuere Viereck; davon sind etwa 4000 wirkliche Findelkinder, während gleichzeitig über 20,000 außerhalb der Stadt in den Filialen untergebracht sind. Ein jährlicher Zuwachs von mehr als 9000 Findlingen ist das Resultat der Sittlichkeits- und Armuthsverhältnisse einer Stadt von höchstens 500,000 Einwohnern!

Bald hinter dem Findelhause schrumpfen die Gebäude mehr und mehr zusammen und endlich gelangen wir auf einen weiten Platz von schmutzigem Aussehen. Das ist der „Heumarkt", der Mittelpunkt der petersburger Proletarierwelt. Als vor etwa 25 Jahren zum ersten Male der Würgengel Cholera nach Europa kam, geschah es, daß das sieche, hungernde, obdachlose Volk der „schwarzen Männer" die Leichen seiner Brüder in der Raserei unermeßlichen Jammers auf dem Markte aufschichtete und aus den Händen der Aerzte, die man Mörder nannte, die sterbenden Kranken auf die Gasse zerrte. Es stürzte die zu Tode gemarterten Aerzte aus den Fenstern auf das Steinpflaster und tanzte mit Kannibalenlust um die geschändeten Leichen. Hier war es, wo im kritischen Augenblicke des Beginns einer furchtbaren Proletarierrevolution der Kaiser erschien. „Auf die Knie!" gebot er — und das Volk sank auf die Knie. Er schritt in die Kirche, um von Gott das Ende der Seuche zu erbitten — und das Volk betete mit. Unterdessen hatten draußen die Soldatenmassen alle Zugänge des Heumarkts besetzt. Ohne Wahl griffen die Schergen des Czaren aus der Masse einige hunderte heraus und an Ketten geschmiedet wurden die Armen nach Sibirien geschleppt: — Ruhe und Ordnung herrschte in Petersburg wie in Warschau. Aber noch heute, wie damals, lagern „die schwarzen Männer", haufenweise zusammengeschichtet, die Nacht über auf den Treppen der Kays und auf den Steinplatten vor den Häusern, oder in düstern Winkeln und Kellern, Höhlen des Schmutzes und pestartiger Seuchen, auf halbfaulem Stroh, verdorbene Luft vergiftet ihre Lungen, der Branntwein zerwühlt ihre Eingeweide, und viele Tausende gehen jährlich in unaussprechlichem Elend hülflos unter.

Die Statistik Petersburgs läßt furchtbare Verhältnisse zwischen den Zahlen lesen. 300,000 der 500,000 Einwohner sind unmittelbar auf das tägliche Verdienst angewiesen, welches ihnen das Bedürfniß der 200,000 gewährt, die, bis auf eine kleine Fraktion, aus Staatsbeamten und Militärs bestehen. Nahezu 180,000 jener 300,000 aber fallen der Unterstützung anheim, die ihnen der Staat oder die Privatwohlthätigkeit zukommen läßt. Das Furchtbarste ist, daß unter den Nationalrussen die überwiegend größte Zahl Derer, welche sich von der bittersten Armuth emporarbeitet, dem Proletariate doch nicht entfliehen kann, wenn nicht die Gnade ihrer Leibherren sie davon erlöst. Der leibeigene Millionär bleibt immer leibeigen; die Laune des Leibherrn kann ihn in's tiefste Elend zurückstürzen; die Kinder des leibeigenen Millionärs bleiben ebenfalls leibeigen, ja selbst durch das Gesetz des Staates ausgeschlossen von der Möglichkeit, höhere Bildung zu erringen, ausgeschlossen von der

Berechtigung, als Beamter in eine äußerliche Stellung zu treten, welche ihren materiellen Mitteln entspreche. Proletarier sind sie trotz alles Reichthums: Proletarier des Bewußtseyns der persönlichen Freiheit und Selbstständigkeit. Dieses Proletariat ist es, welches dereinst nothwendig die engste Allianz mit dem Proletariate des Besitzes zum Umsturz des Bestehenden schließen wird. Die sociale Revolution ist in Rußland so wenig ein Hirngespinnst, als in Westeuropa. Sie steht viel näher, als man gewöhnlich wähnt; sie steht in erster Reihe; die politische wird ihr nachfolgen.

Dennoch gibt es ein Ministerium mit dem ostensibeln Zweck, die Befreiung des Volks aus den Fesseln der Leibeigenschaft anzubahnen, und ein Ministerium der Volksaufklärung. Dennoch gibt es in Petersburg mehr als 60 Anstalten für den öffentlichen Unterricht, und zwar mit einer Pracht der Einrichtung, mit einer Opulenz des Unterrichtsapparats, wie ihn schwerlich eine zweite Stadt Europa's nachzuweisen hat. Nur das Eine fehlt diesen Anstalten: die innere Wahrheit. Es ist alles Schein. An der Möglichkeit, bei dem jetzigen Regime ihren Zöglingen eine freie geistige Entwickelung zu geben, scheitert jede Aenderung. Wer irgend unbefangen über diese Verhältnisse aus längerer Erfahrung urtheilt, erkennt, wie alle russische Erziehung nur auf eine wohlgefällige Form äußeren Benehmens hinausgeht und fast niemals den inneren moralischen Kern des Menschen in edler Weise entwickelt. Die Regierung begünstigt principiell vorzugsweise diejenigen Kandidaten, welche aus den kaiserlichen Erziehungsanstalten hervorgegangen sind. In diesen Anstalten ist, nach Ertödtung des freien Willens und Denkens, die Adoration des Czarenthums Prinzip. Der Czar steht an Gottes Stelle, der Russen Leben, Wirken und Streben nach seiner Gunst und nach dem Wohlgefallen seiner unmittelbaren Diener ist Tugend und religiöse Pflicht zugleich.

Doch wir wollen unsere Wanderung fortsetzen. Auf einer Insel der Newamündung liegt der Stadttheil „Wassily-Ostrow". Es ist das deutsche Viertel und man freut sich, wenn man die deutschen Namen über den Hausthoren, die deutschen Aushängeschilder liest, die deutsche Sprache hört, und alles Dies als eben so viel Zeichen eines Sieges des deutschen Elements interpretirt. Aber prüfen wir genauer. Einen deutsch redenden Stadttheil haben die Einwanderer aus Wassily-Ostrow zwar gemacht, aber ein Stück Deutschland auf russischem Boden haben sie nicht erobert. Denn auch hier haben sie nicht verstanden, sich in Einheit zusammenzuschließen. Je öfter man Wassily-Ostrow durchwandert, je öfter man die Werkstätten der Deutschen besucht, je öfter man hinaufsteigt in die Wohnungen der deutschen Kaufleute, je häufiger man die Säle der deutschen Staatsmänner und Gelehrten betritt — desto klarer sieht man ein, daß hier nirgends ein Element deutscher Entwickelung vorhanden ist.

Es gab allerdings eine Zeit, da eine geistige Hegemonie im russischen Reich von Deutschen geübt wurde. Leider aber haben die damaligen Lehrer und Bildner des Volks, die ehemaligen Mitlenker an der Reichsmaschine, versäumt, die Herrschaft dieses Elements zu sichern. Jetzt ist es zu spät, den Gründen nachzufragen, warum es nicht

geschah; vielleicht lag es in einem allzu großen Vertrauen auf die Unerschütterlichkeit ihrer Macht. Damals war der traditionelle Glaube, Petersburg gewähre dem deutschen Handwerker, Künstler, Kaufmann, Gelehrten jenes Glück und jenen Wirkungskreis in vollem Maße, welche ihnen von der Heimath versagt würden. Aber der Deutschen große Zeit ist längst dahin. Viele geben jetzt das mühsam errungene materielle Glück freiwillig preis, und wandern zurück, um nur ihre geistige Freiheit wieder zu erringen. Andere versinken im materiellen Wohlseyn und opfern die Seele dem Leibe. Dreißigtausend Deutsche gehören zur jetzigen Bevölkerung von Petersburg. Das ist der Rest vieler Hunderttausende; denn man hat nachgerechnet, daß die Hauptstadt des russischen Reichs in den anderthalbhundert Jahren ihres Bestehens mehr als 2½ Millionen unserer Stammbrüder verbraucht hat! Das zerstörende Klima, Typhus und die veränderte Lebensweise haben sie aufgerieben und mit Recht hat man Petersburg den Gottesacker der Deutschen genannt.

Was hat das deutsche Volk für die gebrachten Riesenopfer eingetauscht? Mit scheelem Auge ist noch heute, und heute entschiedener als jemals, Alles betrachtet, was der Deutsche unternimmt und erstrebt. Das politische System des Staats stößt ihn, mißtrauischer als jemals, zurück. Graf Nesselrode selbst, der 45 Jahre am Steuer des Weltreichs saß, hat erfahren, was es heißt, sich auf die Czaren-Dankbarkeit und die Treue des Glücks zu verlassen. Der Sturz des deutschen Elements ist alle Tage in den Entsetzungs-Dekreten des Imperators zu lesen. Wer noch aus früherer Zeit in staatsmächtiger Stellung verblieb, wird nur noch als ein lästiges Uebel betrachtet. Auf allen Seiten tritt seinem Wirken die Verdächtigung des russischen Elements entgegen. Wer sich halten will, muß sich selbst russificiren.

Noch einen Blick in die Stadt! Die prächtigste Häuserfronte der Welt schaut vom jenseitigen Newa-Ufer herüber. Aus den Gebäudereihen erhebt sich wie ein Fürst unter Dienern der kaiserliche Winterpalast. Das Viereck daneben ist die Admiralität; Peters des Großen berühmte Kolossalstatue verbindet dieses Gebäude mit dem Senatspalast; an diesen reiht sich die englische Kai. Rechtshin wirft der Winterpalast eine Brücke zu den beiden Eremitagen mit ihren unermeßlichen Kunstschätzen. An diese schließen sich die Wohnsitze der höchsten Würdenträger des Weltreichs, bis das Marmorpalais am Marsfeld mit dem Sommergarten diese exklusive Hofstadt abschließt.

Der Tag erwacht hier gar spät. Erst um Mittag beginnt das charakteristische Leben dieses Stadttheils. Auf den Straßen gewahrt man jedoch nichts weiter davon als das Rollen der Staatsequipagen, das Stampfen der Rosse von arabischer Zucht, die gravitätische Erscheinung grellbunter Thürsteher, das Schultern und Präsentiren der Schildwachen, die Geschäftigkeit reich galonnirter Diener, das faule Umherlungern leibeigener Knechte.

Am Abend, wenn sich die dunklen Schiffskolosse als gigantische Schattengebilde darstellen, wenn nur noch selten die Laterne eines Bootes über die Wassermassen hinwegschlüpft, wenn drüben auf den Inseln allmählig alles Leben schweigt — dann brechen breite Lichtgarben durch die schwerstoffigen Vorhänge aus den gold- und farbenglän-

zenden Sälen hervor, wie verwundert, daß die Welt da draußen nur ſchlafen mag, da doch eben erſt die Zeit begonnen hat, welche hier allein des Wachens werth erſcheint.

Mit der Nacht erwacht auch ein Machtgenoſſe, der bisher von ſeiner granitenen Mauer in Lethargie gefeſſelt ſchien — die Newa. In der Nacht hört man ihre Wellen rauſchen, die am Tage vor dem Wogen des Menſchenlebens verſtummt ſchienen. Sie wacht auch dann noch, wenn die Lichter jener hohen Säle erloſchen ſind, wenn die ganze Stadt ſchweigend ruht, nur von Viertelſtunde zu Viertelſtunde aufſtöhnend im monotonen, elegiſchen Rufe der überall ausgeſtellten Wachtpoſten. Dann ertönt das Brauſen ihrer Fluthen in ſchaurigen Akkorden, drohend, gewaltig, alleinherrſchend.

Und wenn ſie dann dem Rufe ihres Bruders, des Sturmes, antwortet, wenn dann, wie ferner Donner, das Grollen ihrer Schweſter, des Meerbuſens, aus der Brandung hörbar wird — in ſolchen unheimlichen Nächten geſchieht es wohl, daß urplötzlich das Meer hereindringt vom kronſtadter Bollwerk her, dem Strome der Newa entgegen. Dann erhebt ſich an den Mündungen ihrer vielen Arme der wilde Wogenkampf und überdeckt im Nu die unbebaut gebliebenen Vorpoſten des petersburger Delta's mit ſeinem Schaume. Bald bäumen ſich im Bereiche der Stadt die Fluthen an ihren granitenen Ufermauern empor, ſpringen mit Blitzesſchnelle über die Stufen der prächtigen Freitreppe herauf und auf ihren Poſtamenten erzittern die koloſſalen Sphynxe, Löwen Greife, Obelisken vor dem losgelaſſenen Element. Fliegen endlich die erſten Morgenlichter des Oſtens zur Kaiſerſtadt, ſo donnert Schuß auf Schuß aus der Citadelle die Städter empor und der Schrecken ſchüttelt alles Lebendige vor der der Menſchenkraft ſpottenden Drohniß. In raſender Eile fahren die ſtolzen Karoſſen vor die Häuſer der Ariſtokratie, todtbleich ſteigt ſie heraus, und Schaaren von Dienern rennen aus den verlaſſenen Paläſten hinter den flüchtigen Herren landeinwärts. Während noch die Maſſe ſich durch die Newskyperſpektive hinwälzt, haben die Wogen bereits die Kaytreppen erſtürmt, im leichten Spiel die ſchweren Granitquadern ihrer Einfaſſung verſchlungen, die Straßen überſtrömt. Gleichzeitig brechen aller Orten, auf der großen Seite wie jenſeits auf den Inſeln, die Newawellen aus den Kanälen hervor; aus den Abzugsſchleuſen ſchießen die Springfluthen auf, bald ſchäumt, toſt, brüllt das raſende Element durch die ganze weite Stadt, deren höchſte Punkte ſich nur 15 Fuß über dem Meeresſpiegel erheben.

Dies ſind die furchtbaren Mahnrufe, mit denen die Elementargewalt der gewaltigen Czarenſchöpfung entgegentritt. Der ununterbrochen dröhnende Kanonendonner der Feſtung hallt wie ein ohnmächtiger Schrei nach Hülfe und Erbarmen. Die Czarenmacht ergibt ſich in die Newamacht auf Gnade und Ungnade.

Aber einen ſtärkeren Schild als gegen das Element hat der große Czar ſeinem Petersburg gegen die Gewalt der Könige und Völker gegeben. Peters Scharfblick erkannte, daß die Eroberungsgefahr für die neue Hauptſtadt des Reiches nicht vom Lande her ſey; von der Seeſeite her ſah er ſie kommen; er ſah ſie in den Kon-

fikten mit den europäischen Großstaaten, — in den Konflikten, die Rußlands Bestimmung und Politik unvermeidlich machte; er sah sie in den Flotten der Seemächte England, Frankreich und Schweden.

Sweaborg und Reval, 40 geographische Meilen von der Mündung der Newa entfernt, liegen an der Einfahrt in den finnischen Meerbusen einander gegenüber. Peter und seine Nachfolger machten aus diesen Plätzen Gibraltare des Nordens. Da aber, wo, nahe an Petersburg, sich der Golf bis auf drei Meilen verengert, besäet mit kleinen felsigen Eilanden, Untiefen, Klippen und Sandbänken, zwischen denen sich ein enges Fahrwasser für größere Schiffe hindurch windet, hier, auf der einzigen größeren Insel — Kotlina — die, etwa anderthalb geographische Meilen lang und von spitzig-dreieckiger Form, ihre breite Basis der Hauptstadt zuwendet, — erbaute Peter der Große sein Kronstadt, den eigentlichen Panzer von Petersburg. Die scharfe Nordwestspitze wird durch einen befestigten Leuchtthurm und durch unnahbare Verschanzungen und Batterien geschützt. Ein zweites, an der Nordküste der Insel nach Petersburg führendes, für Schiffe von geringerem Tiefgang praktikables Fahrwasser ist für die Schifffahrt untauglich gemacht worden. Diese Passage ist gesperrt, indem man eine dreifache Reihe von eichenen Pfählen in den Kanal getrieben und Felsblöcke dazwischen und darauf gewälzt hat, so daß selbst die kleinsten Kriegsschiffe nicht mehr fortkommen können. Man ließ nur eine, die Südpassage, offen, ein enger Kanal, welcher zuerst 5 Faden tief ist, aber später die Tiefe von 7 Faden gewinnt. Will nun eine feindliche Flotte durch diese Straße nach Kronstadt vordringen, so muß sie zuerst zwischen zwei Außen-Forts hindurch passiren, ein Wagniß, das keine bestehen kann, ohne die äußerste Gefahr, in den Grund gebohrt zu werden. Achthundert Schritte weiter liegt Fort Alexander. Dieses Werk hat eine elliptische Form und besteht aus einer Fronte mit vier über einander gereiheten bombenfesten Gewölben mit Geschützen des schwersten Kalibers, zwei Flanken mit Batterien in drei Stockwerken und einem Schutzwall mit Kanonen en barbette. Es ist aus Granitblöcken auf einen Rost von Pfählen, die 18 Fuß tief in den Meergrund getrieben wurden, gebaut. Fort Alexander ist eine furchtbare Veste. Nicht weniger als 116 Geschütze mit ihren acht- und zehnzölligen Rachen stecken ihre Köpfe aus den Kasematten. — Achthundert Schritte davon droht die zweite Citadelle, Fort Risbank. Dieses steht ebenfalls auf einem Pfahlrost und Granitblöcken, ganz so, wie das Fort Alexander. Es wurde erst vor einigen Jahren armirt und hat drei Reihen Kanonen in Kasematten, eine dem Wasserspiegel gleich, die andern darüber, im Ganzen 60 Kanonen vom schwersten Kaliber. Weiter fahrend, befinden wir uns unter den Kanonen der Mittel-Bastion des Forts Peter. Dasselbe hat drei Thürme oder Bastionen, die durch zwei Courtinen verbunden sind. Der erste verhindert die Annäherung an den Wall von Fort Alexander, der zweite und dritte beherrscht und fegt den Hauptkanal. Diese Bastionen enthalten 28 Kanonen in Kasematten und 28 darüber en barbette. Die Courtinen haben keine Kasematten, sondern 20 Kanonen größten Kalibers, ebenfalls en barbette. Die Gesammt-

zahl der Kanonen beträgt 76, ohne 30 kleineren auf dem hinteren Wall. Zur Rechten liegt das Fort Kronslot, Peters des Großen unverändertes Werk, das gegen die prahlenden neueren bescheiden absticht, aber demungeachtet von großer Tüchtigkeit und Kraft ist. Es bietet nach der Seeseite niedrige Reihen von aus starken Eichenstämmen gebauten Kasematten mit einer Batterie von 40 Kanonen, die, im Niveau mit dem Wasserspiegel aufgestellt, auf jede Hälfte der beiden Bastionen vertheilt sind. Eine Courtine verbindet sie.

Kronslot ist das letzte der detachirten Werke, welches die Passage von der großen Straße nach Kronstadt und Petersburg und den engen Ankerplatz unterhalb Kronstadt vertheidigt. Nun kommen aber die Strand- und Hafen-Batterien, die stärksten Bollwerke von Kronstadt selbst.

Die erste ist die große Batterie des Hafendammes, welche die seewärts gekehrte Flanke der Handelsrhede bildet, tausend Schritte in gerader Richtung fortläuft und sich an die Landbefestigungen anschließt, welche hier die Breite der Insel durchschneiden. Die drei Docks, welche die Handelsschiffe aufnehmen, sind großartige kühne Werke. Die Umfassungsmauern sind fast sämmtlich von Granit, und so breit, daß sie Platz für schwere Geschütze darbieten. Es sind dort 70 Geschütze nebst 10 oder 12 Mörsern en barbette aufgestellt.

Durch alle diese Vertheidigungswerke, zu denen sich am Hafen selbst noch das furchtbare Fort Menzikoff, eine Menge Küstenbatterien und feste Thürme auf der Insel und die unmittelbaren Befestigungen von Kronstadt, dessen Wälle und Batterien 600 Geschütze tragen, gesellen, ist Kronstadt nicht nur uneinnehmbar, sondern selbst unangreifbar gemacht worden, und bevor diese Festung gefallen ist, ist, selbstverständlich, an einen Angriff von Petersburg nicht zu denken. Kronstadt ist das Arsenal für die russische Seemacht auf der Ostsee. Es enthält alle die unermeßlichen Anstalten, die seit Peter dem Großen aufgerichtet worden sind, um mit dem Aufwande von mehr als 600 Millionen Rubel der nordischen Weltmacht Kraft zu geben, die Herrschaft auf dem baltischen Meere dauernd zu erobern, die Ausführung der Pläne für die Unterjochung Westeuropa's vorzubereiten und ihnen eine feste Basis zu geben.

Daß in den letzten 2 Jahren die größten Flotten, welche jemals das baltische Meer getragen hat, Flotten, befehligt von den kühnsten Admiralen, welche England und Frankreich besitzen, es nicht einmal wagten, einen ernsten Angriff auf Reval und Sweaborg zu versuchen, und daß alle Befehlshaber die einstimmige Meinung abgaben, der Gedanke einer Einnahme von Kronstadt, oder an die Gewältigung der Passage nach Petersburg habe nicht die kleinste Chance eines Gelingens, — diese Thatsache hat der Welt die ganze Wucht der russischen Position geoffenbart und ihr das Geheimniß der Machtlosigkeit des übrigen Europa's verrathen, ihm diese Position zu schmälern oder mit Erfolg zu bestreiten. Dieses Faktum aber hat für Rußland mehr Gewicht, als viele auf dem Schlachtfeld errungene Siege.

DCCLXXXIV. Tempeltrümmer am Ida auf Candia.

An diesen verlassenen Ueberresten hellenischer Größe sind Jahrtausende vorbei gegangen; die Götter sind entflohen, die Gesänge der Priester sind verstummt, und ein anderes Geschlecht und ein anderer Glaube ehrt an anderer Stätte den alleinigen Schöpfer des Weltalls; aber der Zauber, der an diesen Trümmern hängt, wird bleiben, so lange es Menschen gibt, welche Gefühl für das Schöne und Erhabene im Herzen tragen.

Um die Ruinen am Berge Ida zu sehen, welche eine Meile von der Stätte des alten Cnossus aus wuchernem Pflanzenwuchs so unbeschreiblich malerisch hervorragen, hat man, von der Hauptstadt Candia's aus, eine beschwerliche Wanderung seitab durch öde und kahle Bergdistrikte zu machen. Schwarze Cypressen, riesengroße Pinien, da und dort eine schlanke Palme, oder die hochaufragende Blumenkrone der Aloe geben der Landschaft eine ernste Physiognomie, welche zu den Bildern harmonirt, mit welchen die Phantasie und die Erinnerung an Mythe und Geschichte des Alterthums die Seele erfüllen. Dann und wann trifft man auf ein üppiges Gefild mit reichen Getreidefeldern und traubenbelasteten Reben, die sich in Guirlanden von Oelbaum zu Oelbaum schwingen; je näher aber am Ida, je mehr schwinden allmählig die Spuren der Kultur; höher erheben die Berge ihre Häupter, die Straße vereinigert sich zum Pfade, Einsamkeit und Oede wachsen von Viertelstunde zu Viertelstunde und näher treten aus der grauen Vergangenheit die Gestalten von Sage und Mythe. Immer aber bleibt das Haupt des Ida im Angesicht, einst der Lieblingsaufenthalt der Götter, und von jeder Höhe gewährt das rückwärts schauende Auge den blauen Spiegel des Meers, über den die weißen Segel wie Möven dahinziehen.

Der Anblick der Trümmer selbst gibt den vollen Eindruck klassischer Ruinen. Um die aufrechtstehenden Reste eines Tempels ist der Boden mit kleineren Trümmern bedeckt, unter den Sträuchen schauen Säulenstücke, Kapitäler, Triglyphen hervor, und zwischen Gras und Blumen liegen die Fragmente von Gebilden der edelsten griechischen Kunst. Chaos ist Alles: und doch weht im Wuste der Zerstörung der Geist der Harmonie: Trümmer sind es — aber doch so hehr und herrlich, daß sie das Land ringsum beherrschen.

Es gehören diese Trümmer der perikleischen Zeit des griechischen Kunstlebens an, jener Periode, welche der monumentalen Architektur den günstigsten Boden bereitete. Hellas hatte die Tyrannis abgestreift, die Selbst-

GRIECHISCHE LANDSCHAFT
auf Candia.

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

DCCLXXXIV. Tempeltrümmer am Ida auf Candia.

An diesen verlassenen Ueberresten hellenischer Größe sind Jahrtausende vorbei gegangen; die Götter sind entflohen, die Gesänge der Priester sind verstummt, und ein anderes Geschlecht und ein anderer Glaube ehrt an anderer Stätte den alleinigen Schöpfer des Weltalls; aber der Zauber, der an diesen Trümmern hängt, wird bleiben, so lange es Menschen gibt, welche Gefühl für das Schöne und Erhabene im Herzen tragen.

Um die Ruinen am Berge Ida zu sehen, welche eine Meile von der Stätte des alten Cnossus aus wuchernden Pflanzenwuchs so unbeschreiblich malerisch hervorragen, hat man, von der Hauptstadt Candia's aus, eine beschwerliche Wanderung seitab durch öde und kahle Bergdistrikte zu machen. Schwarze Cypressen, riesengroße Pinien, da und dort eine schlanke Palme, oder die hochaufragende Blumenkrone der Aloe geben der Landschaft eine ernste Physiognomie, welche zu den Bildern harmonirt, mit welchen die Phantasie und die Erinnerung an Mythe und Geschichte des Alterthums die Seele erfüllen. Dann und wann trifft man auf ein üppiges Gefild mit reichen Getreidefeldern und traubenbelasteten Reben, die sich in Guirlanden von Oelbaum zu Oelbaum schwingen; je näher aber am Ida, je mehr schwinden allmählig die Spuren der Kultur; höher erheben die Berge ihre Häupter, die Straße vereinigert sich zum Pfade, Einsamkeit und Oede wachsen von Viertelstunde zu Viertelstunde und näher treten aus der grauen Vergangenheit die Gestalten von Sage und Mythe. Immer aber bleibt das Haupt des Ida im Angesicht, einst der Lieblingsaufenthalt der Götter, und von jeder Höhe gewahrt das rückwärts schauende Auge den blauen Spiegel des Meers, über den die weißen Segel wie Möven dahinziehen.

Der Anblick der Trümmer selbst gibt den vollen Eindruck klassischer Ruinen. Um die aufrechtstehenden Reste eines Tempels ist der Boden mit kleineren Trümmern bedeckt, unter den Sträuchen schauen Säulenstücke, Kapitäler, Triglyphen hervor, und zwischen Gras und Blumen liegen die Fragmente von Gebilden der edelsten griechischen Kunst. Chaos ist Alles: und doch weht im Wuste der Zerstörung der Geist der Harmonie: Trümmer sind es — aber doch so hehr und herrlich, daß sie das Land ringsum beherrschen.

Es gehören diese Trümmer der perikleischen Zeit des griechischen Kunstlebens an, jener Periode, welche der monumentalen Architektur den günstigsten Boden bereitete. Hellas hatte die Tyrannis abgestreift, die Selbst-

GRIECHISCHE BAUTRÜMMER
auf Candia.

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

ständigkeit des freien Gemeinwesens blühte in voller Pracht, der griechischen Kraft unterlagen die unermeßlichen Perserheere bei Marathon, Salamis, Artemisium und Platäa, — das Volk hatte sich zum stolzesten Selbstbewußtseyn aufgeschwungen und was es that, that es in diesem Geiste. Die Städte in Attika, im Peloponnes, auf den Inseln wetteiferten in der Errichtung monumentaler Werke; überall stiegen prächtige Tempe und öffentliche Bauten empor. Die Bedeutung der Kunst für das Leben war zur höchsten und allgemeinsten Geltung gekommen. Phidias und eine Schaar von Meistern des höchsten Rangs führten aus, was der griechische Geist entwarf und dachte; Alles war in dieser Zeit vereinigt, um die hellenische Kunst auf den Gipfel der Entwickelung zu führen und zu der Vollendung zu bringen, welche wir in ihren Ueberresten bewundern und die wir nachahmen als unerreichbare Vorbilder und Muster. Die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung umfaßt diese Periode, in deren Kunstschöpfungen sich der göttliche Ernst, die erhabene Würde und die menschliche Anmuth vollkommen vereinigten.

Keine Blüthe hat, so wenig in der Kunst, wie in der Natur, eine lange Dauer; die prächtigste geht am schnellsten vorüber. Auch die hellenische stieg von ihrem Gipfel bald herab. Schon zur Zeit Alexanders des Großen (um 330 vor Chr.) wurde in der griechischen Architektur bald der Verfall sichtbar und nach dem Tode dieses großen Königs, als dessen Weltreich sich in einzelne Staaten aufgelöst hatte und als deren Beherrscher, griechischen Stamms, doch von persischem Stolz und persischer Prachtsucht angesteckt, eine Menge neuer Städte mit monumentalen Gebäuden errichteten zur Verherrlichung ihrer Geschlechter, — in den zwei Jahrhunderten, welche dem Anfang unserer Zeitrechnung unmittelbar vorangingen, — brach das Verderben rasch herein. Die Zwecke fürstlicher Prachtliebe verlangten vorzugsweise imponirende Effekte und diese Richtung bildete sich als die herrschende aus, als die griechische Kunst zur unterthänigen Magd Roms herabsank. Alle Monumente jener Zeit sind dem Geiste des Ebenmaßes, der Klarheit und der Naivität fremd, in welchem der Zauber der hellenischen Kunst aus der Periode ihrer höchsten Entwickelung verborgen liegt. Jene Richtung ging, ganz wie in unserer Zeit, vorzugsweise auf den Ausdruck der Leidenschaft, auf die Darstellung sinnlichen Verlangens und sinnlichen Reizes hinaus, im Gegensatz zur Stille der Seele, zur ernsten Würde, zur erhabenen Einfachheit und unbewußten Anmuth. Sie blendete das sinnliche Auge, das Gefühl aber ließ sie kalt, und ein Vergleich der stupenden antiken Bauwerke Roms mit den edelsten Resten griechischer Architektur wird die unendlichen Vorzüge der letzteren niemals verkennen lassen.

DCCLXXXV. Der Sankt Peters-Kirchhof und die Maximus-Kapelle in Salzburg.

Ein letztes Blatt aus dem salzburger Album, und ein schönes Blatt ist's, aus dem der christlichen Romantik und Legende warmer Odem weht. Das Peterskloster ist das älteste in Salzburg. Es steht, nahe dem Dom, am Mönchsberge, dessen viele Höhlen und Klüfte die Klausner der ersten christlichen Zeit bewohnten, von denen Sankt Ruprecht und Sankt Maximus in die Heerschaar der Heiligen aufgenommen wurden. Der Friedhof selbst enthält eine Menge Ruhestätten der frühesten salzburger Christen, und die Pietät ihrer Nachkommen erhält diese Gräber mit großer Sorgfalt.

ST. MAXIMUS CAPELLE und ST. PETERS KIRCHHOF
(IN SALZBURG)

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit in Hildb.

Eigenthum d. Verleger.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

LENOX AND
FOUNDATIONS

MORTOLE
(Piemont)

Aus d. Bibliothek d. Stadt Institut Hildbhar.

Eigenthum d. Verleger.

DCCLXXXVI. Mertola an dem genuesischen Gestade.

Die Straße an der Meerküste, auf der die Legionen der Welteroberer von Italien nach Gallien zogen, war in der barbarischen Zeit in Verfall gerathen und weder im Mittelalter, noch in der Neuzeit irgend etwas für ihre Herstellung geschehen. Um von Nizza nach Genua zu gelangen, mußte man entweder den großen Umweg über den Simplon und über den Cenis nehmen, oder sich bequemen, den elenden und unbequemen Saumweg einzuschlagen, der, nur für Maulthiere gangbar, an dem Gestade hinführte, auf dem jedoch im Winter und nach Gewitterregen öfters gar kein Fortkommen war. Dies hat sich geändert. Schon Napoleon entwarf den kühnen Plan zum Bau einer Straße ersten Rangs von Nizza nach Genua, und er ließ denselben noch in den letzten Jahren seiner Regierung beginnen. Nach seinem Sturz blieb er liegen, und erst in späterer Zeit wurde er wieder aufgenommen und zu Ende geführt. Der Weg ist jetzt die Krone der Alpenstraßen. Es ist ein Werk, dem alten römischen gleich, dessen Trümmer streckenweise für den Neubau benutzt worden sind. Entzückend ist es, auf dieser Straße, den hohen Felsküsten entlang, um die Vorgebirge und Landzungen herum über Abgründe und Wasserstürze, oft auf Viadukten, oft auf hochgewölbten Brücken, hoch über die herrlichsten Gegenden hin, umkreist von den Adlern des Jupiters, an einem hellen Sonntagmorgen zu ziehen, begegnet von den Schaaren festlich geschmückter Landleute, welche zur Kirche gehen, und begrüßt von den Glocken und Gesängen, die aus Städten und Dörfern die Tiefe herauf, oder aus den Klöstern und Abteien herüber tönen, welche auf den Höhen im jungen Sonnenlichte prangen. Die Landschaften sind die prächtigsten Piemonts. Vom milden Himmel des Südens gesegnet, von den reinsten Lüften angehaucht, trägt ihr Pflanzenwuchs tropische Form und Fülle, und eine sorgfältige Kultur lohnt den Fleiß der Menschen reichlich. Rechts in der Tiefe erschaut man das tiefblaue Meer, beständig von zahllosen Fischerfahrzeugen, Dampfern und größeren Segelschiffen belebt; links die prächtigen Berge, die bald in Terrassen über einander gemächlich aufsteigen, bald jählings emporschießen bis zu den mit ewigem Eise bedeckten Domen der Alpen, und zuweilen durch breite Thäler Blicke in die Ferne öffnen, wo kühn geschwungene Linien die mannigfaltigsten Phy-

siognomien zeichnen, bald ernsten, bald anmuthigen Styls, wie die Werke dorischer und jonischer Kunst. Dann und wann flammen und leuchten die beeiseten Gipfel im goldigen Morgenlicht wie Kandelaber der Götter. Bengalisches Feuer scheint auf den Firnen angezündet, die Berge athmen, die rosigen Nebel strömen aus ihrem Munde und flattern über die Straße dem Meere zu, wo sie im Aether sich auflösen oder ihren Schleier hinabsenken, um des Ozeans Angesicht zu verhüllen. Selig Der, welcher einen solchen Sommer-Reisetag erlebt: er löscht nie aus seinem Gedächtniß.

Bei Mertola, einem Flecken am Wege von Nizza nach Genua, ist eine der entzückendsten Aussichten der ganzen Route, und durch ihre sehr treue Darstellung haben sich Zeichner wie Stecher Lob verdient. Von einem weit in's Meer ausbiegenden Kap übersieht man auf diesem Punkte eine weite Strecke der Küste mit ihren Aus- und Einbiegungen, und eine Fülle von Contouren der anmuthigsten Landschaften. Auf einigen Höhen stehen Schlösser und Klöster, auf andern Ruinen aus alten und mittleren Zeiten, die den Gedanken aufstacheln und an den Gang des Schicksals in diesen geschichtlich so reichen Gegenden erinnern. Die Straße naht mehreren Stellen, wo Tempel und Triumphbögen gestanden. Man sieht da und dort Substruktionen aus dem Boden ragen; man sieht einen römischen Thurm, oder das Fragment einer Säule, oder eines Architravs, umgeben von der ernsten Ruhe und dem majestätischen Schweigen der Natur, oder umrankt von Schlinggewächsen, deren Blüthenbüschel die Lüfte würzen. — Unfern von Mertola sind tiefe Grotten in das Felsgestade gegraben, in welchen man antike Gräber vorfand, vielleicht die Necropolis einer alten Stadt, von der, in den Wogen der Zeit, selbst der Name verschollen ist.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

DRAWN AFTER NATURE

For the Proprietor HERRMANN J MEYER

WESTON

(MISSOURI)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

DCCLXXXVII. Weston am Missouri.

Die Ziele der Europäer, welche sich in Nord-Amerika eine neue Heimath gründen wollen, sind selten mehr in den atlantischen Ländern zu suchen; in den jüngeren Staaten des fernen Westens sind sie gesteckt, und namentlich sind es Minnesota, Wiskonsin, Jowa und Missouri, wohin der Zug der deutschen Kolonen geht. Den ersten Eindruck des Landes empfängt der Deutsche freilich an den Landungsplätzen: in New-Orleans, Boston, Baltimore, Philadelphia und New-York. Es muß derselbe nothwendig nach dem Grade der Bildung, der Erwartung und der besonderen Verhältnisse ein sehr verschiedener seyn. Worin aber die Eindrücke aller Einwanderer einmüthig zusammenstimmen, das ist das Staunen über die Kulturfortschritte des Landes, deren Größe an das Mährchenhafte streift, sowie die Bewunderung des Unternehmungsgeistes und der feurigen Thatkraft des Amerikaners in allen Dingen, welche auf das praktische Leben Bezug haben. Alles, was er darüber Rühmendes daheim gelesen und gehört hat, tritt weit hinter die Wirklichkeit zurück. Schon die unermeßliche Bewegung im Hafen von New-York entlockt ihm das Geständniß, daß sie nirgends ihres Gleichen hat; neben ihr würde der Hafen von Marseille oder Havre, von Hamburg oder Bremen still und kleinlich erscheinen; ja, nach dem eigenen Geständniß der Briten bieten die Themse-Stadt, „wo fünf Welttheile ihre Schätze tauschen", und Liverpool ein minder großartiges bewegtes Gemälde dar, weil man dort weder das Gewimmel der amerikanischen Dampf-Fähren, noch der kolossalen, zwei bis drei Stockwerk hohen Flußdampfer schauen kann. Es ist überdies eine bekannte Thatsache, daß Bevölkerung, Verkehr und Reichthum in New-York verhältnißmäßig weit rascher fortschreiten als im zweitausendjährigen London.

Die Yankeeköpfe haben den eigenthümlichen Vorzug, daß sie, wenn auch weniger erfinderisch als ihr Vetter John Bull, sich dessen Erfindungen gleichwohl rasch anzueignen, sie praktischer auszubeuten und selbst wesentlich zu verbessern verstehen. Weder Kosten noch Risiko erschrecken sie dabei. Sie haben nicht nur bei der Schifffahrt, sondern auch in vielen andern Zweigen des Maschinenwesens bewiesen, daß sie noch Vollkommeneres leisten als die Engländer. Wer z. B. in London die Dampfpresse bewundert hat, welche die Auflage des Riesenblattes „Times" in die Welt fördert, und nun, in New-York, die Presse manövriren sieht, welche von der „Tribune" 50,000 Exemplare in drei Stunden fast ohne alle menschliche Beihülfe druckt, indem die Maschine nicht nur die einzelnen

Bogen nimmt, sondern, nachdem solche zweimal über den Satz gelaufen, sie wohlgeordnet auf einander schichtet, der wird nicht minder von Erstaunen ergriffen werden wie der Landwirth, welcher bisher die englische und rheinische Landwirthschaft für das Vollkommenste hielt und nun die Rosse in der Prärie mit dem leichten amerikanischen Stahlpflug im Galopp die Furchen ziehen, und Egge und Säemaschine die Bestellung des Ackers mit der Eile des Flugs und doch mit der größten Vollkommenheit in einem Akt verrichten sieht.

Je weiter der europäische Ankömmling nach dem Westen vorrückt, desto mehr nimmt er Dinge wahr, die ihm imponiren. Dort, wo er sich Alles noch so wild, so unwirthbar gedacht hat, lernt er die Kühnheit des Yankeegeistes ganz würdigen, denn dort gilt's, scheinbar unüberwindliche Naturhemmnisse zu besiegen. Schon auf dem Hudson, der hinsichtlich seiner Uferscenerie vielfach mit dem Rhein verglichen worden ist, findet ein patriotischer Rheinländer Gelegenheit zu demüthigenden Betrachtungen. Wohl gibt es am Hudson keine alterthümliche Stadt wie das „hohe heilige Köln", keine wetterbraunen gothischen Dome, auch keine Ruinen, keine Reben, keinen Johannisberger. Aber der Verkehr auf dem Strome, Schifffahrt, Handel und Leben treten in einer unendlich imposanteren Gestalt als am Rhein und an der Donau auf. Unzählige Schiffe blähen ihre stolzen Segel, die drei Stockwerke hohen Steamers, an Größe und Kühnheit des Baues, wie an Eleganz und Pracht der innern Ausstattung, mit einander wetteifernd, die Schleppschiffe, die Propellers, die Fahrzeuge aller Sorten und Größen brausen unabsehbar auf und nieder, Emigranten, Waaren, Reisende und Spazierfahrer befördernd. Der Yankee ist ein gar wanderlustiger Gesell, der nicht gern an der Scholle klebt, sondern sich überall hin bewegt, wo business und money zu machen sind. Aber die Dollars, die er gern gewinnt, gibt er auch leicht wieder aus, und nächst dem Associationsgeist ist es die unaufhörliche Bewegung des Kapitals, welches hier am meisten beiträgt, die industriellen Wunder in's Leben zu rufen.

Mit neuen Städten, Dörfern, Luxushäusern und geschmückten Farmen sind die Hudson-Ufer zwischen New-York und Albany bunter dekorirt als die Rheingestade. Auch die waldigen Ufer-Terrassen und die Formen des Alleghanyrückens sind viel malerischer als die rheinischen Weinberge und die Gipfel des Siebengebirgs. Nur der mittelalterliche Schmuck gebricht dem Hudson; es fehlen hier, wo Alles voll Jugend und voll frischaufsprossenden Lebens ist, die romantischen Trümmer, die halbverfallenen, halb restaurirten Burgen mit ihren Geschichten und Sagen. Es pfeifen und schnauben die nüchternen Dampfkessel statt der holdseligen Töne der Lorelei, die freilich auch am Rhein nur noch der Poet, nicht mehr das Volk hört.

Die meisten Deutschen finden Alles recht eigentlich auf den Kopf gestellt in dieser wunderlichen neuen Welt. Hier finden wir unsere wahren Antipoden. Weiß nicht jeder Schulknabe auswendig, daß man in Amerika in hellem Sonnenschein wandelt zur Stunde, wo die alte Welt dunkel ist und schläft? Kein Spatz pfeift hier vom Dach wie daheim, kein Rabe krächzt so wie bei uns. Dieses nüchterne, steifbeinige, unausstehlich praktische Geschlecht der

Yankees lebt nur der Gegenwart, schafft und baut nur für sie und die Zukunft. Das süße Dämmerdunkel vergangener Jahrhunderte, das wohlige Träumen von einer alten goldenen Zeit, die freilich nur für Wenige golden war, die romantischen Moden und der deutsche Mondschein wollen diesem Geschlecht kein Behagen abgewinnen. Vergeblich ist alles Mühen des deutschen Schwärmers, in diesem nüchternen Lande Proselyten zu machen. Einst kam der Schreiber dieses Aufsatzes auf einer Hudsonfahrt in die Gesellschaft einiger gebildeten Bostoner, die auch am Rhein sich flüchtig umgesehen hatten. Sie sprachen von der Charakteristik der Ströme Deutschlands und Amerika's und den Kontrasten ihrer Erscheinungen. Er erzählte ihnen die Rheinsage von der Lorelei, suchte ihnen die zarte Schönheit der Fouqué'schen Undine begreiflich zu machen, und schwatzte vom Ritter Hildebrand und vom deutschen Spukgeist Kühleborn, der noch immer spuken soll. Seine Hoffnung, die wassertrinkenden Temperance-Männer aus Massachussetts für deutsche Romantik zu bekehren, war aber eitel. Statt den Werth dieser Schätze deutscher Reminiscenz gehörig zu würdigen, und für die kommentirende Mühe wenigstens zu danken, brachen sie in Lachen aus. Das Rauschen des Steamers und Propellers, meinten sie, sey, wenn auch keine so „wundersame", doch eine nützlichere Melodie als der Singsang der Lorelei. Nixenmusik habe einen Hudson-Piloten noch nie im Führen des Steuers gestört, und wenn Schiffe platzen und zerschellen, so sey gewöhnlich nur der Ueberfluß an Konkurrenz und Dampf schuld daran, und die Sehnsucht des Kapitäns nicht nach schönen Nixen, sondern nach blanken Dollars. So ein kräftiger Dampf, der einen tüchtigen Dreidecker treibe, sey aber, meinten die Yankees, augenscheinlich irdisch gesegneter als der romantische Nebel, bei dem man in unserem praktischen Zeitalter verhungern könne, und von Leuten, deren Phantasie zu viel an Nixen denke, sey es nicht verwunderlich, wenn sie nix in der Tasche hätten. Mehr Weinberge seyen allerdings am Rhein als am Ohio, auch mehr Mittelalter; aber am Ohio trinke der weinbauende Farmer den besten Tropfen selber; der arme rheinische Weinbauer hingegen müsse schwere Steuern zahlen und bei viel Schweiß viel Trebernwasser statt Wein trinken. Ob denn ein Farmer am Ohio oder Hudson bei täglichem Rostbeef und zunehmendem Wohlstande nicht beneidenswerther sey als so ein schwitzender und steuergesegneter Weinbauer am Rhein? Die starrköpfigen Männer der neuen Welt von dem Irrthum ihres Raisonnements über die alte zu überzeugen, sie wenigstens für das schöne Stolzenfels und den Apollinarisberg zu erwärmen, ist allemal verlorene Mühe. Es sind eben unverbesserliche „Gleichheitsflegel", wie sie Heinrich Heine eben so richtig als unpoetisch genannt hat.

Das Staunen über den materiellen Fortschritt der amerikanischen Kultur wächst bei dem europäischen Ankömmling, der nach Westen wandert, noch mehr, wenn er den Eriesee erreicht hat, das dortige Leben und Treiben betrachtet, die jungen Städte an seinen Ufern, die riesigen Mühlen und Fabriken, deren Räder der wilde Niagara treibt, die kühne Hängebrücke über dem senkrechten Felsbett dieses Wasser-Donnerers erblickt, dann

in dem Prachtsaal eines Dreideckers über den See selbst gleitet, nach Detroit mittelst der Eisenbahn quer durch die Halbinsel fliegt, und am großen Michigansee in einen andern dampfbeflügelten Palast aufgenommen, mit brausendem Räderschwung rasch wie der Sturmwind nach Chicago oder Milwaukie spedirt wird, wo er dasselbe wiederfindet, was ihn schon in Osten so überraschte: große, volkreiche, blühende Städte voll lebendigen Verkehrs, auf ausgefüllten Sümpfen stehend, wo die Jäger noch vor wenigen Jahrzehnten wilde Enten und froschschmausende Reiher geschossen haben.

Am oberen Mississippi ist nur in jenen Gegenden noch vollkommene Wildniß, wo die jährlichen großen Stromüberschwemmungen die festen Ansiedelungen unmöglich machen. Doch hat auch da gar mancher kühne Yankee sein Nest gebaut, und selbst einzelne kühngewordene deutsche Settler haben es gewagt, den Wald zu fällen, Mais zu säen und Blockhütten zu bauen, auf die Gefahr hin, jedes Frühjahr einmal vom tückischen Strom mit Haus und Habe fortgeschwemmt zu werden. Nahe bei 1300 Dampfer befahren gegenwärtig den Mississippi mit den Nebenflüssen, sogar oberhalb der St. Anthony-Fälle sind neuerdings einige Dampfer auf den Fluß gestellt, und in der günstigen Jahrzeit hat man Gelegenheit, fast den ganzen Missouri aufwärts bis an den Fuß der Rocky-Mountains zu befahren und tief in das Indianergebiet einzudringen.

Am Ohio, Illinois, Arkansas, Red-River begegnet überall das gleiche Schauspiel von entstandenen oder entstehenden Städten. Wie Pilze unter einer tropischen Sonne schießen sie aus dem fetten Alluvialboden heraus. Der Gipfelpunkt der Ueberraschung bleibt aber doch St. Louis, die große Hauptstadt des Westens, wo am Mississippi-Kai oft nicht weniger als 100 Dampfer in stolzer Reihe ankern, darunter prächtige Dreidecker, deren säulenumreihete Stockwerke und Eisenschlöte wie Kastelle über dem kaffeebraunen Wasser des Flusses hervorragen. Gegenüber diesen Schiffen erhebt sich eine Häuserreihe, deren keine europäische Hauptstadt sich zu schämen hätte. Die Bevölkerung von St. Louis hat in diesem Jahr die Zahl 120,000 überschritten. Vor etwa 30 Jahren zählte die Stadt kaum 8000 Seelen. Der obere Mississippi hatte damals noch kein Dampfschiff gesehen, und ganz in der Nähe graste noch friedlich der Büffel, der jetzt mit seinen rothhäutigen Freunden, den Delaware- und Sioux-Indianern, 1000 Meilen weiter nach Westen gedrängt worden ist.

Ein Etwas, das in der neuen Welt den reisenden Europäer mehr befremdet und überrascht als jene augenfälligen Wunder, die der rastlose Unternehmungsgeist einer thatkräftigen Nation geschaffen hat, ist neben dem Entstehen, Wachsen und Aufblühen von ausgedehnten Staaten der Mangel jener Potenzen, welche nach europäischen Begriffen zum Gedeihen der Civilisation unentbehrlich sind — ich meine eine wohldisciplinirte Soldateska, eine wohlorganisirte öffentliche und heimliche Polizei, mit Gesetzen zur scharfen Ueberwachung von Vereinen und Presse, ein Heer von Gewerbsschranken und eine landesväterliche Bevormundung alles Lebens und Thuns im Volke. Von

all' dem sieht man in den Vereinigten Staaten gerade das Gegentheil, und — ist's nicht wunderbar? — dennoch existiren, wachsen und gedeihen sie. Auf der langen Strecke vom Ocean bis zum Missouri gewahrt der Einwanderer nur bei den Volks- und Korporationsfesten militärische Uniformen, z. B. bei der Todesfeier großer, geehrter Bürger, nie aber eine eigentliche Soldateska, und auch nie uniformirte Polizeidiener; dennoch ist die Sicherheit des Eigenthums im Ganzen nicht geringer als in Europa. Den Zeitungen ist die unbegrenzteste Freiheit gelassen, so viel Gescheidtes, oder so viel Unsinn zu sagen, so viel zu lärmen und zu agitiren als sie Lust haben. Hundert und aber Hunderte von politischen, socialen und religiösen Vereinen entstehen, dauern oder verschwinden; der Staat nimmt nicht die mindeste Notiz von ihnen. Man läßt Socialisten und Kommunisten mit ihren Experimenten eben so frei gewähren, wie die Pantheisten und Atheisten, die sogenannten freien Gemeinden, oder im Gegensatz dieser, die frommen Väter der Gesellschaft Jesu, welche in Amerika als Prediger und Lehrer auf das Umfangreichste wirken und von den Häfen des Oceans bis jenseits der Rocky-Mountains ihre verlorenen Posten behaupten. Selbst die Mormonen und ihre Apostel, gegen welche früher der Volkshaß sich richtete, läßt man jetzt in Ruhe und sie mögen ihren Hokus-Pokus treiben, wo sie wollen.

Der Staat und die Gesellschaft, weit entfernt, durch diese entgegengesetzten Bestrebungen aus den Fugen zu gehen, erstarkt vielmehr, blüht und schreitet fort, wie ein junger Herkules, mitten im Kampf der Ideen und der widerhaarigen Volkselemente, und der Parteien gegenseitiger Wetteifer hilft die Entwickelung nur fördern. Die Union gedeiht der Eiche gleich, die am tiefsten wurzelt und am höchsten ihre blätterreichen Kronen treibt, wo ihr am meisten Luft und Licht gegönnt ist, und die Stürme sie unbehindert rütteln.

Es sind sonderbare Käuze diese Yankees sächsisch-wälschen Bluts. Wir begreifen vollkommen, daß der ehrliche gemüthliche Deutsche mit seiner Bildung, Phantasie und Wissenschaft sie als Individuen unerträglich findet. Wie sie dasitzen in ihren Stores und Geschäftsstuben, in den Salons der Dampfschiffe und den Gasthäusern, ernst und wortkarg, mit frostigen Mienen, Tabak kauend und die langen Beine möglichst weit von sich streckend, trockene, nüchterne, unausstehliche Gesellschafter, nichts als Geschäftsgedanken und Dollartrachten im Kopfe, jedes Sinns für das Schöne und jeglicher Freude an dem Erhabenen, was des gebildeten Europäers Gemüth bewegen und begeistern kann, völlig bar. Nur für diejenigen Wissenschaften kann sich der Amerikaner erwärmen, die in das praktische Leben einschlagen. Für Poesie, schöne Künste, ja selbst für den reinen Naturgenuß fehlen ihm Sinn und Liebe. Ausnahmen von dieser Regel gibt es; aber sie sind selten. Bei einer beethovenschen Symphonie, vom deutschen Musikverein in Milwaukie tadellos vorgetragen, sah der Schreiber dieses Artikels ein ganzes amerikanisches Auditorium gähnen. Selbst Byrons gewaltige Lyra gefällt den Yankees nicht, obwohl sie in Tönen klingt, die der Amerikaner seine Muttersprache nennt. Dem Niagarafall, der großartigsten Naturscene,

welche die Welt kennt, kehren sie gewöhnlich nach ein paar Minuten kühlen Beschauens gleichgültig den Mücken, zufrieden, sagen zu können, daß sie auch am Niagara gewesen.

„Es muß auch solche Käuze geben!" hat der alte Göthe vom modernen Teufel gesagt. Die räthselhafte Allmacht, die über den Geschicken der Menschheit wacht, hat die Völker des Erdballs mit verschiedenartigen Gaben bedacht, denn alle sollen die eigenthümlichen Rollen spielen, die ihnen für die Entwickelung der Kulturgeschichte bestimmt sind. Chevalereske, anmuthige und liebenswürdige Völker, wie die Spanier und Franzosen, haben in Amerika nichts ausgerichtet, nichts Praktisches geleistet, nichts Großes und Bleibendes geschaffen; sie haben Fiasco gemacht. Mexiko und Unter-Kanada sind Beweise dafür. Auch die Deutschen, wo sie nicht gemischt mit Yankees wohnen, schreiten nicht rasch vorwärts. Man sieht das in allen rein deutschen Orten, z. B. im Städtchen Hermann am Missouri. Dem lederzähen und stahlharten Yankee-Geschlecht, das aus verschiedenen Racen und zum Theil aus dem Auswurf Europa's zusammengebacken ist, gehört der Ruhm, daß es seiner Aufgabe gewachsen bleibt, die Kultur in der neuen Welt mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts zu bringen, allein. Den Urwald fällen, die Steppe mittelst des leichten Stahlpfluges im Galopp befruchten, Wölfe, Bären und rothe Menschen ohne Erbarmen vor sich hertreiben, die Distanzen, welche selbst die autokratische Allmacht in Rußland nicht zu besiegen verstanden, mittelst des Dampfes bewältigen, auf kaum zugängliche Gebirge, in die entlegensten Einöden Industrie und Maschinen versetzen, Geld und Kohlen aus den Eingeweiden der Erde reißen, die Küsten zweier Weltmeere mit ihren Dreimastern, alle Flüsse, alle Binnenseen mit ihren Dampferkolossen bedecken, überall Leben und Kultur wecken, wo sie nie vorhanden gewesen— Das kann und konnte nur eine Nation, die allerdings fast ausschließlich Gewinnsucht und GeldDrang beseelt, die aber eben nur in dieser Ausschließlichkeit der Vollführung ihrer Bestimmung fähig ist. Ganz unpassend dazu wären alte Völker, die vor lauter Gelehrsamkeit die Kraft der That verloren haben und über das eigene Elend noch zu philosophiren pflegen. Meinte doch selbst der wackere Raumer: man solle lieber sich freuen als beklagen, daß die Amerikaner noch keine sonderbare Vorliebe für schöne Künste und Wissenschaften gewonnen, denn alsdann hätte auch diese Nation den Höhepunkt ihrer Blüthe bereits erreicht, und würde, wie andere Nationen, wieder langsam herabsteigen, ohne ihre weltgeschichtliche Bestimmung erfüllen zu können.

„Freilich finden viele in der Völkergeschichte immer nur die schmutzige Gasse unter ihren Fenstern wieder, wo alltäglich gemarktet wird. Allein der wahre Historiker hat neben den Daten menschlicher Erbärmlichkeit auch Raum für das Walten der unsichtbaren Naturkräfte, für die Ideen, die in den Geistern Wolken sammeln und reiben bis zum Sprühen des elektrischen Schlages". Bedeutsame Worte, welche ein geistvoller Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung einst in Bezug auf ein anderes Volk und Land gesagt hat, die aber auch auf Nordamerika und

seine Völker passen. In welch geheimnißvollem Bau wird der alte unsichtbare Meister die Räder und Fäden wohl einmal brauchen, die hier am westlichen Webstuhle der Zeitgeschichte so emsig schnurren in den schwieligen Händen der Handlanger und Gesellen? Liegt in dieser Fiebereile, womit man nicht bloß einen Welttheil durch Büchse, Pflug und Dampf zu erobern versucht, sondern ländergierige Briareus-Arme auch anderwärts selbst über das westliche Weltmeer hinausstreckt, ohne nach Völker- und Staatenrecht zu fragen, liegt darin gar nichts Größeres als Beutelust, oder ein dunkeler, unbewußter Drang, ein geheimnißvoller Instinkt, welcher Nationen, wie Individuen zu räthselhaften Zwecken beseelt? Oder ist in diesem ruhelosen Jagen der Amerikaner nach Besitz, bei dem man nicht nur irdische Schätze sammelt, sondern auch die besten Mannestugenden: Muth und Thatkraft stählt, ist bei dieser Gier, nicht nur herrenlose Wildnisse urbar zu machen, sondern auch apathische Völker zu zwingen, an der eigenen Civilisirung Theil zu nehmen, nicht auch ein Etwas, das einen Gesichtskreis verräth, welcher ein klein wenig „über den Dollar hinausgeht?" — Ob die Chorführer auf der andern Seite, welche sagen: man müsse der Macht und den Grundsätzen der Antipoden der Russen die Prinzipien des strengen Konservatismus entgegen halten — wohl eigentlich wissen, was sie reden? Wir beneiden sie nicht, daß sie von den glücklichen Wenigen bewundert werden, denn wir glauben, daß sie etwas dazu beitragen, den „Lebensfluthen" im Westen einen neuen Impuls zu geben. Freilich wider ihren Willen!

Wir streifen hier an ein „wunderlich Kapitel", welches besser in einem andern Buch steht. Wozu aber auch heute so ernste Dinge? Schaut doch die Sonne des Missouri draußen so sorglos hell vom blauen Zenith, als sollte es gar kein Donnerwetter mehr geben. Nur tief unten am östlichen Rande werfen Wolken einige melancholische Schatten. Dafür lachen tausend Rosen auf der Prärie und der goldene Mais schimmert aus allen Umzäunungen. Besser, draußen bunte Lepidopteren haschen und dem Gezwitscher der Vögel lauschen, als über die Politik von hüben und drüben unfruchtbare Vergleiche ziehen.

Betrachtet unser Bild von Weston! Welche Harmonie ist nicht in dieser jungen Blüthe westlicher Gesittung mit der heitern, großen, reichen Natur! Da ist keine Spur von dem langweiligen, mathematisch-regelmäßigen Würfelbau der atlantischen Städte, in denen die Freiheit wie in der Zwangsjacke des Despotismus einhergeht; — da schauen noch individuelle Unabhängigkeit und Eigenthümlichkeit heraus, jene Eigenschaften, denen wir die malerischen alten Städte verdanken, deren Unregelmäßigkeit Geist und Gemüth mehr ansprechen und ergötzen, als jenes Einerlei der rechtwinkelig nach der Schnur gezogenen Straßen, die man nicht durchwandern kann, ohne zu gähnen. Was machte die Städte der Griechen und Römer, dieser so hoch über den andern Nationen der Erde stehenden Völker, so schön? Das freie und stolze Selbstgefühl des Bürgers, welches sich in ihrer ganzen Anlage ausprägt. Es gruppirten sich die Wohnungen in malerischer Abwechselung um die Tempel der Götter auf den Höhen,

um Forum, Theater und Rennbahn, Mannichfaltigkeit war, wie in der Natur, das selbstgeschriebene Gesetz für den Bauherrn, man dachte nicht daran, eine Stadt gewaltsam in eine vorgeschriebene Form zu drücken, wie man einen Klumpen Lehm zur Ziegel auspreßt, oder der Polizei, Gott sey's geklagt! das alleinige Münz- und Stempelrecht zu verleihen, um mit ihrem Bilde die Wohnungen der Menschen auszuprägen und in Kurs zu setzen, sey das Bild auch noch so dumm, naturwidrig und häßlich. Wo ist Etwas vollkommen auf Erden ohne Mannichfaltigkeit? herrscht nicht Freiheit im unendlichen All? Boden und Himmel, Luft und Klima deuten den Städten die passende Form an, und in Harmonie mit jenen Vorbedingungen lasse man den Menschen seine Wohnungen sich bauen ohne Zwang. Wenn Jeder nach seinem Bedürfniß und nach seinem Wohlgefallen bauen dürfte, so würde, wie in der Natur selber das Vielgestaltige zu malerischen Gruppen sich vereinigt, selbst das, was einzeln ärmlich und unschön erschiene, gruppirt, ein Zubehör des Anmuthigen werden.

Weston, nur etwa zwei Stunden vom Fort Leavensworth an der Grenze des Indianergebiets entfernt, ist eine der frequentesten Dampfbootstationen am Missouri, wo die Karavanen nach Oregon und Californien die Wasserstraße verlassen und sich für die lange und beschwerliche Landreise über die Felsengebirge rüsten. Dadurch erhält der Ort einen lebhaften und gewinnbringenden Verkehr. Weston wächst schnell zu einer ansehnlichen und wohlhabenden Stadt auf, welche die Rolle eines Centralpunkts der westlichen Ansiedelungen des Staates Missouri spielt. Die Gegend umher ist dicht kolonisirt und äußerst fruchtbar. Der Missouri bildet an der Stadt eine kleine und tiefe Bucht, wo die großen Dampfer dicht am Kay bequem und sicher ankern und entlöschen oder laden können.

Die Bevölkerung ist eine bunte Mischung aus allerlei Herkunft, vorwiegend aber aus deutschen und angloamerikanischen Elementen. Die verschiedensten christlichen Konfessionen leben hier in Frieden und Eintracht zusammen. Jede hat ihre Kirche, oder ihren Betsaal, und das Bekehrungswerk unter den Indianern betreiben Katholiken und Protestanten mit gleicher Beharrlichkeit ohne Eifersucht, während mehre Vereine sich mit der Verbesserung der zeitlichen Interessen der rothhäutigen alten Herren des Landes beschäftigen. Diesen menschenfreundlichen Bemühungen ist es gelungen, die meisten der anwohnenden Indianerstämme dem wüsten Gewerbe des Kriegs und der Jagd zu entfremden, sie durch den Ackerbau aus Nomaden in feste Ansiedler umzuwandeln, und die Segnungen des Unterrichts unter sie zu verbreiten. Im vorigen Jahre bestanden unter der Leitung der philanthropischen Gesellschaften zu Weston schon über 60 Indianerschulen, und abermals hat es sich als eine erfreuliche Thatsache herausgestellt, wie irrig der Glaube ist, die Indianer seyen nur ausnahmsweise und in einzelnen Individuen, niemals aber in Masse, der Gesittung zugänglich zu machen. Im Nebraska-Territorium genießen sie bereits bürgerliche Rechte, und es ist nicht zu zweifeln, daß diese civilisirten Indianerstämme, sobald jenes Gebiet zum Staat gereift ist, ein bleibendes ehrenhaftes Element der Bevölkerung ausmachen werden, dessen Geltung in den Wogen der Zeit nicht so bald untergeht.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

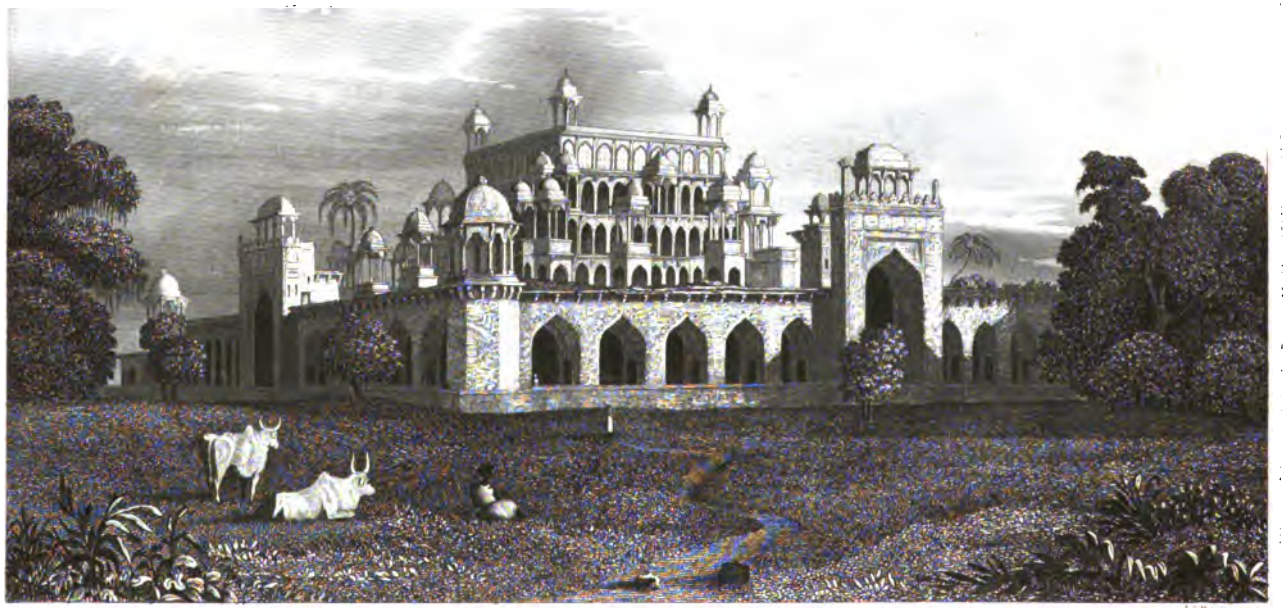
Drachenfels Godesberg

HOCHKREUZ am RHEIN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Institt in Hildburghsn Eigenthum d. Verleger

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 2



Ad. Nottmann sc.

AKBAR'S MAUSOLEUM bei SECUNDRA

IN INDIEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. in Hildb.

Eigenthum d. Verlegers

DCCLXXXVIII. Das Hochkreuz am Rhein.

Mein Buch hat der Geschichten, Sagen und Legenden des Rheins manche erzählt, sein schönes Land, seine Burgen und Klöster, seine Sitten und Gebräuche oft und mit Vorliebe dargestellt und beschrieben; — denn das Großartige, Geheimnißvolle und Gespenstische des dämmernden Alterthums hat mich als Knabe schon erbaut und angezogen. In wessen Seele Kunst und Wissenschaft, in vollkommenem Ebenmaß mit einer herrlichen Natur, eine festliche Stimmung zu wecken vermag, der lasse sich den Rhein hinabgleiten von Mainz bis zum Siebengebirge hin, und die Bilder, die er gesehen, werden in seiner Erinnerung ein dauernderes und froheres Andenken bewahren als manche Reise in weite Fernen.

Schon an einer frühern Stelle dieses Werkes habe ich jenes Prachtstück im Rheingeschmeide geschildert, in welchem die Ruinen von Godesberg und Drachenfels wie Diademe glänzen. Bescheiden erhebt sich in ihrer Nähe, auf einem Hügel, der die herrlichste Aussicht über das Rheinthal gewährt, ein kleines aber wunderschönes Denkmal, welches mittelalterliche Kunst und Frömmigkeit aufgerichtet haben. Das Hochkreuz ist es geheißen und der wohlerhaltene Bau trotzt mit altdeutscher Festigkeit der Zeit und dem Wetter schon viele Jahrhunderte.

DCCLXXXIX. Akbar's Grabmal bei Secundra.

(Hindostan.)

Das Schwert des Eroberers ist in seiner Politik immer am konsequentesten. Die geforderte Macht begründet es am dauerhaftesten durch die Gewalt des eisernen Willens und den Gehorsam am festesten in den Formen der Subordination der Kriegsgenossen. Dem Begriff und dem Bedürfniß des Schutzes entspricht für den großen Haufen der Muth, die heroische Kraft und das Geschick des Feldherrn und darum gibt die Menge sich ihm willig hin zu blinder Unter-

werfung. Im siegreichen fremden Herrscher sieht sie einen Schirmherrn, im Heere seiner Getreuen einen Panzer gegen die verhaßte Gewalt und Ungebühr, die sie unter dem alten Regimente bedrückten; sie findet eine Genugthuung in dem schadenfrohen Gedanken, daß Diejenigen, welchen sie sich früher unterthänig beugen mußte, nun, durch das fremde Schwert bezwungen, selbst zur Dienstbarkeit erniedrigt wurden. Aber für die Dauer Dessen, was der Eroberer schafft, ist selten Gewähr zu finden. Genöthigt, die wirksamsten Elemente der alten Staaten, die sein Schwert zerschlägt, in einer andern Zusammensetzung zu seinem Neubau zu verwenden, und tausend Bänder um ihn her zu schlagen, daß er nicht wieder in's Chaos auseinander falle, muß er, soll sein Bau bestehen und Beifall verdienen, auch als Organisator und Weltweiser sich nicht kleiner zeigen, denn als Held in den Schlachten. Seine Persönlichkeit muß eine Sonne der Geister seyn, eine Mitte des Alls, ein Quellpunkt alles Lebendigen — und unter der Decke des strengen Herrschers muß ein Meer warmer Liebe wogen, welche zusammenhält, was das Schwert vereinigt: — unter dem stahlharten Panzer darf das fühlende Herz nicht fehlen, von dem aus sich Lebenswärme pulsirend über alle Theile seiner Schöpfung verbreiten soll. Einen Plan für Staatsgröße und Volksglück unwandelbar verfolgend, wird seine Persönlichkeit zum Born aller Thätigkeiten werden, die er für die Ausbildung seines Reichs aufruft. Er wird noch eine Stufe höher steigen müssen, denn als Sieger und Eroberer; er wird die Völker geheimnißvoll an sein Daseyn knüpfen, indem er ihnen die Bürgschaften der Hoffnung auf eine bessere Zukunft gibt, er wird sich zur Ursache von Wirkungen erheben, welche die Völker als Segen empfangen; er wird die innerste Wurzel werden einer Kette von Ueberlieferungen, welche, auf die Nachwelt übergehend, ihm als Heros gleichsam die Götterbrücke in die Ewigkeit hinüber schlägt.

Aber nur Wenige aus der Raçe der Eroberer haben diesem Ideale zugestrebt, und noch wenigere haben es erreicht. Unsterblich stehen die meisten auf blutrothen Blättern der Geschichte, ewiger Fluch lastet auf ihnen im Gedächtniß der Völker, die sie unterjochten und niederstampften; andere haben nur blasse Racherinnerungen hinterlassen und was sie schufen fiel hinter ihnen so schnell wieder ein, als sie es aufgebaut. Nicht lichtumflossene Himmelsgeister sind sie gewesen; finstere Dämonen, der Erde angehörend und aus der Nacht geboren, brach kein Strahl von oben durch ihr geschichtliches Wirken; es hatte keine Heiligung und für das Reich Gottes war es unfruchtbar — man müßte denn einen negativen Nutzen ihres Daseyns in der Möglichkeit suchen, daß sie Zuchtruthe und Geißel in der Hand des Allmächtigen gewesen.

Aus Hochasien, aus der Wiege der Menschheit, sind die Propheten und Eroberer, die Großgeister des Himmels und der Erde, die Engel und Titanen in die Welt gekommen und haben das empfangene Licht und die empfangene Macht hinausgetragen unter die Völker. So entstanden die Sternenmächte, welche die Menschen erfreut

haben, und in denen die Saaten neuer Hoffnungen sprießten; so die lodernden Feuerflammen, welche die Völker fraßen und die geängstigte Welt mit dem Untergang des Geschlechts und dem Ende aller Zeiten bedrohten. Namentlich ist das von dem asiatischen Alpengürtel eingeschlossene Plateau der Mongolei der geschichtliche Boden, welchem die Meteore entstiegen, die von Zeit zu Zeit verheerend die alte Welt durchtobten und mit Entsetzen erfüllt haben. Von dort zogen einst aus die zahllosen Reiterscharen, das römische Reich zu verwüsten; von dort kam Tschingis-Khan, die Geißel Gottes, unter dessen Tritt die Kulturblüthen einer halben Welt verdorrten; dort stieg der gewaltige Timur, der Mann von Eisen, aus dem Kreise der Hirten zum Welteroberer hinan, — ein zweiter Mohammed, in der einen Hand die Brandfackel und das Schwert, in der andern den Koran, um die heidnische und christliche Menschheit zu bekehren oder auszurotten. So siegreich und glücklich als Alexander, unterwarf er Rußland, und machte das heilige Moskau zum Aschenhaufen; seine Horden überflutheten das Reich von Byzanz; Syrien und Aegypten fühlten seine Geißel, Bagdad und ganz Mesopotamien bis zur Mündung des Euphrat machte er zur Wüste und aus den Köpfen von 90,000 Erschlagenen richtete der Furchtbare auf der Brandstätte des alten Khalifensitzes eine Pyramide auf; Indien bis zum Delta des Ganges wurde seine Beute; dazu Persien und der Pontus, und als er in der Ebene von Ancyra (1402) wider den Sultan der Türken mit 800,000 Mann vollkommen gesiegt, letzteren gefangen und in einem ehernen Käfig eingesperrt hatte, zog er mit einer Million Krieger gegen China aus, um die Eroberung des Welttheils zu vollenden. Er starb auf diesem Zuge und das ungeordnete Reich zerfiel nach seinem Tode in mehrere Staaten, unter denen nur einer eine große und dauernde Rolle gespielt hat — Hindostan. Timurs Enkel war der Schöpfer und Begründer des Reichs des Groß-Moguls, dessen Ordner und Erhalter. Geboren im Jahr 1542 faßte Akbar schon als Jüngling den Herrscherzügel mit eiserner Hand und Willenskraft, schlug die Empörung zu Boden, dehnte in langen, furchtbaren Kriegen mit den Nachbarn seines Reiches Grenzen über Indien und Caschemir mit einer Bevölkerung von 80 Millionen aus, und als er sich innen und außen den Frieden errungen, machte er eine gute Organisation und gewissenhafte Verwaltung des Staats zur Aufgabe seines übrigen Lebens. Seinen Beamten war er ein Schrecken, wie er es früher dem Feinde war; seinem Volke war er ein Abgott. Unter seiner langen Regierung gedieh das Reich zu einer Blüthe, wie sie Indien niemals wieder gekannt hat. Die Staatseinkünfte stiegen auf 1000 Millionen Franken, und er konnte mit Leichtigkeit ein Heer von 600,000 Mann besolden, das die Grenzen bewachte und die Gelüste der räuberischen, stets zu Einfällen geneigten Nachbarn eben so im Zaum hielt, als die Unruhestifter im Innern. Er baute Agra als seine Residenz mit beispielloser Pracht und machte es zum Mittelpunkt des Staatslebens, wo sich die Coryphäen der Poesie, Wissenschaft und Kunst versammelten, und von wo aus sich ein freundliches Licht in allen Richtungen verbreitete. Sich selbst den Vorschriften des Korans als strenggläubiger Mohammedaner willig unter-

werfend, übte er doch des großen Friedrichs Grundsatz: „in meinem Reiche soll jeder nach seiner Façon selig werden dürfen," und alle Kulten, heidnische, jüdische und christliche, genossen Duldung und Schutz. Akbar starb im Jahre 1606 und wurde bei Secundra, in einem goldenen Sarkophage begraben. — Dort erbaute ihm sein Nachfolger jenes unermeßliche Mausoleum mit 100 Thoren, — gleichsam als sollte ein ganzes Volk einziehen können, um die Asche des Mannes zu verehren, den es im Leben als Vater gepriesen und angebetet hatte. Millionen pilgerten zu seinem Grabe und lange Jahre blieb es ein besuchter Wallfahrtsort. Aber mit dem Glanz der mohammedanischen Herrscher ist auch der Glanz des Mausoleums verblichen, und seit Timurs Descendenten herabgesunken sind zu britischen Pensionären, ist Alles, was an die mohammedanische Herrschaft erinnert, geflissentlich dem Verfall überlassen. Auch Akbar's Mausoleum theilt das allgemeine Geschick und ehe ein Jahrhundert vergeht, wird es Ruine seyn.

DCCXC. Alexandria, Pelusium und Suez

in der Kanalverbindung mit dem rothen und mittelländischen Meere.

Ein ewiger Proteus, bildend und neugestaltend, wirkt der Unternehmungsgeist im Bunde mit dem Kapital für zwei Hauptelemente der modernen Civilisation: Gewerbe und Handel. Große Gedanken, begraben im Schutt der Jahrtausende, läßt er wieder auferstehen, und seine Macht und Herrlichkeit glänzen in ihrem Lichte. Ein kühner Taucher fährt er hinab auf den Abgrund und holt die verborgenen Schätze aus den Tiefen des Meeres und der Erde; was den älteren Generationen schwere, riesenhafte, grauenvolle Träume gewesen, leere gaukelnde Luftgestalten, oder einer krankhaften fieberischen Thätigkeit wilde Ausgeburten — tritt als nüchterne Wirklichkeit in die Gegenwart, und das von den täglichen neuen Erscheinungen der titanenhaften Spekulation betäubte Geschlecht wagt es kaum noch, sich über Unerhörtes zu verwundern. Wie ein hundertarmiger Riese drängt sie sich durch alle Pforten des Lebens ein, erfaßt die Gesellschaft bei allen Gliedern, und wie ein Alp wälzt sie sich über die Träumer und Schläfer hin. Zuweilen scheint sie selbst zur Nachtwandlerin geworden. Wie eine Mondsüchtige schreckt sie dann plötzlich auf, als wäre sie über ihr eigen Werk betroffen; als wäre sie von einer höheren Macht umkrallt, von Blitzen durchschossen und von Schlangen durchzischt, als wäre sie durchwühlt von unheimlichen Naturkräften, als

ALEXANDRIEN

Aus d Kunstanst d Bibl Inst in Hildh

Eigenthum d. Verlegers

PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

entsetzte sie sich der Ungeheuer, die sie aus dem Typhon gelockt, wo sie gebunden lagen — als fürchtete sie, daß das Chaos über ihre Schöpfungen plötzlich rollen und die Wogen einer ungebundenen Gier zuletzt nur dürren Sand über einem Leichenfelde zurücklassen möchten.

Wo liegt die Wahrheit? In diesem Alpdrücken der Mitternachtsstunde, oder in dem lichten, hellen Hoffnungstraum, der mit funkelnden Augen nur tausend Glückssterne sieht, blühende Gärten auf allen Pfaden, und alle Bäume voll goldener Früchte? — Ist mit der riesenhaft aufgeschossenen Spekulation und ihren herkulischen Kombinationen wirklich die Morgenröthe aufgegangen, welche die Wiederkehr des goldenen Zeitalters verkündigt, oder ist's nichts als ein böser Zauber, der die Menschen in Betäubung und Wahnsinn gefangen hält, und welcher, wie die Schlange dem sündigen ersten Menschenpaar, dem träumerischen, nervenschwachen, frivolen Geschlecht eine bittere Frucht der Erkenntniß bereitet, um es zum Bewußtseyn erwachen zu lassen? Ich weiß es nicht, und Keiner kann es sagen. Unausgegohren ist noch der Geist, noch ist das Kind nicht an's Licht geboren, noch wühlt's im Schooße mit Kreißen und Wehen: noch kann man nicht sagen, ob die Zauberkraft von Gott gekommen oder des Teufels sey, ob die Riesenpalmen, die sie aufgetrieben überall, verdorren werden ehe sie Früchte tragen, ob die Früchte neues Glück einem neuen Geschlechte bringen, oder, statt zu erquicken, den Tod in ihren Samenkapseln bergen. Keinem Menschen hat die Zukunft ihre Kunde erschlossen, und keinem Propheten ist's gegeben, zu sagen, wie das enden werde, was im materiellen Gebiete der Spekulation sich jetzt mit niegesehener Pracht und Macht entfaltet. Wehe aber, wenn, nachdem die Blumen der grünen Hoffnungsauen ausgeblüht, doch nur dürres Gras zurückbleiben sollte, das in der Stunde der Ernüchterung die Sense wegmäht, während die Schleusen des Himmels sich öffnen und die Wogen der Ströme aus ihren Betten steigen. Wohl dann Denen, welche klug genug gewesen sind, sich zeitig auf die Berge zu retten.

Die Umschiffungen des Kaps der guten Hoffnung durch Vasco de Gama und des Kaps Horn durch Magelhaens, haben in der Weltansicht und in der politischen Bedeutung der Länder die größten Veränderungen hervorgebracht. Die Beherrschung des Meeres ging von den Venetianern und Genuesen auf die Umwohner des atlantischen Oceans über, und von der Wichtigkeit, die ihr beigelegt wurde, zeugen dreihundertjährige blutige Kämpfe. Jetzt will die Spekulation des neunzehnten Jahrhunderts auch hier eine durchgreifende Umwandlung schaffen; sie will gleichsam mit der Vergangenheit brechen. — Wenn wenige Tage genügen, um von den Ufern der Themse bis zu denen des Nils zu gelangen, soll dann eine Handbreit Landes, wie die Landenge von Suez, den Näher-Weg nach Indien und Polynesien versperren und zu einer Monate langen Umsegelung eines ganzen Welttheils

Soll der Hast, die Goldfelder Kaliforniens zu erreichen, ein Zügel angelegt werden können durch die im [illegible] kaum eine Spanne breite Landenge von Panama? So fragt das unternehmungslustige Geschlecht. Die Antwort ist: Mit nichten. Zwar ist es der Meßkunst und Erdkunde noch nicht gelungen, den so lange gesuchten Weg zu finden, um mittelst eines Durchstichs die beiden Hälften von Amerika zu trennen, damit seine entgegengesetzten Ufer sich desto rascher verbinden können und der Strom des Weltverkehrs sich zwischen ihnen hindurch bewege; doch hat vorläufig die Panama-Eisenbahn dem dringendsten Bedürfniß ein Ende gemacht. Ihre Beschaffenheit ist zwar noch von der Art, daß sie schon so manchem Passagier das Ende seiner ganzen irdischen Reise bereitet hat; aber das schreckt nicht ab, ihr den Vorzug vor der langsameren Umschiffung zu geben. Der Durst nach Gold ist im Menschen stärker als die Furcht vor dem Tode.

Thatsache ist's, daß die Aussicht auf Kaliforniens Schätze viel dazu beigetragen hat, der neuen Welt früher den eisernen Gürtel um die Enge zu legen als der alten; dagegen scheint bei dieser die andere Weise eines Verbindungsweges, die eines Kanals, eher zur Ausführung gelangen zu sollen. Riesenhaft ist der Gedanke, welcher die Landenge von Suez zur Verbindung des mittelländischen und rothen Meers in zwei Richtungen zugleich zu durchstechen sich vorsetzt: riesenhaft auch das erforderliche Mittel; denn man ruft das Kapital zur Beschaffung von 200 Millionen auf. Wir haben dennoch den Glauben, der Geist unserer Zeit werde vor der Durchführung eines Werkes nicht zurückscheuen, das auf die Reducirung großer Entfernungen berechnet ist. Gleich wie alle Arbeit des Menschen, in welchem Zweige seines Schaffens es seyn mag, nur darin besteht, Dinge mit einander in Berührung und Verbindung zu bringen, also verhält es sich auch mit seiner großen Aufgabe, die abendländische Civilisation rasch über den ganzen Erdball zu verbreiten. Die Mittel zur Lösung dieser Aufgabe richtig zu erkennen scheint unserem Jahrhundert vorbehalten geblieben zu seyn, und wenn auch die materielle Gewalt der Umstände und materielle Vortheile dabei als Faktoren wirken, so soll ihm dies sein Verdienst nicht nehmen.

Auch wird die Führung eines Kanals zur Verbindung des mittelländischen Meeres mit dem rothen Meere nichts dadurch an Werth verlieren, daß Aehnliches schon vor Jahrtausenden gedacht und versucht worden ist. Aegypten ist recht eigentlich die Wiege der europäischen Völkergeschichte und es wäre zu verwundern, wenn die Erbauer der Pyramiden und Ausrüster der ersten Entdeckungsreisen nicht Hand an die zunächst liegende Arbeit eines solchen Verbindungsweges gelegt hätten. Herodot nennt schon den König von Aegypten, Necho, Sohn des Psammetich, als ersten Gründer eines Kanals, der den Nil mit dem erythräischen (rothen) Meer verbunden habe. Der Kanal soll vier Tagereisen lang und so breit gewesen seyn, daß zwei Triremen (dreiruderige Galeeren) neben einander hätten vorbeifahren können. Später haben die Römer und endlich die Araber unter dem Kaliphat das Werk wieder aufgenommen; der Kaliph Abud Schiaffaral Mansor aber befahl, den Kanal zu verschütten, da-

mit nicht den Aufrührern zu Medina Lebensmittel auf demſelben zugeführt werden könnten, und die Barbarei, in welche das Land ſpäter verſank, ließ ihn in dieſem Zuſtande bis auf unſere Tage. Bei der ägyptiſchen Expedition veranlaßte Bonaparte eine Vermeſſung und Nivellirung des Terrains durch ſeine Ingenieure; doch war die Eile, mit welcher dieſe zu Werke gehen mußten, wohl Schuld an dem ſehr unzuverläſſigen und, wie ſich ſpäter zeigte, unrichtigen Reſultate; denn ſie hatten einen Unterſchied von faſt 10 Metern zwiſchen der Höhe des rothen Meeres bei Suez und der Bucht von Tineh am Mittelmeere gefunden. Laplace ſprach ſogleich ſeine Zweifel aus; engliſche Offiziere, die mit dem Barometer und ſiedendem Waſſer vermeſſen hatten, erklärten den Unterſchied zwiſchen beiden Meeren für wenig bedeutend; im Jahre 1847 endlich bildete ſich eine Geſellſchaft zur Unterſuchung der Landenge, an deren Spitze die Ingenieure Negrelli, Robert Stephenſon und Talbot ſtanden. Die von ihnen gefundenen Reſultate ergaben einen Höhenunterſchied von nur etwa $2^1/_2$ Metern zwiſchen den beiden Meeren und die ſpäter auf Anordnung des Vicekönigs von den Ingenieuren deſſelben vorgenommenen Nachmeſſungen beſtätigten deren Richtigkeit.

Auf dieſe neueren Unterſuchungen geſtützt und zur genaueren Prüfung derſelben trat kürzlich ein Verein der bedeutendſten Techniker und Kapitaliſten zuſammen. In dem Vorſtande deſſelben, von Leſſeps, war ein unermüdlicher, von der großen Idee begeiſterter, ſachkundiger Vertreter gefunden, und den raſtloſen Bemühungen dieſes Mannes gelang es, trotz aller Gegenbeſtrebungen, die der britiſchen Politik nicht fremd waren, die Konceſſion zum Kanalbau von der ägyptiſchen Regierung zu ermitteln und von der türkiſchen die Sanktion derſelben auszuwirken. Der Kanal ſoll die kürzeſte Linie von Suez nach dem alten Peluſium, nehmen, 120 Kilometer ($17^1/_2$ deutſche Meilen) lang, 40 Meter breit und auf einer Waſſertiefe von 8 Fuß erhalten werden; bei Suez wäre mittelſt zweier Hafendämme ein großer Waſſerbehälter anzulegen, um die Höhe des Waſſerſpiegels im Kanal der des rothen Meeres gleich zu ſtellen. Die größte Schwierigkeit bietet die geringe Tiefe des Meeres in der Bucht von Peluſium dar; um dieſe zu überwinden, wird es nöthig ſeyn, den Kanal durch zwei Dämme von nicht weniger als 6000 Meter Länge in das Meer hinein zu verlängern. In freilich viel geringerem Maßſtab finden ſich dergleichen Werke mehrere im mittelländiſchen Meere, z. B. bei Genua, Cette, Barcelona, und am atlantiſchen bei Kadix und Cherbourg; beſonders aber iſt der großartige Breakwater vor Plymouth zu nennen. Schleppdampfſchiffe würden bei widrig einſtehenden Winden die Abfahrt der Schiffe erleichtern müſſen. Dagegen ſcheinen die angeſtellten Unterſuchungen die Furcht zu beſeitigen, daß der Niederſchlag der vom Nil fortgeführten Erdtheile ſich vor der Bucht ablagere; der Boden derſelben enthält reinen Sand ohne Lehmtheile. Man tröſtet ſich mit der Thatſache, daß das Meeresufer noch eben ſo nahe an den Ruinen des alten Peluſiums iſt, wie es die alten Geographen angeben. Von dem Hauptkanale aber ſoll, um die Verbindung mit Alexandrien herzuſtellen, eine Waſſerſtraße von gleichen Dimenſionen nach dem

Nil geführt werden und es ist wahrscheinlich, daß die Herstellung derselben, da sie wenig Schwierigkeiten bietet, viel früher vollendet werden wird, als der Hauptstrang nach Pelusium, wo ihn die unermeßlichen Hafenbauten und öde Ruinen erwarten. Gewiß wird die Stadt Alexanders viele Jahre voraus alle Früchte des neuen Welthandelswegs ernten, ehe nur auf dem wüsten Strande Pelusiums ein einziges Magazin emporsteigt, und sie wird es wohl möglich machen, auch für die Zukunft die Vortheile festzuhalten, deren Süßigkeit sie gekostet hat.

Die Erdarbeiten an sich, welche die Anlage erfordert, sollen keine sehr großen Schwierigkeiten darbieten. Gleich hinter Suez trifft man eine Ebene, die früher vom Meer bedeckt war, das noch eine Reihe salziger Gewässer zurück gelassen hat, gewöhnlich „die bitteren Seen" genannt. Dann folgt ein höheres Tafelland, von welchem man in das Becken des See's Timsah hinabsteigt. Dieser liegt schon in der Mitte zwischen beiden Meeren und wird im Norden von einem Ausläufer der arabischen Gebirgskette begrenzt. Hier allein würde ein etwas tieferer Durchstich nöthig werden.

Die Kosten sind auf etwa 200 Millionen Franken veranschlagt, die Einkünfte auf etwas über 40 Millionen Franken und zwar aus folgenden Einnahmequellen: 1) Aus der Abgabe für die Befahrung des Hauptkanals. 2) für die Benutzung des Verbindungskanals mit dem Nil und Alexandria; 3) aus dem Anbau der der Gesellschaft verliehenen Ländereien und für die Bewässerung der Grundstücke anderer Privateigenthümer.

Die Belebung, welche durch die Eröffnung dieses neuen Weges dem Handel mit beiden Ufern des rothen Meeres, auf der afrikanischen, wie auf der asiatischen Seite, zu Theil werden muß, braucht wohl kaum angedeutet zu werden. Außerordentlich groß ist die für den europäisch-indischen Verkehr zu erwartende Zeit-Ersparniß. Der Weg von Hamburg nach Ceylon um das Kap beträgt 14,650 Seemeilen, durch den Kanal 7600; von Havre eben dahin um das Kap 14,130 über Suez 7090; von Marseille in ersterer Richtung 14,300, in der letzten 5490; von Konstantinopel 15,630 und 4759.

Bis der Kanal fertig wird, hat die von Alexandria nach Kairo gelegte Eisenbahn, deren Fortsetzung nach Suez jetzt in Vollendung begriffen ist, die Bestimmung zu erfüllen, Alexandrien die kürzere und wohlfeilere Verbindung zwischen Indien und Europa zu sichern, und den Weltverkehr inniger an seine Geschicke zu fesseln. — Alexandriens Handel hat so große Fortschritte in der kurzen Zeit gemacht, seitdem ich die Stadt in diesem Buch schilderte (IX. Band) und seine Kräfte an Erfahrung und Kapital sind so gewaltig geworden, daß kaum zu fürchten steht, Pelusiums Nebenbuhlerschaft, die durch den Kanal droht, werde ihm wirklich Gefahr bringen. Viel wahrscheinlicher ist es, daß der Kanal nur dazu beitragen wird, Alexanders große Intentionen vollständiger zu verwirklichen als es ihm selbst und seinen Nachfolgern möglich war, und die Stadt des Welteroberers in ihm das Mittel finden wird, ihren Verkehr und ihre Geltung über alle Zonen der Erde zu verbreiten.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Drawn after Nature by J. PROBEL

For the Proprietor HERRMANN J. MEYER

LAKE MANAGUA (CENTRAL-AMERICA)

Published for HERRMANN J. MEYER 184 William Str NEW YORK

Copyright secured according to ACT of CONGRESS

DCCXCI. Der See Managua und die Vulkangruppe der Marabios in Central-Amerika.

Unmittelbar an unser Bild vom Nicaragua im zweiten Heft dieses Bandes schließt sich das vom Managua, des zweiten großen Wasserbassins und wahrscheinlich selbst ein Kind vulkanischer Thätigkeit, mit seinem Schweif der vierzehn Vulkane, welche, wie auf dem Wappenschilde Aegyptens die Pyramiden, auf der Flagge und im Wappen des Staats von Nicaragua prangen. Kein Land der Welt trägt so jugendliche Spuren seiner Bildung, nirgends sind die Kräfte, welche dem Angesicht unseres Planeten seine Gestaltung gaben, in so frischer Thätigkeit, nirgends sind die geheimen Werkstätten der plutonischen Schöpfung so weit geöffnet und nirgends ist dem wissenschaftlichen Beobachter, dem kühnen Forscher in den Räthseln der Schöpfung, dem gelehrten Anatomen, der in den Eingeweiden der Erde studirt, eine solche Fülle der interessantesten Erscheinungen geboten, als auf der Westküste von Central-Amerika. Da brodelt noch das flüssige Erz im Tigel, bereit zum Sprung in die Form, da schafft noch der Altmeister der Schöpfung am letzten Gußstück und letzten Glied des großen Kunstwerks, um dessen Füße sich schon die Blumengewinde des Gärtners ranken, da kann, dem Herzen der Erde am nächsten, das aufmerksame Ohr seinen Pulsschlägen lauschen, da ist noch ein dampfendes, geschäftiges Laboratorium im Gang, in dem man am Bildungsprozeß der Welt experimentiren sieht: — und doch ist kein Land von der gelehrten Zunft noch so wenig gekannt, als dieses Nicaragua. Humboldt hat, nachdem ihm schon das Alter die Kraft zu einer Explorationsreise nach Mittelamerika versagte, häufig sein tiefes Bedauern darüber ausgesprochen, diese Lücke in seinen Forschungen wahrzunehmen, und er hat stets zu Entdeckungsreisen nach diesem interessantesten Theil der neuen Welt angeregt: — so sehr ist er von der Wichtigkeit der von da zu erwartenden Aufschlüsse, von der Fruchtbarkeit der dortigen Erscheinungen für die Wissenschaft erfüllt gewesen.

Wir verdanken in der neuesten Zeit unserem Freunde Julius Fröbel, dessen Reisezwecke leider durch die politischen Unruhen im Lande zum großen Theil vereitelt wurden, manchen interessanten Bericht und für dieses Buch manches treue Bild von den Zügen der Landschaft. Die Ansicht des Managua-Sees ist vom nordwestli-

chen Ufer, der Seite, wo ein Kanal-Durchstich projektirt ist, aufgenommen. Es ist ein flacher, sandiger Strich, streckenweise von vulkanischen Gebilden überlagert und von Kranichen, Reihern und Wasserhühnern bewohnt. Er geht nach der Richtung von Leon hin mit sanfter Steigung in ein fruchtbares Plateau aus, welches den Isthmus zwischen Meer und See bildet und die Wiege der heftigsten Erdbeben und Explosionen oder junger, gleich Maulwurfshügeln sich aufwühlender Vulkane ist. Die entgegengesetzte Küste ist das Gebirgs- und Waldland von Chontales, älteren Ursprungs, eine rauhe Granitformation und die eigentliche Fortsetzung der Cordilleren. Dazwischen aber, wie ein Bauwerk von Giganten-Händen und regelmäßig in Reihe und Glied gestellt, schiebt sich die Kette der Marabios-Vulkane. Als vorderstes Glied derselben präsentirt sich der 6500 Fuß hohe Momotombo mit dessen jüngerem Abkömmling, dem, wie ein Außenposten isolirt im Wasser stehenden, Momotombita. In der Nordbucht der See steigt er im schönsten Ebenmaß der Kegelform aus der Fluth empor. Die folgenden, fast einerlei Höhe und Gestalt habenden, Vulkankolosse bilden, getrennt durch schmale Zwischenräume, eine Reihe und der El Vicho, welcher den Zug beschließt, liegt an hundert Stunden vom Seeufer entfernt. Das Terrain zwischen den Feuerbergen ist mit Lava und Trachyt bedeckt. Es trägt ein mageres Gras, nur da, wo die ausströmende Lava in schmalen Bändern das Land umflossen hat und nach dem Erstarren natürliche Mauern bildete zum Schutz vor den folgenden Eruptionen, ist eine Art Treibhaus-Kultur entwickelt, welche diesen Stellen das Ansehen von exotischen Gärten in einer unfruchtbaren Wüste gibt. Die Bevölkerung hält sich in respektvoller Ferne von der gefährlichen Nachbarschaft — nur einige Haciendas liegen auf den fruchtbarsten Punkten zwischen den Bergen zerstreut. Bis jetzt sind die wenigsten der Kegel erstiegen, und das Volk erzählt sich noch mit Schrecken von einer Prozession von Priestern und Mönchen, die auszogen, um, wie es im Lande Gebrauch ist, den am bedrohlichsten scheinenden Riesen Momotombo durch das Sakrament der Taufe zu weihen, den bösen Geist, von dem er besessen, auszutreiben und ein Kreuz auf seinem Scheitel zu errichten. Während der Prozession öffnete sich nämlich der Berg unter ihren Füßen und der Abgrund verschlang Alle. — Bootsleute, wenn sie am Berg vorüber fahren, sey es am Tage, wenn er gemächlich seine Rauchwirbel von sich bläst, sey es Nachts, wenn helle Flämmchen um seine Stirn zucken, bekreuzen sich und nehmen den Rosenkranz zur Hand. Die Warnung, die sich an diese Geschichte knüpfte, hielt aber unseren Landsmann nicht ab, die Familie jener bösen Gesellen in der Nähe kennen zu lernen, und er beschreibt uns seine Besteigung des Felice, des Nachbars des berüchtigten Momotombo, in folgender Weise.

„Von Leon machte ich eine Exkursion nach dem Kegel von Felice, welcher leichter erstiegen werden kann als die übrigen Vulkane der Gegend. Mit einem guten Führer und hinlänglichem Proviant versehen, ritt ich mit dem frühesten Morgen aus; die Straße, mehr ermüdend als gewöhnlich, führte durch einen dichten Wald, stieg sodann

steil empor und wurde sehr beschwerlich. Ueber der Waldregion folgten Savannen, die, weil sie erst kürzlich vom Feuer verzehrt worden waren, ein junger frischer Rasenteppich deckte. Mannichfacher, niedriger Baumwuchs und blühende Sträucher bildeten reizende Gruppen auf den weiten sammtartigen Bergwiesen, dazwischen aber wanden sich in den Furchen des Berges, geschützt vor den Winden und geheizt von der Wärme des Bodens, gleichsam Fluthen von drei Fuß hohem wogenden Gras von erstaunlicher Ueppigkeit. Je höher wir stiegen, um so häufiger traten uns große Lavablöcke in den Weg; spärlicher wurde der Graswuchs; endlich waren wir genöthigt, unsere Pferde und Maulthiere zurück zu lassen und die Tour mühsam zu Fuße fortzusetzen. Nach einer Stunde Kletterns hatten wir die Spitze erreicht. Wir standen auf dem senkrecht abfallenden Rande eines Kraters von 300 Fuß Tiefe. Mit Hülfe eines Tau's ließen wir uns etwa 70 Fuß tief hinab und krochen dann dem Grund des Trichters zu; der erstickende Dampf aber, welcher aus den Spalten drang und Uebelkeit erregte, nöthigte zur Rückkehr. Schöne Schwefel-, Salz- und Feldspath-Krystalle waren das Einzige, was wir auf dieser gefahrvollen Fahrt erbeuteten. Alles Gestein bestand aus schwarzer poröser Lava und wir waren recht froh, als wir auf der Kante des Kraters wieder frische Luft athmen und den kärglichen Erfolg unserer wissenschaftlichen Exkursion durch den Genuß an der prachtvollen Aussicht würzen konnten. Das Auge schweift über die beiden Enden der Vulkan-Kette, auf der einen Seite bis zum Momotombo und den blitzenden Streifen des Managua, auf der anderen über den Vicho hinaus nach den schön geschwungenen Buchten und Vorgebirgen des stillen Meeres, und verliert sich in den unbestimmten, dunstigen Fernen, in welchen Meer und Himmel sich die Hand reichen. Gegen Norden lagert sich das Gebirge vor, welches von den Ufern des San Juan bis nach dem Gebiet von Honduras hinüber reicht; zwischen ihm aber und der Kette der Marabios, von dem Nordwest-Ufer des Sees bis nach der Fonseca-Bay erstreckt sich eine Ebene, welche von kleinen, regelmäßig geformten Kegeln, wie von einer Schaar vulkanischer Kinder gleichen Alters, übersäet ist, den späteren und schwächeren Erzeugnissen des unterweltlichen Feuers. Die gesammte Scenerie ist ein wunderbar anregendes Bild der jugendlichen Erde mit Landschaften ungewohnter Formen.

Am gefürchtetsten ist und in schauerlichem Andenken bei den Bewohnern von Leon steht der Vulkan Coseguina, der letzte in der auf unserem Bildchen sichtbaren Reihe. Am Morgen des 20. Januars im Jahr 1835 wurden bis auf 100 Stunden in der Runde heftige Explosionen gehört; eine dunkle, schwarze Wolke lagerte sich über dem Gipfel des Berges und rothe Flammen zuckten wie Blitze nach allen Seiten; von immer heftigeren Stößen erdröhnte die Erde, immer weiter umnachtete die Wolke den Himmel, die Sonne verlosch und nur ein unheimliches, ersterbendes Licht wie das in einer Gruft, warf noch einen gelben Schein auf die Gegenstände ringsum; ein feiner Sandregen erschwerte das Sehen und Athmen. Diese Erscheinungen nahmen zwei Tage lang zu unter der steigenden Angst der Bewohner. Am dritten Tag wurden die Erschütterungen so heftig, daß die Menschen aus ihren Häusern

flehen. Der Tag war zur Nacht geworden, Sand und Asche in dichten Wolken ergossen sich über die Erde und fußhoch bedeckten sie allmählig den Boden. An Flucht war nicht zu denken; die Verzweiflung jagte die Menschen im wirren Knäul durcheinander; Lichter und Fackeln verlöschten unter dem lautlos fallenden Aschenregen, das Athmen war nur noch möglich unter nassen Tüchern, die sich die Armen über das Gesicht hingen; die Kirchen füllten sich mit den dichtgedrängten Schaaren der Betenden, die Priester lagen flehend auf den Knieen vor den Altären und dumpf ertönten die Glockenschläge, als begleiteten sie einen Leichenzug. Immer höher aber wuchs die Aschenfluth, immer undurchdringlicher ward die Luft, immer gräßlicher die Nacht, immer entsetzlicher die Angst der Menschen, immer herzzerreißender ihr Jammern und Flehen, regungslos und stumm nur blieben die Bildsäulen der Heiligen — da wurden sie von der fanatischen Menge herabgehoben von ihren hohen Piedestalen und vor den Kirchthüren aufgestellt, um selbst die Schreckniſse zu sehen und Erbarmen zu üben: — umsonst! auch sie versanken bald in Asche und theilten mit den Verzweifelnden ein gemeinsames Grab. Blutroth zuckende Blitze erhöhten noch die Schrecken der Scene. Schon waren Menschen und Thiere zu Tausenden erstickt und die Ueberlebenden erwarteten mit stummer Resignation den Tod.

So währte es 43 Stunden; da verstummte endlich das Erdbeben. Ein frischer Wind verscheuchte die schwarzen Schatten vom Firmamente. Die befreite Sonne blickte auf den Schauplatz des gräßlichen Phänomens. Weit in die Runde um den Vulkan lag die Aschendecke viele Fuß hoch; selbst bis Jamaika, Bogota und Veracruz, über eine Strecke von 1000 engl. Meilen, waren die Eruptionswolken gezogen und hatten da ihren Niederschlag zurückgelassen. Aber aus dem furchtbar erweiterten Krater hatten sich gewaltige Lavaströme nach dem See von Managua und bis nach der Bay von Fonseca ergossen, die grünen Gelände und blühenden Fluren in der Umgebung des Berges waren verbrannt und mit Fels- und Lavablöcken besäet, einlaufende Schiffer erzählten, daß selbst auf hoher See sie von Aschenstürmen dergestalt überfallen worden wären, daß sie Tage lang durch einen dicken schwarzen Schlamm, der auf der Oberfläche des Meeres schwamm, sich hätten durcharbeiten müssen. Seitdem hat der Berg ein trostloses, verwildertes Ansehen bewahrt; keine Vegetation kann sich mehr an den kahlen Lavawänden festklammern und durch die Fugen des Kraters steigen noch fortwährend Rauchwirbel und erstickende Schwefeldämpfe empor; am Fuß aber haben heiße Quellen hie und da Sümpfe gebildet. So schrecklich ist die Katastrophe in der Erinnerung des Volkes geblieben, daß der Jahrestag derselben als eine große kirchliche Feier und als ein strenger Buß- und Bettag eingesetzt worden ist. Doch ist's der Frömmigkeit nicht gelungen, die Geister des unterirdischen Feuers zu versöhnen: von Zeit zu Zeit klopfen sie an das Dach ihrer Wohnung noch so heftig, daß der See aus seinen Ufern tritt, die Palmen ihre Häupter schütteln, die Hütten der Menschen aus den Fugen gehen und alle Bewohner der Nachbarschaft in Schrecken die Flucht ergreifen. So sehr die Menschen auch an die so häufig wiederholten Drohungen

der bösen Kobolde gewöhnt sind, so hat sie doch auch die erfahrene schwere Katastrophe die Gefahr fürchten gelehrt und sie leben in der beständigen Sorge und Bereitschaft, ihr zu begegnen; man scheut sich, den Wohngebäuden zwei Stockwerke aufzusetzen, baut lieber in die Breite, als in die Höhe und hat die Kuppeln der Kirchen eingelegt, um sie durch flache Dächer zu ersetzen. Das jüngste große Erdbeben, welches in seinen Wirkungen fast so unheilvoll war wie die Eruption des Coseguina, ereignete sich im Frühjahr 1851. Es erstreckte seine Vibrationen die ganze Westküste entlang, von San Francisco bis nach Chili; in Valparaiso allein richtete es für 1½ Millionen Dollars Schaden an und in Guadeloupe warf es Berge ein und verschüttete Plantagen mit allem Leben, was auf ihnen wohnte".

So ist der Boden Nicaragua's ein immerwährender Herd der Revolution, und fast scheint's, als sey diese unverlöschliche innere Gluth, dieser rastlose Drang zu immer neuer Gestaltung auch in die Natur seiner Bewohner übergegangen. Bis in's Dunkel der aztekischen Mythe hinab finden wir das Land der großen mittelamerikanischen Seen als den Kampfplatz der verschiedensten sich dort begegnenden Völkerschaften. Nur die spanische Herrschaft war eine Zeit politischer Ruhe. Als sie stürzte, wucherte auch sofort aus dem Schooß der Unabhängigkeit wie auf dem Aschenbeet der Vulkane, Zwietracht und Parteihaß mit der Ueppigkeit einer Treibhausvegetation und erstickte alle Keime einer gedeihlichen staatlichen Entwickelung. Die Geschichte des Landes ist seitdem ein beständiger Wechsel von politischen Erschütterungen, die Volksthätigkeit ist ein beständiger Kampf, die Anfänge und Endpunkte derselben sind verheerende Explosionen; waren auch hie und da an den Rändern des Kraters Samenkörner der Kultur angeflogen und begannen zu treiben, — ehe noch eine Blüthe sich zeigte, überfluthete sie ein glühender Lavaguß oder legte sie ein Feuerregen in Asche. Kein Wunder, daß wir in Nicaragua viel öfterer die Zeichen des Verfalls statt der Blüthe finden und häufiger Trümmern als neuem Aufbau begegnen. Das Kreuz und Schwert sehen wir oft in Einer Hand, beide als Instrumente des Despotismus, und aus den Typen der buntfarbigen Bevölkerung grinzen uns die verwilderten Reste eingewanderter Kulturen oder die verkommenen Ueberbleibsel der Urbewohner an. Der verrottete, träge, zügellose Geist der jetzigen Bevölkerung, die Eifersucht fremder Mächte, deren jede nur ihren Einfluß zur Schwächung einer selbstständigen staatlichen Entwickelung anwendet, um sich die Handhabe zum Weltverkehr, die dieser Landstreifen zu werden verspricht, bequem zuzurichten, deren jede lüstern nach der verbotenen Frucht schielt und keine der anderen auch nur einen Fuß breit auf diesem Boden gönnt, lassen die Zustände in Nicaragua nie zur Ruhe und Klärung kommen und eben jetzt haben alle jene äußeren und inneren gegen einanderlaufenden Fäden der Interessen zu einem so dichten Knoten der Verwickelung sich geschürzt, daß nur ein wohlgeführter Schwertstreich ihn trennen kann. Schon ist die Hand zum Hieb ausgereckt — während wir schreiben, saust vielleicht der blanke Stahl nieder. — Die Occupation durch ein amerikanisches Freibeuterkorps hat all' dem Hader

zwischen den Kabinetten Englands und den Vereinigten Staaten und dem langweiligen Diplomatenkrieg, ein Ende und die Herrschaft des amerikanischen Princips auf dem Isthmus zum fait accompli gemacht. Mag es nun Proteste regnen von Seiten der europäischen Mächte, mögen England und Frankreich ihre Flotten-Demonstrationen bis nach dem Golf von Mexiko ausdehnen, der Wurf ist geschehen; es plaidirt nicht mehr Amerika's Interesse, fremdem Einfluß auszuschließen, allein: — es ist des Amerikaners Ehre, Leib und Leben, das auf der Karte steht; die reife Frucht ist vom Stamme geschüttelt und es gilt zugreifen oder sich den Mund zu wischen. Die Frage ist klar geworden: John Bull oder Brother Jonathan, ein englischer oder amerikanischer Seeweg nach dem stillen Ocean, der Union, Jack oder die Stars und Stripes sollen die Herrschaft auf den westlichen Meeren haben: — der Yankee hat aber die Hand am Heft und er müßte über Nacht aus der Art geschlagen seyn, wenn er es auch nur einen Strohhalm breit gleiten ließe. Amerika wird das amerikanische Regiment in Nicaragua aufrecht erhalten und wenn Europa mehr thut als droht, wenn es offen, die Waffen in der Hand, interveniren sollte, so heißt es die Schranken auf zu einem Völkerduell und es beschwört einen Prinzipienkampf herauf, der die alte Welt zu einer neuen umprägt.

DCCXCII und DCCXCIII. Die Seen St. Georg und Barhydt im Staate New-York.

Der ist glücklich zu preisen, dessen Wiege das Schicksal unter einem freundlichen Himmel, unter dem Dach prangender Waldbäume, unter dem Schatten kühn geschwungener Berge, an den kühlenden Ufern blinkender Seen oder unter rauschenden Strömen aufgeschlagen hat und der die erste Beziehung einer freundlichen Natur verdankt, und der ist zu beneiden, welcher, fern vom Staub der Schulstube oder den tristen Mauern einer Stadt, seine früheste Beobachtung an dem reiz- und wechselvollen Panorama einer schönen Landschaft und an der bunten Mannigfaltigkeit der Naturerscheinungen üben kann. Wenn das unschuldige Kinderauge in das Boudoir der brämlichen Natur blicken und sich an den reizenden Toiletten des Morgens und Abends, des Frühjahrs und des

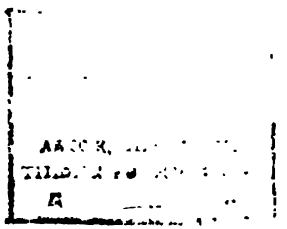
DRAWN AFTER NATURE

For the Proprietor HERMANN J MEYER

SCENE AMONG THE HIGHLANDS ON LAKE GEORGE

Published for HERMANN J MEYER 154 William Street NEWYORK

Copyright secured according to ACT of CONGRESS



Herbstes ergötzen darf; wenn dessen lauschendes Ohr, noch ehe es die Dissonanzen der Menschenwelt vernommen, die lauteren Harmonien der Schöpfung vernimmt: — das Koncert der Vögel, geheimnißvoll rauschender Waldgipfel, der klagenden Winde, der murmelnden Wellen; — wenn die ersten Schläge seines Bewußtseyns die Sendboten eines liebenden Gottes begrüßen, der Purpurglanz seines Morgenlichts und das Blinken seiner kreisenden Gestirne; wenn ihn ein erhabener Geist durch die zarten Jahre des Lebens leitet — dann hat es Vieles voraus vor tausend Andern. Des Kindes Seele ist wie weiches Wachs, aus dem die frühesten Eindrücke die Anlage zu seiner künftigen Gestaltung formen; soll's aber ein wahres Kunstwerk werden, so muß ein großer Meister seine Contouren umreißen, ehe es in die Werkstätte des Steinmetzen wandert und die geschickte Hand Meißel und Politur anlegt. Bei dem Thiere bleibt die Empfindung bei den Sinnen stehen; auf des Kindes Geist aber reflektiren vielfältig und tausendfarbig die Eindrücke, da reifen sie zum Bewußtseyn und prägen sich unauslöschlich tief in die jugendliche Seele ein. Der kleine Fremdling, der aus der Nacht in's helle Daseyn tritt, nimmt bereitwillig die Keime auf, die zur Giftpflanze oder zur segenbringenden Frucht sich entwickeln. Die Erziehung des Menschen beginnt mit seinem Daseyn. Was des Kindes Seele zuerst gefühlt, fühlt sie fort, ihr bleiben für immer die ersten Eindrücke der Freude, und nicht minder lange haftet der Stachel, den der erste Schmerz in sie eingesenkt. In den ersten Jahren der Kindheit wird in den meisten Fällen schon über das ganze Daseyn des Menschen entschieden.

Man sehe sich um in den Werkstätten, aus welchen Jene hervorgegangen sind, die auf den Höhen des Lebens, auf den Zinnen der Wissenschaft, an der Spitze der Kultur standen: die Streiter des Glaubens, die großen Staatsmänner, die tiefen Denker, die Träger und Märtyrer der Humanität. Empfingen sie ihre erste Lehre, die Potenz ihrer Begabung und die Kraft ihrer Entschlüsse nicht fast Alle aus den Händen einer großartigen Natur? Anregung und Begeisterung wurde ihnen aus dem frühesten innigen Verkehr mit dem Genius, der in Gottes Schöpfung waltet, ihre Seele war der Spiegel, der die unmittelbaren Eindrücke der Erscheinungen aufnahm und festhielt, unbewußt stimmte ihr Inneres im harmonischen Zusammenklang mit den Stimmen, die aus Wald und Busch, aus Berg und Thal, aus Sonnenlicht und Sturm reden. Dem Auge, das über der unbegrenzten Meeresfläche schweift, folgt der Gedanke, er ergeht sich darüber hinaus in den Gebieten der Unendlichkeit, und mit dem Blick, der sich nach den Bergesspitzen emporrichtet, erhebt sich die ahnungsvolle Phantasie in's Blau des Himmelsraums. Das geheimnißvolle Waldesdunkel kehrt den Sinn zur Reflexion, mit der wandernden Welle und fliehenden Wolke zieht der Geist nach Entdeckungen aus, und wo sich dem kühnen Verlangen, diese Welt sein eigen zu machen, Gefahren und Schwierigkeiten entgegensetzen, wo der reißende Strom oder die steile Felswand dem Fuß ein Halt gebieten, wo sich der Pfad in des Waldes Dickicht verliert, wo kein Ausweg zu finden, überall, wo die Elemente Widerwärtigkeiten bieten und die Natur zum Kampf auffordert, erst da lernt der Mensch seine Kraft kennen und üben, da

stählt sich der Muth und erstarkt das Selbstvertrauen in gleichem Maße. Anders, wenn der Mensch beständig gehütet und sorgfältig am Gängelband gehalten wird, wenn bloß des Erziehers Mund, oder das Buch ihm ein falsches Bild der Welt vorhalten, wenn das Sonnenlicht ihm nur durch trübe Fensterscheiben leuchtet, der bunte Teppich seiner Arbeitsstube seine Blumenwiese ist, und Schritt und Tritt, Wort und Gedanke unter Aufsicht von Regel und Vorschrift beständig stehen. Das gibt die künstlichen Menschen, die nur Erlerntes, nichts selbst Erzeugtes und selbst Gedachtes in sich tragen und sich wie Gliederpuppen, denen der konventionelle Zwang Arm und Bein reckt, gegen die lebendige Schönheit verhalten. Die Armen, denen schon so frühe die gleißnerischen Sitten der Gesellschaft, die Heuchelei und Unwahrheit im Umgang, die Leidenschaften und die Schwächen, welche die Welt bewegen, der Schmutz und die Entartung, die sich im großen Menschenleben ausscheiden, die schul- und kanzelgerechte Lehre, alle Freiheit und Selbstbestimmung rauben — wie sind sie zu beklagen! was kann sich ihnen Anderes in die junge Seele prägen, als ein getrübtes Bild von der Ordnung der Dinge, der sie angehören, eine verzerrte Vorstellung von den Idealen und Freuden, welche die Welt für sie aufbewahrt, eine ärmliche Meinung von dem eigenen Beruf und den Zielen, für die sie sich zu bilden haben: — denn ihnen ist es ja versagt, die Typen ewiger Schönheit zu erkennen, welche die Natur jedem empfänglichen Auge zeigt. Wer so glücklich ist, sich den Sinn für die erhebende und tröstende Freude an Gottes Schöpfung zu bewahren, und ihre Lehren zu empfangen, der allein mag sich getrost auf die gefährliche Bahn des großen Menschenlebens wagen, um sich, im Kampf mit dem Ungemach, dem feindlichen, was ihm an Menschen und Dingen begegnet, zum Charakter auszubilden. Die Energie, die ihm die Schule der Natur verleiht, wird alle Widerwärtigkeiten zu überwinden wissen, der lautere Born, aus dem seine Kraft entspringt, hält seine Gesinnung von allem Schmutz, allem Gemeinen und Niederen rein, das sich ihr aus der Berührung mit der Welt anheften möchte, all' seinem Thun und Lassen, seinem Treiben und Denken, seinem Streben und Weben, seiner Freude und seinem Leid wird nie der Charakter der Würde fehlen, den Adel höherer Intuition wird er niemals vermissen.

Gilt es als Wahrheit für den Einzelnen, daß er an den Brüsten der Natur ihren Geist und Charakter in sich aufnimmt, so bewährt sich dies auch in dem großen Volksleben seit wir Geschichte schreiben. Je höher die Berge, die ein Volk bewohnt, desto höher schlägt auch sein Herz, desto höher schwingt sich sein Muth, desto fester wurzelt auch sein Freiheitssinn, seine Vaterlandsliebe, sein Glaube, seine Kraft. Sind nicht die vom Heldensinn gestählten Menschen am Kaukasus, wie die Schweizer und Tyroler und das Völkchen der Basken in den Pyrenäen, — ruhmreich in ihrer Vergangenheit und frisch jugendlich und unbezwinglich in der Gegenwart, — die lebendigen Zeugnisse für diese Wahrheit? Stehen sie nicht wie das tönende Bild des Memnon an den Wegen der Geschichte und trotzen sie nicht seit vielen Jahrhunderten den Stürmen welche die Völker der Ebene wie den Sand der Wüste

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

BARRYDT'S LAKE

NEAR SARATOGA

Published for HERMANN JENTER 164 William Street NEW YORK

Copyright secured according to ACT of CONGRESS

umher wehen? Und jene, die an der flachen Meeresküste wohnten, die Phönizier, Karthager, Genueſen und Venetianer, wie mächtig reizte das Meer zum Jagen und Wagen, wie kühn forſchte ihr Auge in unbekannten Fernen, wie begierig ſtreckte ſich ihr Arm nach den Schätzen fremder Länder, wie verwegen ſpähten ihre Segel nach neuen Entdeckungen, wie rieſenhaft wuchs ihre Kraft und ihr Muth im täglichen Kampf mit der Gefahr: aber auch wie raſch verſank der Nationalgeiſt in Zwietracht und Händelſucht, wie bald entnervte der Genuß, der Reichthum und das Wohlleben die Sehnen der Seele, wie kurz dauerte die Blüthe ihrer Kultur und wie vergänglich war der Flittrglanz ihres Ruhmes und wie ſchnell verblich er vom Betaſten einer ſtarken erobernden Hand. Flache Küſten haben faſt nie hohe Ideen und dauernde aufopfernde Liebe der Freiheit genährt; konnte ſich die Luſt an Eroberung, Herrſchaft und Reichthum nicht mehr außerhalb der eigenen Grenzen ergehen, ſo ſchrumpfte ſie zu kleinlichen Intereſſen ein, die das Feuer des Patriotismus, die Energie zu einer einheitlichen, aufopfernden That erſticken machten.

Ein Land der Wälder und Waſſer iſt Nordamerika. Dort, wie in Germanien zur Zeit des Tacitus, gedeiht im Schatten der Forſte ein großartiger Gemeingeiſt, der ſich mit der blanken Axt ſeine Bahnen zu den entfernteſten Grenzen ſchlägt und ſtets bereit iſt, ſie als Wehr und Waffe gegen den Eindringling zu kehren, der ſeinem freien Verkehr, der Flugkraft ſeiner Spekulation, der Souveränität ſeines Willens Feſſeln anlegen möchte. Auf den Strompfaden, welche die äußerſten Glieder des großen Kontinents zuſammen knüpfen; auf den Binnenmeeren, welche ſo große Gebiete des inneren Landes zur Küſte machen, ſtürmt der freie Geiſt auf und nieder, er begegnet ſich an tauſend Punkten und ſchlägt ſprühende Funken, die zündend und leuchtend in die Nacht der Wälder fallen, ſo viel Lichtpunkte der Kultur, ſo viel Opferflammen der Freiheit. — So unermeßlich die Waldflächen, ſo unabſehbar die Rinnſale und Spiegel der Gewäſſer, ſo weit iſt der Tummelplatz des amerikaniſchen Geiſtes, ſo weit jedes Nordamerikaners Bahn, ſein Glück zu erjagen und ſo weit auch das Herz, in dem die amerikaniſche Freiheit wohnt.

Aechte Charakterzüge im Angeſicht des Landes ſind dieſe beiden Bilder vom Georg- und vom Barhydt-See, zwei Geſchwiſtern aus dem Staate New-York, von denen der erſtere mehr, das Gepräge des Ernſtes und der Kraft, der andere mehr das der Lieblichkeit und Anmuth trägt. Prächtige Wälder umgeben ſie, ſo mannigfaltig in Art, Gruppirung und Farbenmiſchung, als in den Formen von Aeſten, Laub und Blüthen. Zwiſchen dem mancherlei Grün der zahlreichen Eichenarten und des ſtolzen, hoch aufgeſchwungenen Ahorns ragen die dunkeln Koniferen, die leuchtende Silberpappel, der gluthrothe Sumach; um ſaftige Platanen zittern die ſchlanken Espen; ſcheu umflattern ſie buntfarbige Spechte und andere Waldvögel in ſchillernden Farben, und von einer duftigen Friſche wird

Jeder umfangen, der das wunderbare Walddunkel betritt. Seinen Boden deckt schwarzes Moos, man sieht übereinander gestürzte Baumstämme und Aeste überwuchert von Sumpf- und Kletterpflanzen; dazwischen bricht der junge Ausschlag wieder durch, und saugt mit seinen üppigen Schossen gierig Luft und Freiheit; neben ihnen stehen wohl auch noch dürre Baumleichen aufrecht, gestützt von der jungen Generation, und lassen von ihren entlaubten Aesten bleiche Flechtenzöpfe niederhängen; dort neigen sich die Baumwipfel über einem schäumenden Waldbach zu einander, wilde Reben schwingen sich hinüber und herüber und wölben eine Reihe grüner, hoher Grotten. Hier ist ein gar eigenes Leben und Wirthschaften der Bäume und Pflanzen; es ist gleichsam eine geschäftige Welt für sich. Bei der Scenerie des Georgsee's gesellen sich dazu die Klarheit des Wasserspiegels, welche so groß ist, daß man Fische und Muscheln tief am Boden sieht, und die felsigen Eilande und malerischen Baumgruppen, mit denen die glänzende Fläche besäet ist. Ernst erheben sich aber ringsum die Gebirge, eine Felswand ist auf die andere, ein Pik über den anderen gethürmt, durchbrochen von finstern Schluchten und ihre waldbedeckten Sockel in den See niedertauchend.

Wenige Meilen davon, nach Saratoga zu, liegt noch eine Gruppe kleinerer Seen, wie Diamanten in's Waldesgrün gestreut. Der Barhydt-See ist der lieblichste derselben. Er ist berühmt bei der fashionablen Badewelt wegen seiner trefflichen Forellen und dem Ueberfluß an Kühle und an Schatten, Waldeinsamkeit und Romantik, an denen allen Saratoga selbst, das Baden-Baden Amerika's, so arm ist. Doch auch das wird allmählig anders. Das Kaleidoskop des Badelebens wirft mehr und mehr seine beweglichen Strahlen nach diesem stillen Plätzchen, und der Beobachter findet da weit mehr Gelegenheit, über die Thorheiten und Eitelkeiten der Menschen zu philosophiren, die unter seinen Augen vorgehen, als der Stimmung der Ruhe und Feierstille nachzuhängen, zu der das Bildchen den Beschauer so freundlich einladet.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

DÜSSELDORF

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

DCCXCIV. Düsseldorf.

Die Muse der bildenden Künste ist immer Freundin und Begleiterin einer edlen Gesittung und schönen Natur gewesen. Die herrlichsten Landschaften, der sonnigste Himmel, die am schönsten gelegenen Städte waren immer vorzugsweise ihr Aufenthalt, denn da war der Menschen Geist, mit dem sie verkehrte, am leichtesten angeweht vom Zauber des Schönen, das die Natur ausströmte. Darum waren es auch Griechenland und Italien vorzugsweise, wo sich der Sinn für Kunst am höchsten entwickelte. Wohl hat sie auch Tempel im Norden, in den Ebenen, oder am flachen Ufer des Meeres; aber sie ist selten daheim und erscheint nur als ein zeitweiliger Gast. In Deutschland, im Herzen der modernen Civilisation, war sie seit länger als einem Jahrtausend heimisch; namentlich ist sie an den herrlichen Ufern des Rheins auf- und abgewandert und auf dieser Heerstraße der Kultur hat sie in den alten Städten Basel, Straßburg, Mainz, Köln schon frühzeitig Wohnsitze gehabt. Ihr neuester aber ist da, wo die Stromnymphe die letzten Perlen ihres Geschmeides niederlegt, im freundlichen Düsseldorf.

Düsseldorf ist eine Stadt von noch jugendlichem Charakter, in der ein frisches Leben pulsirt und mit behaglichem Wohlstand einhergeht. Zeit und Mittel sind da hinreichend vorhanden, dem Genuß am Schönen nachzuschlendern; Auge und Sinn werden nicht von den Eindrücken des Verfalls gestört, wie in manchen alten, aber verkommenen Städten am Rhein, noch wird er abgezogen und betäubt vom Geräusch des Alles übertönenden Fabrik- und Handelslebens, wie im reichen Köln. Der Kunst ist wohler in Düsseldorf als anderswo, und hat, obgleich sie vielfach mit der Ungunst ihrer Protektoren zu kämpfen hatte, doch einige der schönsten Blüthen getrieben, welche jemals dem vaterländischen Boden entsprossen.

Die Gründung der düsseldorfer Maler-Akademie fällt in's Jahr 1767, in die Regierungszeit des pfälzer Kurfürsten Karl Theodor, nach dessen Tode sie als Erbe auf Maximilian Joseph von Bayern überkam. Beim Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Preußen wanderten Düsseldorfs Kunstschätze und die meisten Künstler nach München und Augsburg aus, und während der französischen Occupation war die Thätigkeit der Akademie gänz-

lich erlahmt. Erst nachdem die politischen Zustände wieder in's Geleise gekommen, nahm sich der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., der verwaisten Anstalt an und berief 1819 den Meister Cornelius aus Rom an ihre Spitze.

Die geniale Wirksamkeit dieses größten Künstlers der Neuzeit bewährte sich bald. Er schnitt der Pflanzschule der deutschen Malerei den Zopf ab, proklamirte eine freie Entwickelung des Talents und bildete die ersten Priester idealer Kunst. Ehe aber noch die neue Richtung eine feste Gestalt angenommen hatte, verlor die Schule ihre große Stütze und mit ihr ihre bedeutendsten Kräfte, durch die Berufung von Cornelius nach München. Mit seinem Nachfolger, dem Historienmaler Wilhelm Schadow, begann eine Umwälzung für die Kunstrichtung Düsseldorfs. Anfangs trat ein neuer Zopf, wenn auch kein gepuderter, nur ein vornehm poetisch zusammengeflochtener, an die Stelle der genialen Weihe und naiven Ursprünglichkeit, welche Cornelius hinterlassen; eine lyrische Stimmung trat an die Stelle des Epos und der dramatischen Komposition, eine Schwärmerei für die Farbe und Technik an die Stelle des Ausdrucks großer Ideen, eine sentimentale Weichlichkeit, ein stereotyper Weltschmerz an die Stelle der Kraft, des Entschiedenen und Klassischen, eine scheue Zahmheit in der Darstellung an die Stelle der Sicherheit und des kühnen Aplomb des früheren Meisters. Dem großen Publikum aber war die Seichtigkeit der Ideen verständlicher als die Tiefe und sein Wohlgefallen an den schön kolorirten, genreartigen Bildern brachte die düsseldorfer Schule weit und breit in Ruf. Zum Glück für sie entsprang aber bald aus ihrem Schooß, gerade als sie in einer sentimental-religiösen Richtung zu versumpfen drohte, ein Principienkampf, der den akademischen Sauerteig ausfegte und eine Ausscheidung und Isolirung der sich widerstrebenden Elemente zur Folge hatte. Lessings Genialität hat das Beispiel der Emancipation des Talentes gegeben, den gesunden Kern der Schule von der Schale der Hyper-Romantik und Ascetik befreit und die Fahne des reinen Realismus, des nackten Naturalismus, der selbstständigen Anschauung und inneren Wahrheit erhoben, welcher der jüngere Theil der Akademie jetzt so große Erfolge verdankt. Mag der ältere auch noch seine Seele an das Philisterthum der Kunst, an die alten konventionellen Typen, die seelenkranken Heiligen und romantischen Ritter verkauft haben, es ist doch ein neuer, gährender, individueller Geist in den Kreis der Künstler, etwas Männliches, Muthiges, Bewußtes in Stift und Farbe gefahren, was Düsseldorfs bessere Kunsterzeugnisse zum geistigen Ausdruck der Zeit erhebt, der sie angehört.

Vom Grabhügel des Vater Meyer.

„Gebt mir meinen Stock, ich hab' noch 'n weiten Weg vor mir" — das waren seine letzten Worte, und noch in derselben Stunde rang sich der Geist von dem Staube los, und heim kehrte der Geist zu den Geistern, der Staub zum Staube.

Ein kleiner stummer Trauerzug war's, der im Morgengrauen aus dem Thore des großen Hauses wallte — noch war der lärmende Tag nicht eingezogen, die Pressen träumten noch in ihren hohen Sälen und die Lettern schlummerten noch im Setzkasten — draußen schwirrten die Lerchen zum Himmelsblau empor und das erste Morgenlicht küßte den Thau von den Halmen — wie ein Schatten, so stumm und so düster schritt die kleine Schaar durch die erwachten Fluren, nach dem großen grünen Garten, wo die ewigen Schläfer wohnen. Dort, im blumigen Hügelfeld, ließen die Männer ihre Bürde nieder und in die frisch bereitete Zelle senkten sie den großen Todten ein. Gar treue Augen sahen ihm nach und schwammen in Thränen, stumm blieb's, die beklommene Brust ließ kein Wort des Abschieds frei — stumm kehrten die schwarzen Männer wieder von dannen; die Lerchen schwirrten wieder und mit den kosenden Sonnenstrahlen fielen die rauhen Schollen auf das bekränzte Dach des kleinen Breterhauses.

So ward dem Tod sein Recht gewährt. Daheim aber im großen Haus war das Leben vom vergangenen Tag wieder eingekehrt, Flor und Festkleid sind abgelegt, die Maschinen bewegen sich im gewohnten Tempo, geschäftig rühren sich alle Hände, denkend und schreibend, setzend und druckend, falzend und heftend, ätzend und stechend, schafft's und strebt's in allen gewohnten Richtungen, wühlt's und wimmelt's wie Ameisenwerk, Steinchen auf Steinchen häufend; jeder Augenblick fördert einen Theil zum Ganzen, Schlag auf Schlag gedeiht ein neues Stück, Alles wirkt und webt an einem Zeug, nach einem Plan, in einem Sinn, mit einem Fleiß, für einen Zweck; in geregelten Pulsschlägen durchströmt schaffendes Leben alle Räume. — So war's selbigen Tages daheim, wo des Geistes Spur noch fort und fort in neuen Gebilden uns erscheint und des Geistes Stimme noch von allen Wänden wiedertönt.

Und so ist's geblieben; noch tagtäglich wandelt der vertraute Geist durch dieselben Räume; ist der eigene Leib auch in's Reich der Schatten gewichen und welkt die müde Hand in der Gruft, er spottet der Boten seines Willens; in hundert Köpfen lebt er fort, tausend Hände regiert er nach seinem Sinn und in viel tausend Herzen ist er triumphirend eingezogen.

Der seltenen Geister einer, denen eine freundliche Göttin ewige Jugend verheißen, lebt er fort durch Zeit und Raum. Er lebt fort wie des Vulkanes Feuer, wenn seine Schlackenströme auch verglüht; wie der springende Quell, wenn auch sein Bach in Sand und Meer erstirbt; er lebt fort in flammenden Ideen, die er angefacht, und die von Kopf zu Kopf, von Ort zu Ort, von Zeit zu Zeit zündend weiter springen, wie von Pol zu Pol die elektrischen Funken übersprühen; er lebt fort in seinen großgewachsenen Werken, die Früchte tragen und befruchten, wie in seinen Thatenkeimen, die noch des Himmels Gunst erwarten, um gedeihend aufzuspringen; er lebt fort in seinem gewaltigen Haß und Fluch, den er über die falschen Götzen der Welt und deren Diener, über die schwarzen Geister der Lüge und Falschheit und deren Besessene, gleichviel ob in Lumpen oder Purpur, ob die Jakobiner-Mütze oder Fürstenkrone auf dem Haupt, in zürnenden Wettern ausgeschüttet; er wird aber auch fortleben unter den verwandten Geistern, die ihm nahe waren, in seiner verschwenderischen Liebe für alles Edle, Humane und Schöne, fortleben in der Verehrung der Vielen, denen er das heilige Feuer idealer Begeisterung in die Seele gegossen, fortleben in der Pietät der Zeit, die ihm folgt, sich seiner Werke freut und von ihm erzählen hört. —

Das ist die Verheißung dieses großen Menschen, die vor meinen Augen aufblüht wie die Blumenkelche aus dem grünenden Grabhügel, auf dem ich niedersitze. Das Auge ist wieder getrocknet und keine Thräne von den Wimpern wehrt mehr dem suchenden Blick in die Ferne, weit, weit hinaus über den schönen Hügel. Damals sah ich nur ihn, mich selbst und die schwarzen Männer, die mit mir waren, jetzt gewahre ich der Freunde mehrere, eine große, ungezählte Zahl. Die Freunde sind's, zu denen der Schläfer, der da unten ruht, stets am liebsten sprach, für die er sein Bestes, was er dachte, immer aufbewahrte, für die er auch in den bewegtesten Stunden, in allen Drangsalen und Fahrnissen seines stürmischen Lebens einen freundlichen Blick, eine Stunde geistiger Sammlung übrig hatte, für die er so freudig die Fesseln von den Schwingen seines Geistes brach, mit denen er so gerne sich auf den lichten Höhen seiner Reflexion erging; es sind aber auch die Freunde, die ihn nie verließen, die durch alle Stürme und Windstillen der Zeit fest bei ihm hielten, — es sind die treuen Freunde seines Buchs.

Ueber dem schlichten Häufchen Erde, das die Asche meines Vaters birgt, reiche ich Euch die Hand. Wohl hat der Tod des großen Genius Kind verwaist; verlöscht ist die Oriflamme, die durch so viel Jahrläufte seines Universums, auf so viel Altären seiner Gedanken gelodert und den Geist und die Herzen seiner Generation erwärmt; vertrocknet ist die Feder, die in Flammenzügen so viele mene Tekel vor des Frevlers Augen schrieb, als sie Apotheosen des Glaubens dichtete; beim müden Wanderer in der Gruft ruht der müde Wanderstab, der Euch seit zwanzig Jahren durch alle Räume der Erde geleitete und so viele schmucke Bilder von Natur- und Menschenwerk vor Eure Blicke zauberte; — ein mächtigeres Geschick hat dem greisen Wanderer sein Ziel früher auf die Bahn gesteckt, als er gewahrte und wollte — „gebt mir meinen Stock, ich hab' noch 'n weiten Weg vor mir" schallte es noch aus dem offenen Grab. — —

Ich nehme ihn wieder auf, den Wanderstab des todten Führers. Ihr aber, ob Ihr dem neuen Führer traut? — Versucht's! — Es sind mit ihm der Kundigeren und Begabteren viele; manche, deren Spuren Euch aus dem Dienst des Alten schon bekannt, manche, die ihm gar nahe standen und in deren Geist des Alten Feuer wiederleuchtet, viele, die schon lange als der Humanität, der geistigen Freiheit Bannerträger gelten; sind's auch noch Schüler, so sind sie doch aus des alten Meisters Schule und die Mission, die er ihnen vermacht, erfüllt sie Alle mit Drang und Gluth. Sie klopfen gar kühn an die Pforten der Welt, die des Schönen, Großen und Wunderbaren noch so unendlich viel Euch erschließen sollen; sie erklimmen mit Euch die Fühlhörner der Erde und steigen mit Euch nieder in's stille Waldesdunkel; sie führen Euch auf die Turnplätze des Geistes, oder heben Euch auf den Schwingen der Phantasie in die luftigen Höhen und zeigen Euch unseren Planeten im Weltenraum schwimmen, mit seinen hellen und dunklen Flecken, mit seinem Elend und seinem Glanz; sie begleiten Euch nach den Leichenfeldern vergangener Zeiten, Nationen und Kulturen, die Todten im blendenden Gewand des Lebens zu beschwören, oder sie lustwandeln mit Euch im blühenden Garten der sprossenden Jugendkeime und lassen Euch im Zauberspiegel prophetischer und dichterischer Betrachtung die Gestalt der Zukunft schauen. —

Genug davon auf dem Todtenhügel. Pflückt Euch zum Abschied von dem letzten Blüthenstrauch, der aus dem gebrochenen Herzen Eures alten Freundes knospete: *) — die letzte Thräne, den letzten Gruß! — Du großer Todter, schlaf' du wohl! leb' du wohl, du blumiges Hügelfeld! —

Und nun hinaus in's frische Weltenleben, hinaus in die duftige Blüthenpracht, zu Sonnenschein und Lerchenschlag, hinaus zur harrenden Schaar der neuen reizenden Bilder und beschwingten Gedanken! Ich führ' Euch an; — wer wird mir folgen?

Meyer, der Sohn.

*) Die letzte unvollendet gebliebene und in diesem Heft abgedruckte Arbeit aus Meyer's Feder: „Fragment" überschrieben. Sie gibt seine Aussicht und seine Betrachtung von einer Berghöhe bei Hildburghausen, die er in seinem späten Alter zu einer Garten-Anlage umgeschaffen und, wenn sorgen- und arbeitsfrei, zu seinem Lieblingsaufenthalt ausersehen hatte.

Fragment.

Ich sitze auf „Hermannseck", meinem Lieblingsplätzchen in meinem Garten. Vor mir, über lustiges Birkengesträuch hin, das mit Dörfern, Mühlen und Gehöften besäete Thal, dessen Boden ein weiter Wiesengrund mit Erlengebüsch, zwischen dem sich die junge Werra hinschlängelt, nur dann und wann silberne Blicke spendend. Bunte Saatfelder ziehen sich am Gehänge hinan, und über diesen reihen sich die mattfarbigen Beete der Kartoffeln, des Brodes des armen Mannes, bis zum Saum der dunkeln Fichtenwälder, dem Schmuck der thüringer hohen Berge. Hie und da tauchen aus dem Dunkel des Waldes, wie Oasen, lichtgrüne Stellen auf, die Nähe der Walddörfer anzeigend, wo vor länger als einem Jahrtausend die Menschen mitten in der Wildniß rodeten und siedelten. Vorn am Waldsaum des Bleßbergs, an dessen majestätischer Pyramide im Centralpunkte des Bergpanorama's die anderen Höhen zu beiden Seiten in schöngeschwungenen Linien ablaufen, leuchtet das nette Kirchlein von Stelzen mit seinem Pfarrhause herüber; weiter links, aus dem Buchenhain eines Porphyrkegels, die Krocker Kirche mit ihrem schönen Thurm, und die Klause des Küsters und Schullehrers, beschattet von einer alten Ulme. Noch weiter hin, oben auf der einen Abdachung der Bergplatte, liegt, wie ein Küchlein im Nest, die Häuserschaar von Waffenrod, wo in uralter Zeit die Waffenschmiede des Thüringer-Waldes das zähe Eisen geschmolzen aus den in der Nähe brechenden Erzen, das ihre Klingen und Panzer so berühmt machte: jetzt ein armes Dörflein, von Holzhauern bewohnt, denn das Gewerbe seiner Gründer ist längst verkommen. Links, tief unten, hinter Gemüsegärten und Parkanlagen, die jetzt verödet, ist Hildburghausen, die Stadt meiner Sorgen, meines Kampfes und meines verborgenen Glückes. Rechts aber, über den Nacken des Höhenzugs, der die Maingewässer von denen der Weser scheidet, findet das Auge einen Ausblick auf die schönsten Punkte des Frankenlandes. Aus zehnstündiger Ferne her leuchten mit Erz gedeckt die Thürme der Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen, und nahebei rechts guckt aus dem Walde das herrliche Abteigebäude von Banz hervor, ehedem ein Sitz der Schüler des heiligen Benedikt, jetzt ein Schloß der bayerischen Königsfamilie; noch tiefer im Hintergrund, die Aussicht beschließend, ragen die ungeheueren Felswände des Staffelstein, mit seiner Kapelle und dem Gnadenbilde, dem altberühmten Ziele von viel tausend Wallern! Jeder Tag kleidet die Fernsicht in andere Farben und läßt die hundertmal gesehene Gegend in anderen Schattirungen erscheinen. Und allemal ist's schön und herrlich; aber am liebsten weilt doch der Blick in den thüringer Bergen. Nichts drüben als Wald und Wolken, kaum hin und wieder eine Blöße, über die ein Pfad in hundert Windungen klettert, oder ein Platz mit blinkenden Holzstößen oder die Rauchwölkchen von Kohlenmeilern und Hüttenwerken, Zeichen verborgenen Lebens und Fleißes. Bloß das

Eine fehlt in dieser Waldansicht von meinem Hermannseck aus: die grauen Burgruinen, die jenseits des Rennsteigs von luftigen Bergeshöhen hineinschauen in das thüringer Land. Aber ein Steinhügel, kaum hundert Schritte rückwärts von meinem Sitz, öffnet mir die Burgenwelt des Frankenlandes; dort zählt mein Blick nicht weniger als fünf zusammen. Zunächst der Straufhain mit seinem ganz mit dem Fels verwachsenen Riesenthurme, und sein Nachbar, die Heldburg, mit ihren abenteuerlichen Formen, beide ritterlich, stolz und kühn in den Himmel ragend; — dahinter der Altenstein, die Wiege deutscher Männer, den schauerliche Blitze umspielen, wie die Sage geht, wenn das Vaterland in Schmach liegt und in Noth; — links Luthers Burg, die Veste Koburg, und ihr Nachbar, der Kalenberg, jetzt der prächtige Herzogssitz. Weit hinten am Horizont, in blauer Ferne endlich steht Bambergs, im Bauernkriege ausgebranntes altes Königsschloß, der Altenburg riesige Mauern auf hoher Felsenzinne. Kaum dem bewaffneten Auge sichtbar, begrenzen die lichtblauen Linien des Böhmerwaldes den äußersten Horizont. Sie scheiden Czechen von Deutschen, andere Völker, andere Sprachen, andere Sitten und andere Gesetze. Gleich einem Mährchen aber glänzt von den Hasbergen her, über das kesselförmige, mit Dörfern bestreuete Tiefland, weiß wie Schnee, aus dem schwarzen Tannenwalde, die St. Ursula-Kapelle — eine weiße Taube vor schwarzem Gewölk. Dort stand ein Altar Thors, und die Sage geht, Bonifaz habe das Kreuz an seine Stelle gepflanzt; noch wird es von Wallern besucht. Wem wird das Herz nicht höher schlagen bei dem Namen dieses Apostels, der zu den größten Menschen seiner Zeit zu zählen: das Ideal eines christlichen Priesters und Helden. Wo sind sie hin, Bonifaz, Luther? Und wenn sie jetzt da wären, was wäre aus ihnen geworden? Die Burgen und Kapellen tragen an kolossalen Leichensteinen ihre Namen, und den ihrer Zeit. Ihre Herzen, so flammend für die Wahrheit und die Liebe, was würden sie fühlen, lebten sie in unseren Kämpfen, trügen sie unsere Niederlagen, unsere Schande, unsere Wunden, unser Leid. Sie standen auf den höchsten Warten der Menschheit und sind von hinnen gegangen, ohne den Sumpf zu berühren, der uns Alle begräbt. Die Glücklichen! Wir machen mit unserem Herzblut Geschichte, und sterben unter Ruthenstreichen. —

Nicht schöner ist die Aussicht von Hermannseck, als wenn die Abendsonne die Landschaft vergoldet und die Berge lange Schatten hineinwerfen. Dann haben die Burgen etwas Mährchenhaftes und die Sage wird lebendig, die um Mauern und Thürme spielt. Wenn dann unten aus dem Thale die Schafheerden heimziehen, zu der Hürde an dem steilen Gehänge, und meine Arbeiter singend des Weges heimwandern in ihre Dörfer, und der Himmel seine Purpurdecke ausspannt über das liebe Thal, als wäre es die Wiege eines Königs, und die weißen Nebel über dem Flusse und dem grünen Wiesengrund auf- und abziehen, und die Wehre des Flusses ihren Choral spielen, in den das Rauschen der Baumkronen begleitend einstimmt — dann wird Alles zur Verklärung um mich, und von der Außenwelt bringt sie ein in mein Innerstes — — — — — — —

DCCXCV. Der Eßlinger Dom.

Die ersten Versuche der Kunst sind so alt wie das Menschengeschlecht selber. Es sind entweder Bildwerke zur Erinnerung an geliebte oder verehrte Todte, oder sie emaniren aus dem religiösen Gefühl und der Gottidee. Bauen ist schon der äußeren Noth des Lebens halber eine der frühesten Thätigkeiten des Menschen, die Architektur ist daher auch unter den bildenden Künsten die älteste Kunstart. Und in diesem Sinne hat Hegel treffend gesagt, daß ganze Nationen ihre Religion und ihre tiefsten geistigen Bedürfnisse gar nicht anders als bauend oder doch vornehmlich architektonisch auszusprechen gewußt haben. Am wunderbarsten aber ist, daß diese unzweifelhaft ursprünglichste Kunstthätigkeit nicht bloß überall aus gleicher Zweckbestimmung hervorgegangen ist, sondern daß sich in ihr auch durchweg ein und derselbe, allen ursprünglichen Völkern gemeinsame Formensinn kund thut. Am deutlichsten zeigt dies das Grabmal. Die ältesten Gräber sind entweder Felsengräber, oder, was noch häufiger der Fall ist, künstlich aufgeworfene Erdhügel (Tumuli). In der Bibel und in der Ilias werden diese Grabhügel in gleicher Weise erwähnt. Sie sind in der troischen Ebene wie in allen Gauen Griechenlands, in Thessalien wie in Thracien zu finden, sie waren auch bei den Scythen in Gebrauch, kehren im innern Rußland wieder, wandern mit den Slaven bis nach Böhmen, stoßen uns bei den altitalischen Völkern, besonders häufig aber und auch durch Größe und Ausdehnung ausgezeichnet bei den Celten in Gallien und Britannien, seltener bei den Cimbern und Teutonen in Germanien auf und begleiten uns über den atlantischen Ocean bis an das Mississippigebiet, wo sie zu Tausenden vorkommen und den Urbewohnern, einem sonst spurlos aus der Geschichte verschwundenen Stamme, den Namen der „Monntbuilder“ — Hügelbauer — gegeben haben. Man kann sicher sagen, je älter diese Grabhügel, desto kolossaler sind sie. Dabei hat man, namentlich an celtischen Grabmalen, die Bemerkung gemacht, daß die größten Gräber immer die ärmsten an Geräth sind. Ausgrabungen auf griechischem Boden ergeben dieselbe Erscheinung.

Eine ähnliche und in vieler Hinsicht noch überraschendere Uebereinstimmung zeigen die ältesten Formen der Heiligthümer. Der Altar, die platte Tischform mit Oeffnungen und Vertiefungen, um das Opferblut abfließen zu machen, ist die ursprünglichste Grundform. Sie ist allen Völkern gemeinsam. Man legte einen

ESSLINGEN am NECKAR

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Institut in Hildb.

Eigenthum d. Verlegers

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

natürlichen Felsblock quer über andere aufgerichtete Felsblöcke, wie wir z. B. an einer Anzahl celtischer Altäre in der Bretagne noch gut erhaltene Beispiele haben. Oft bearbeitete man auch die Bergkuppen selbst zu Altären. Die abgeplattete Tischform sehr vieler Berge, namentlich in Griechenland, zeigt dies unzweideutig; von der berühmten Altarform des Apesas sagt Pausanias ausdrücklich, daß schon Perseus dem Zeus dort geopfert habe. Auf den Bergen glaubte man den hochthronenden Göttern näher zu seyn. Es ist dies dasselbe Gefühl, das die alten Mexikaner antrieb, ihre Opferaltäre auf thurmhohen Plattformen zu errichten.

An die Stelle des einfachen Altars tritt später der Tempel. Man baute entweder geräumige Höhlen zu Tempeln aus, oder freischaffend, freistehende Tempel. Höhlen- und Grottentempel finden sich überall. Düsterer Ernst ist ihr Charakter. Sie reichen bis in die ältesten Zeiten. Aber auch die Grundformen der freistehenden ältesten Tempel sind überall dieselben. Der unreife Anfang dieser Tempelbauten ist durchaus naturwüchsig. Rohe Felsblöcke werden einfach über- und aneinandergeschichtet; aber der Gegensatz von tragenden und lastenden Baustücken offenbart sich bereits und bildet als Gegensatz von Decke und Wand geschlossene Räume, die sich hie und da sogar in besondere Abtheilungen gliedern und in innere Gänge fortsetzen. Hauptsächlich hat sich uns diese Bauweise in celtischen Bauwerken erhalten, die in Britannien Kist-ven, in Deutschland Steinkisten und in Frankreich Feenhöhlen genannt werden. Ebenso finden sich Spuren derselben in Ländern, die, so viel bekannt ist, niemals von Celten bewohnt waren: am Kaukasus, in der Krimm und in Persien. — Die nächste höhere Stufe in der Form ist der Pyramidalbau. Auch dieser ist überall. Er reicht aus dem Alterthum bis heran an die Gegenwart und hat sich an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten mannigfach ausgebildet. Aber die Grundform blieb und diese durchgängige Uebereinstimmung wird durch die Technik erklärt. Die schrägen, nach oben spitz zulaufenden Seitenflächen des Pyramidalbaues werden sich gegenseitig zur Stütze; freistehende und freischwebende Flächen liegen außer dem Bereich seiner Natur. Pyramidal war der sagenhafte Thurm zu Babel, pyramidal waren die hängenden Gärten der Semiramis; pyramidal sind die großen Begräbnißmale des Nillands, auf den Inseln des großen Oceans, pyramidal sind die hochaufgethürmten Opferstätten der altmexikanischen Völkerschaften, die Torcalli. Ja, in der altmexikanischen Baukunst ist sogar der Privatbau pyramidalisch, die einzelnen Stockwerke treten nach Innen zurück und verjüngen sich. Und ebenso sind auch die Pagoden, die freistehenden Tempel der Indier, wesentlich von dieser pyramidalen Grundform, wenn auch indisch verzerrt und vielfach verschnörkelt. Die ägyptischen Pyramiden sind also keineswegs die einzigen Denkmale dieses Baustyls; doch sind sie die gewaltigsten, die massenhaftesten, und in dieser Massenhaftigkeit zugleich die durchgebildetsten. Der mexikanische Pyramidalbau stimmt zwar mit dem ägyptischen darin überein, daß die quadrate Grundfläche genau nach den vier Weltgegenden sich wendet; jedoch nur der ägyptische Bau gliedert und belebt die todte Masse und bringt, die

Mauerkanten mit Rundstäben und den Kranzgesims mit Hohlkehlen einfassend, in die äußere Kernform dekorative Charakteristik. Auch das ist als eine allen Völkern gemeinschaftliche Eigenthümlichkeit dieses Pyramidalbaues zu betrachten, daß überall die inneren und äußeren Wände geschmückt sind, bald mit hieroglyphischem Bildwerk, bald mit gemalten oder skulptirten Ornamenten. Und zwar sind diese Ornamente in ihren Grundzügen ebenfalls überall gleich, immer freie Schwingungen der Linie in sich, verschiedenartiges Facettenwerk, Zickzackzüge, Mäanderwindungen, selten mechanische Nachahmungen äußerer Thier- und Pflanzenformen.

Mit diesen architektonischen Anfängen gehen die Anfänge der Plastik Hand in Hand. Oder vielmehr: Architektur und Plastik sind ursprünglich durchaus eins. Wenn die Bibel erzählt, daß Jakob an dem Orte, wo er im Traum die Himmelsleiter gesehen, einen Stein errichtet habe, oder wenn alte Völker eine Schicht Steine zusammenhäufen, um damit die Stätte zu bezeichnen, auf der sie eine blutige Schlacht schlugen, so weiß man in der That nicht, soll man in diesen kindlichen Erinnerungsmalen einen architektonischen oder einen plastischen Trieb erkennen. Dieses Ringen zwischen der plastischen Idee und der architektonischen Durchführung dauert lange Zeit und findet sich bei allen Völkern; es hat zum Theil Werke von wahrhaft künstlerischer Schönheit hervorgebracht. Der einfache Denkstein ist der Ausgangspunkt gewesen; der Denkstein hat sich dann durch mannigfache Zwischenstufen hindurch zur Denksäule entwickelt; die Sprache ist sinnig und drückt auch im Worte die Doppelseitigkeit aus, die diesen Begriffen innewohnt. Auch hier ist wieder überall dieselbe Grundform. Bei allen Völkern findet sich die Form des Obelisk. Obelisken, theils einzeln, theils in Gruppen, sind die sogenannten Baudasteine des skandinavischen Nordens; Obelisken, die Men-hir oder Paul-ven, in der Bretagne; ja, der Obelisk zu Lokmariakar, 61 Fuß hoch, erhebt sich zur Höhe der ägyptischen Obelisken. Auch der Obelisk ist eine statische Nothwendigkeit; er ist die Pyramide der Plastik. Und auch hier ist es wieder die ägyptische Kunst, die dies Kunstprincip, das die anderen Völker mehr nur ahnten als wirklich begriffen, zu seiner vollen künstlerischen Schönheit und Bedeutung brachte.

Nicht aber hatte der Mensch an diesen Denksteinen und Steinpfeilern ein Genüge. Sie sind zwar mächtig durch ihre Massenhaftigkeit, aber sie sind inhaltsarm; sie bedeuten nichts an und für sich, der Mensch muß erst von Außen die Bedeutung in sie hineintragen. Wie daher der Tempelbau bald nach reicheren Bauformen sucht, die fähig sind, den Zweck und die Stimmung, aus der das Heiligthum entsprungen ist, an sich selbst zur Anschauung zu bringen, so ist auch die Plastik zu einer nicht erst auszudeutenden, sondern in sich selbst bedeutungsvollen Gestalt allmählig fortgeschritten, und wie sie als Hieroglyphen der pyramidalen Architektur früher Zier und Bedeutung gegeben, so gibt sie den Baumonumenten späterer Zeiten durch die Bildwerke und Ornamente voll tiefsinniger Symbolik Auslegung und Verständniß.

Am reichsten und glänzendsten hat sich die Verbindung des Monumentalen mit dem Plastischen in der germanischen Baukunst entfaltet und hier die reinste Harmonie und die Spitze ihrer denkbaren Vollendung erreicht, so weit nur der Gedanke des Menschen in der Architektur aussprechbar ist. Das starre Denkmal, welches bei den Asiaten, Aegyptern und selbst noch bei den Griechen eine gewaltige isolirte Idee versinnlicht, eine imposante herrschende Wahrheit bekundet und nur durch die Massenhaftigkeit seiner äußeren Erscheinung auf den Beschauer wirkt, ist im gothischen Bauwerk zum Wohnsitz der Idee selbst geworden. Glaubensschwärmerei, religiöse Poesie und Mystik namentlich bekleiden unsere Dome in tausenderlei Gestaltung und buntem Spiel, ranken sich in endloser Bewegung durch alle Räume der todten Mauermasse, füllen jede Wandfläche, jede Bogenöffnung, jede Nische und jeden Winkel mit ihren Symbolen, an allen Spitzen und Kanten klettern sie empor, wachsen aus allen Fugen und Rippen, blühen in den wundersamsten Formen aus allem Steinwerk, ja selbst die offenen Fensterräume weben sie zu mit ihren farbigen Gebilden, wie aus Luft und Licht geschaffen. Der Mauerkörper ist bloß der Stamm, in dem die lebende Plastik emporsteigt, um sich in Blättern und Blüthen fesselfrei zu entfalten, und ihn mit ihren Gliederungen zu umschlingen und zu formen, und so ist das gothische Bauwerk nicht mehr ein bloßes Denkmal, nicht mehr die nackte Hieroglyphe einer Idee, sondern das Haus, welches die in der Plastik ausgeprägte Idee selbst bewohnt und belebt und dessen Aeußeres nur als unmittelbarer Ausdruck seines Inneren erscheint.

Diesen Bund der Plastik mit der Architektur, der so Herrliches geschaffen, hat die neue Zeit wieder geschieden. Seitdem ein tödtlicher Streit zwischen weltlicher und geistlicher Macht die Kraft des Mittelalters gebrochen, seine Ideen und Vorstellungen zerstört hat, seitdem vor der Sonne des Wissens das mystische Licht des Glaubens erbleicht und an die Stelle einer schwärmerischen Sehnsucht, welche die körperlichen Formen so weit als möglich zu vergeistigen strebte, der nüchterne Realismus getreten ist, der das körperliche Leben in seiner Selbstständigkeit durchzubilden sich bemüht, ist auch das gemeinsame Band gelöst, welches die Architektur mit der Plastik zu einem so vollendeten Kunstwerke vermählt hatte. Die Wechselwirkung der beiden mächtigsten Kunstelemente ist zerrissen worden, die Idee der Kunst ist in künstlerische Interessen zerfallen und von Rechtswegen darf nicht mehr von der Kunst unserer Zeit, sondern nur noch von Künsten gesprochen werden, in die sie sich aufgelöst. Die Idee ist herausgestorben und die lose Hülle fällt in Fetzen vom todten Körper.

Das westliche Deutschland, die Gaue des Rheins und seiner Zuflüsse, waren vorzugsweise der Boden, auf dem die Kreuzesblume der Gothik zu ihrer vollkommensten Blüthe und Pracht gedieh, da, wo der germanische Geist am frühesten und mächtigsten sich entwickelt hatte. In Köln, Trier, Speier, Freiburg, Straßburg predigen noch alle Tage die großen Werke der christlichen Kunst, in unversehrter Pracht, von der großen Zeit des Glaubens —

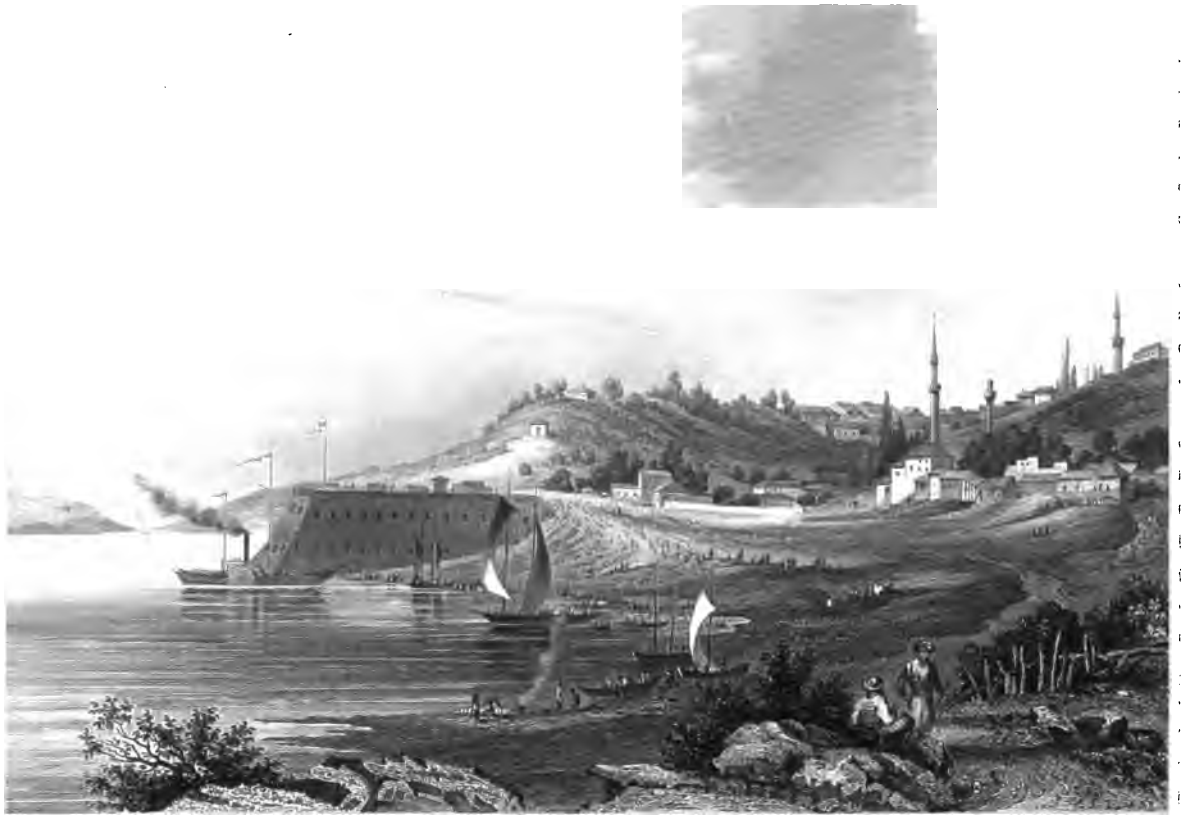
während drinnen kleine Menschen im Priestergewand unchristlich eifern, daß es klingt wie Lästerwort zum Gebet der Steine. Taub ist die Menge drinnen wie draußen, und ungläubig und hohnlachend gehen die Meisten vorbei. —

Eßlingen, die uralte, von Reichsacht und Belagerungen vielgeprüfte und von allen Fehden und Kriegen im Lande schwer heimgesuchte freie Reichsstadt am Neckar, rühmt sich zweier der schönsten kirchlichen Bauwerke gothischer Kunst, der St. Dionysius-Kirche, mit zwei Thürmen, um's Jahr 804 erbaut, und der Liebfrauenkirche mit einer bis zu 230 Fuß aufsteigenden Spitze, die an Kühnheit und Anmuth der Proportionen, Meisterschaft der Ausführung und Reichthum des Schmuckes nur mit dem Münster von Straßburg verglichen werden kann.

DCCXCVI. Rustschuk.

Wer eine der türkischen Donaufestungen von Belgrad bis Braila gesehen hat, hat sie alle gesehen. Wer sich aber die Mühe nahm, jede besonders zu betrachten, konnte — wenigstens vor dem türkisch-westmächtischen Krieg gegen Rußland — in jeder einzelnen das Bild des osmanischen Reichs wieder finden, das Bild des gewesenen Kriegerstaats: ungeheuere Kanonenmassen mit verfaulten Lafetten auf wankenden Wällen. Nur von Außen und besonders von Weitem macht jede dieser Städte einen imponirenden Eindruck. So auch Rustschuk. Von Silistria heraufkommend, wendet man den Blick von der Gegend, wo die Stadt ihre Kuppeln, Thürme und Minarets über die blendendweißen Mauern emporhebt, ungern ab und nach der anderen Seite des Stroms hinüber, wo, jenseits einer Donauinsel, an einem schlammigen Kanal, Giurgewo hinter den Resten einiger alter Festungswerke steckt. Je mehr man sich dem schönen, in gewisser Entfernung wahrhaft reizenden Bilde nähert, desto mehr verliert es. Es ist Dekorationsmalerei mit gröbstem Pinsel. Nur von Weitem sollte man vorüber kommen, denn, sagt ein reisender Militär, „was dem Laienauge als gesunder Zustand dort erscheint, ist nur Tünche, welche den inneren Moder zudeckt" — und innen ist's fürchterlich. Da theilen sich Schmutz und Staub in die Herrschaft der Straßen, jener in der inneren Stadt, dieser in den weitläufigen Vorstädten vorwaltend.

Das Sehenswertheste von Rustschuk ist sein herrlicher Springbrunnen auf dem Marktplatze; er und die Haine und Bäder sind das Labsal der Einwohner. Die Zahl der letzteren übersteigt 30,000, wovon die Hälfte



RUSCHTSCHUK

(IN BULGARIEN)

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Institt in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

DIE ELKHORN-PYRAMIDE

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Griechen, die übrigen Türken, Juden und Armenier; alle haben zahlreiche Gotteshäuser, die zum Hauptschmuck der Stadt gehören. Das Schloß wird theilweise als Kaserne benutzt.

Die Bevölkerung ist so regsam, als es die Zustände erlauben und die Noth es gebietet. Die hiesigen Corduan-, Woll-, Seiden-, Baumwollen- und Leinwandfabriken konnten ihre Produkte sogar auf den Weltausstellungen sehen lassen, der Handel von Rustschuk beschäftigt sehr viele Hände und viele nimmt die Kahnfahrt auf der Donau in Anspruch.

Auch die Lage von Rustschuk ist anmuthig; die Ebenen nach Süden sind ziemlich angebaut und die Straßen werden gut erhalten. Trotzdem ist hier nichts nöthig, als daß sehr Vieles anders werde, wenn der ferne Balkan je auf glückliche Völker herabblicken soll.

DCCXCVII. Die Elkhornpyramide.

Das Bild führt den Leser nach dem „fernen Westen" Nordamerika's, an die Ufer des Missouri. Wildbrausend wälzt er seine Fluthen durch die Wildniß; sie sind trüb und schlammig, und zu beiden Seiten angefüllt von Treibholz und zahllosen, oft riesigen Baumstämmen, die, mit dem unterwaschenen Ufer in den Fluß gestürzt, am Boden noch festwurzeln, während die Wipfel, stromabwärts gerichtet, auf dem Wasser schwimmen, oder die, losgerissen und in die Mitte des Stromes getrieben, ihre knorrigen Wurzeln, wie Anker, im sandigen Bette festgewählt haben und die Zinken ihrer Aeste den Fahrzeugen drohend entgegen spießen, die den Strom herauf kommen. An den Ufern wechseln Hügel und Thäler, Berge und Schluchten. Oft treten üppige Wälder des stattlichen Baumwollenbaums bis dicht heran an den Strom; dann wieder verschwindet der Wald und das Auge weilt mit Entzücken auf sanft gegen den Fluß geneigten Prärien, bekleidet mit dem dunkelsten Grün und in der Ferne allmählig übergehend in einen Sammetteppich von Farben, deren Schmelz kein Pinsel zu schildern vermag. Einzelne Erhöhungen, Gruppen von Lebenseichen unterbrechen hie und da diese endlos sich erstreckenden Ebenen und beleben ihre Eintönigkeit durch malerischen Formen- und Farbenwechsel. Von wahrhaft abenteuerlicher Schönheit dagegen sind die oberen Partien des Flusses, wo er sich meilenweit in ein Labyrinth von Felsen der wunderlichsten Gestaltung eingebettet hat. Man glaubt, wenn man vorüberfährt, vor und hinter sich die endlosen Ruinen einer alten Stadt zu sehen; Wälle, Terrassen, Thürme und Kastelle, Kuppeln und Hallen, hie und da eine einzelne Säule, zerfallene Piedestale und Pyramiden;

Alles täuschend wahr, in der Ferne hellglänzend, und, wenn sich die Morgen- oder die Abendsonne spiegelt in den tausend und aber tausend Gypskrystallen, die in den Thon eingelagert sind, von feenhafter Schönheit.

Diese wilden und einsamen Gegenden erhalten eine eigenthümliche Staffage durch die verschiedenen Thiergattungen, welche dort ihre Heimath haben. Heerden von scheuen Büffeln jagen über die Ebene, in Rudeln schleichen die Wölfe durch das hohe Prärie-Gras, in Schluchten und Abgründen haust der grämliche Bär, und auf den Gipfeln der Bluffs weidet das Bergschaf oder tummelt eine Heerde schnellfüßiger Antilopen, sicher vor ihren Feinden, denen die jähen Abhänge unersteigbar sind. Dort, an den Ufern des Missouri, ist auch das Elk zu Haus.

Das Elk, eigentlich der kanadische Hirsch, Wapiti bei den Indianern, ist der Vertreter des Hirschgeschlechts in Nordamerika und eines der Charakterthiere im Landschaftsbilde jenes Welttheils. Es ist ein gut Theil größer, als unser Edelhirsch, von gleicher Farbe und mit einem großen prächtigen Geweih geschmückt. Ehedem war es, wie der Wolf, der Bär und der Biber, an der östlichen Oceanküste allenthalben zu sehen; jetzt hat es die Kultur zurückgedrängt bis in die Gegenden, die wir beschrieben. Dort, wo die Thalschluchten der Felsengebirge in die Prärien ausmünden, leben die Elke in großen Schaaren beisammen. Es ist prächtig anzusehen, wie die eleganten Thiere in munteren Sprüngen sich ergötzen oder behaglich im üppigen Gras sich strecken, wie sie von dem Weinlaube naschen, das in langen und zierlichen Gehängen von den niedrigen Büschen herabrankt, andere in den Untiefen des Flusses ihre Glieder baden. Aber selbst in Augenblicken der größten und harmlosesten Sicherheit schläft ihre instinktartige Wachsamkeit nicht. Während der größte Theil der zahlreichen Heerde ausgelassen umherbahlt, stehen einzelne Elke, gewöhnlich die größesten und ältesten der Schaar, auf vorspringenden Felsen oder anderen Erhöhungen, welche die Savannen weit überblicken, als Schildwachen auf der Lauer, den Kopf hoch in die Luft und die Nüstern weit offen, um Witterung einzuziehen. Sobald irgend etwas Bedenkliches erscheint, gibt ein lautes Schnauben das Zeichen zur allgemeinen Flucht. Dann krachen und brechen die Gebüsche und Gesträuche unter der Wucht der Hufe. Die ästigen Geweihe reißen ganze Gehänge des wilden Weinlaubs mit hinweg; donnernd geht's in wilder dichtgedrängter Flucht die nächste Anhöhe hinan. Große Steine und Felsentrümmer stürzen unter den Tritten der Vorderen nieder und fallen unter die zuhinterst nachdrängenden Thiere; einzelne derselben rollen sammt dem losgerissenen Erdreiche kopfüber hinab unter die nachstürmende Heerde. Aber bei aller Verwirrung vergeht keine halbe Minute — und der ganze Rudel hat die Anhöhe erreicht und saust über die jenseits gelegene Prärie mit der Schnelligkeit des Windes dahin. —

Die Elkhornpyramide auf unserem Bild ist ein Kuriosum, von dem uns der Prinz von Wied zuerst erzählte. Sie befindet sich auf der großen sogenannten Elkhornwiese am Missouri, und wurde von Indianern aus mehreren tausend Geweihen aufgethürmt.

PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 4

DER MARKT in VITTORIA

(Spanien.)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildburghaus.

Eigenthum d. Verlegers

DCCXCVIII. Der Markt in Vittoria (Spanien).

Vittoria ist die Hauptstadt der baskischen Provinz Alava in Spanien, und Spanien ist Europa's reichstes und schönstes Land — in tiefster Armuth, Ohnmacht und Verlassenheit.

Warum das?

Spanien liegt darnieder an den beiden schwersten Krankheiten der Staaten und Völker: an fürstlicher Familienpolitik und politischem Parteihaß, und gleich verderblich für Volk und Land sind die beiden Aerzte gewesen, die sich an sein Krankenlager gedrängt haben: Frankreichs Herrschsucht und Englands Habsucht. Beide schlechten Aerzte führten ihren Hader um den Kranken am Krankenbette fort und fort, und beide wechselten nur ab in dem Bemühen, die Heilkraft, die in der gesunden Natur des spanischen Volks liegt, je nach Gelegenheit und Zweckthunlichkeit, zu schwächen, irre zu leiten oder gar zu ersticken.

Es liegt dem Menschen nahe, beim Anblick eines verfallenen Gebäudes sich im Geiste ein Bild aus dessen Glanzzeit hinzustellen, oder es sich so aufzubauen, wie es seyn könnte. Dasselbe Spiel des Geistes wandelt uns an vor den großen Völkerbauten, den Staaten. Und es ist leicht gesagt, was Spanien seyn könnte. Wenn das mit allen werthvollen Gaben der Erde so wohlbedachte Land nur die Bevölkerungsdichtigkeit Preußens hätte, so müßte es auf seinen 8600 Quadratmeilen einer Nation von 30 Millionen Raum bieten, es würde zwei Meere mit den Früchten seines Bodens und seines Fleißes beherrschen und mit Wort und Schwert im Rathe der Großmächte Europa's stehen.

Wie liegt es aber jetzt vor unseren Augen! Das Land, das schon vor fünf bis noch vor drei Jahrhunderten 21 Millionen Bewohner zählte, die der Stolz belebte, daß sie in allen Zweigen menschlicher Thätigkeit das Höchste zu leisten vermochten, daß sie nicht nur groß da standen zu Land und zur See mit den Werkzeugen und Waffen der Macht und Ehre, sondern daß Künste und Wissenschaften, Gewerbe und Handel bei ihnen blühten, daß prachtvolle Bauwerke sich auf spanischem Boden erhoben, während spanische Schiffe neue Erdtheile entdeckten und die Thore einer neuen Völkerwanderung öffneten, und daß die Paläste und Kirchen sich mit Meisterwerken der Malerei und Bildhauerei schmückten, während Dichter und Denker in den Zungen Spaniens nach dem höchsten Preis rangen, —

gibt jetzt „das Land des Weins und der Gesänge" für die kaum 12 Millionen Bewohner nicht einmal Brod genug; die Prachtbauten der Vorfahren zerfallen, die edlen Künste sind ausgestorben, der Unwissenheit folgt die Armuth auf allen Wegen, wo sonst der Fleiß das Haus und die Fluren belebte; große Flächen des herrlichsten Bodens liegen verödet, die Industrie ist erlahmt, ihre nährenden Brüste, die Kolonien, sind von 310,000 Quadratmeilen mit 18 Millionen Bewohnern zusammengeschrumpft auf 5000 Quadratmeilen mit $3^{7}/_{10}$ Millionen am spanischen Staatsverband Rüttelnder; Ströme und Seehäfen verschlammen, die Flotte ist zum Wrack geworden, die Hauptstraßen sind am besten an den Räubergruppen zu erkennen, die dort ungescheut lagern, und wie der Vernachlässigung aller Kommunikationsmittel zum Hohn streckte sich lange zwischen der Hauptstadt des Reichs und dem Hauptvergnügungssitz des Hofs des Landes einziger Schienenweg aus, als ob Spaniens „schöne Tage" mit Dampf gesucht werden sollten in den schattendunklen Luft- und Schleichwegen von Aranjuez.

Selbst der letzte Trost des Unglücklichen, die Theilnahme der Nachbarn an seinem schweren Geschick, ging für Spanien allgemach verloren. Die Völker Europa's wurden gleichgültig gegen das Schicksal einer Nation, die in kleinlichen Parteikriegen und effektlos verklirrenden Revolutionskämpfen nur eine höhere Gattung der Stiergefechte, mit ausgesuchteren Greueln, zu erblicken, zu lieben und zu pflegen schien. Man überließ einen solchen Staat zur Beobachtung und zur Ausbeutung den Diplomaten der hohen Politik und des Geldsacks und den stets blutdürstigen Blättern der Zeitungsschreiber. Nichts half dem Lande seine Schönheit und der ewige Frühling seiner östlichen Seeprovinzen, nichts die Vortrefflichkeit seiner 1200 köstlichen Heilquellen: sie versickern unbenutzt, und unbewundert von westeuropäischen Augen verblühen die Gefilde. Die Goldmünzensaat der Lustreisenden fällt nicht auf den Boden, dessen Bewohner mit dem Charakterzeichen der „Indolenz und Raublust" gebrandmarkt werden, ja, die man wohl gar aus den Reihen der civilisirten Nationen streicht, wie Lappen, Kroaten und Türken; und während für freiheitskämpfende Griechen, Polen, Tscherkessen ꝛc. sich die Herzen aller Freiheitsfreunde in Europa und Amerika entflammten, nahmen an den politischen Kriegen der Spanier nur einzelne aus den Kreisen der blasirten Gesellschaft versprengte Abenteurer Theil.

Das spanische Volk verdient aber eine bessere Würdigung, sein Unglück eine mildere Beurtheilung, der Kampf um die Erlösung aus seinem Uebel eine regere Theilnahme; und dies Alles ist ihm sicher, sobald die Augen der Westeuropäer sich bemühen, den verworrenen Rinnsalen des spanischen Elends bis zu den Quellen zu folgen.

Dazu geben wir hier einen Fingerzeig, indem wir die Hauptzüge der Geschichte des Verfalls von Spaniens Volk und Land mit breiten Strichen hinwerfen.

In diesem Jahre, 1856, könnte die spanische Nation das dreihundertjährige Jubiläum feiern vom Ende ihrer Größe. Spaniens Karl I., als deutscher Kaiser Karl V. genannt, der gewaltige Herrscher, „in dessen

Reichen die Sonne nicht unterging", starb 1556. — Jedes Volk überliefert sich durch Jahrhunderte die Erinnerung an seine vergangene Größe und schmückt sie endlich mit dem Immergrün der Sage aus. Das thut der Spanier noch heute mit den Zeiten „des Kaisers", wie er, trotz alles spanischen Stolzes, mit der deutschen Würde, seinen größten König nennt. Gleichwohl wucherte unter seinem Vorgänger (Ferdinand dem Katholischen) und ihm die Saat des spanischen Unglücks schon im Boden. Die langen und blutigen Kämpfe mit den tapferen und hochgebildeten Mauren arbeiteten bereits an der Entvölkerung des Landes, aber sie trugen wenigstens zur Entwickelung des ritterlichen Charakters im Volke bei. In jeder Beziehung verderblich für Spanien wurde dagegen das, was der gesammten alten Welt zum Heil gereichen sollte: die Entdeckung von Amerika. Sie weckte und nährte einen langen Zug neuer unbändiger Leidenschaften. Vor Allem lockte sie Tausende vom Heerde des redlich erwerbenden Fleißes fort, der Drang zum abenteuerlichen Erraffen ungeheuerer Reichthümer leerte, wie eine Seuche, die Werkstätten und die Ackerfluren, das Goldfieber riß in allen Gliedern, — und als endlich in öffentliche und Privatkassen die heißbegehrten Ströme edler Metalle mündeten, erdrückten sie das Edelste jedes Volks: seinen freien Fleiß und damit seine Freiheit selbst. Denn alle Summen, welche in die Hände des Adels und Bürgers aus dem Goldlande direkt flossen, oder durch die Verschwendung von oben nach unten sickerten, fanden im spanischen Volke keinen Boden; sie wurden die Beute der betriebsameren Nachbarn, die den großen Verschwender eifrig bedienten, bis sie ihn „ausgezogen" hatten; — während das Königthum, mit der Priesterschaft im Bunde, die durch unermeßliche Schätze gehobene und gesicherte Macht benutzen konnte, um Volk und Adel zugleich in Fesseln zu schlagen. Diese Mittel der Gewalt bedurften nur des rechten Arms, und der fand sich: Karls Nachfolger, Philipp II., erhob ihn, und ihm gelang das Werk der Zerstörung. Groß und blühend, mächtig zu Land und See vor allen Staaten Europa's hatte Philipp im Jahre 1556 das Land geerbt: entvölkert und verarmt, ohne Flotte, ganzer Provinzen beraubt, mit „der Ruhe eines Gottesackers" — so hinterließ er es. Uebermuth und Herrschsucht, Fanatismus und Goldgier, Armada und Inquisition hatten Das vollbracht.

Den beiden nächsten Philippen (III. und IV.) blieb nur wenig zu verderben übrig, aber auch das gelang ihnen: der Rest der friedlichen und gewerbthätigen Mauren (Morisken) mußte — eine harte Strafe für Spanien — das durch fortwährende Kriege immer ärger verödende Land verlassen, und Portugal ward so lange mißhandelt, bis es sich von Spanien losriß.

Spanien war ruinirt, aber es war eingläubig. Die frommen Könige hatten alles Irdische ihres Volks daran gegeben, um ihm das Himmlische zu sichern, und zum Lohn für diese Himmelsversicherung hatten Könige und Priester alles Irdische der Hunderttausende aus dem Lande Vertriebener, im Autodafé feierlich Verbrannter und in den Kämpfen und Verfolgungen Hingemordeter — an sich gezogen.

Da nun die eine besondere Weise, Gott anzubeten und die Heiligen zu verehren, für ganz Spanien die einzige geworden, damit das Gewissen des Königthums beruhigt und der Wille der Geistlichkeit durchgesetzt war, so hätte man billig erwarten können, daß die Sorge der Regierenden sich der irdischen Wohlfahrt des Staats wieder zuwende. Königthum und Priesterschaft waren jedoch ausschließlich, jenes mit der Führung unkluger und unglücklicher Kriege, diese mit der Unterdrückung und Verdummung des Volks und Beide mit der sinnlosesten Verschwendung der eigenen in's Unermeßliche angehäuften Reichthümer beschäftigt; und so zehrte Eines vom Anderen fort, bis endlich das Aussterben des spanisch-österreichischen Königstammes dem Volke einen dreizehnjährigen Krieg und das Schauspiel einer neuen Thronbesteigung brachte.

Damit ist der erste Akt des spanischen Staatsdrama's, in welchem die Hauptrolle derselbe Fanatismus spielt, welcher Deutschland in das Elend des dreißigjährigen Kriegs stürzte, geschlossen. Im zweiten kommt das Haus Bourbon zur Regierung und Spanien — vom Regen in die Traufe.

Hier stehen wir an einem Ausgangspunkt der Stürme, welche das spanische Volk und Land noch in der Gegenwart verheerten.

Ludwig XIV., 1643 bis 1715 König von Frankreich, der Vater des modernen Luxus und Despotismus, hatte seinen Enkel, Philipp von Anjou, auf den spanischen Thron gebracht. Spanien, Deutschland, Italien, die Niederlande und Frankreich waren durch diesen spanischen Erbfolgekrieg zwar vielfach verheert und geschwächt worden, aber — das Haus Bourbon hatte einen neuen Thron, — und im Glanz der Häuser sollten fortan die Völker ihr eigenes und oft einziges Glück sehen. Wo aber die Völker ein Zweifel beschlich über die hohe volksbeglückende Sendung des Hauses Bourbon, da stellte man den einzigen Besseren des Geschlechts, Heinrich IV., als einen Heros der Volksfreundlichkeit auf, welchen somit ein diplomatischer Kunstgriff gleichsam politisch kanonisirte.

Philipp V. (so hieß Anjou als König) war Bourbon genug, um wiederum vor Allem auf die Sicherung seiner eigenen Dynastie in Spanien zu denken. Um einer Vereinigung der Kronen Spaniens und Frankreichs auf einem Haupte vorzubeugen, führte er das salische Gesetz, und zwar mit der Beschränkung, ein, daß die weibliche Nachfolge der spanischen Bourbonen von der Regierung so lange ausgeschlossen bleibe, als irgend ein männlicher Nachkomme Philipps von Anjou lebe; sobald nach dem vollständigen Aussterben seines Hauses das Haus Savoyen den Thron besteige, schließe das salische Gesetz fortan alle weiblichen Familienglieder von der Thronfolge für immer aus. Diese Anordnung bestätigten die Cortes des Reichs als Grundgesetz des Staates im Jahre 1713.

Für das Haus war nun gesorgt; die königliche Hauptaufgabe war gelöst. Auch alles Andere blieb nicht beim Alten, sondern wurde immer schlechter. Der Staatswagen rollte immer rascher bergab. Ludwigs XV. schmachvolle Regierung in Frankreich hatte in Spanien ihr getreues Spiegelbild. Die einzige Anstrengung, zu wel-

cher jedoch der mächtigste Sporn in dem nicht zu vertilgenden Nationalstolz der Spanier selbst lag, die fast dreijährige Belagerung von Gibraltar (1779—1782) ausgenommen, war Alles, was die Bourbonen in hundert Jahren vollbrachten, eine ununterbrochene Reihe von Erbärmlichkeiten des Hoflebens. Das Ceremoniel wurde bis zur Spitze narrenhafter Abgötterei gesteigert, die sogenannte Regierung des Landes Weibern und deren Subjekten überlassen, die Verarmung des Staats durch alle Mittel der Verschwendung, die Verarmung des Volks durch alle Künste der Aussaugung von Innen und Außen befördert, die große Masse der Barbarei anheim gestellt. Spanien vegetirte nur noch und war nahe daran, in chinesische Stumpfheit zu versinken, — da schlug die Flamme vom brennenden Nachbarhause an Fenster und Thore des Schläfers, die französische Revolution rüttelte das spanische Volk auf aus seiner Lethargie und Napoleon warf mit einem Stoß seiner Faust das spanische Bourbonenhaus um, so leicht, wie ein Knabe sein Kartenhaus.

Häuser fallen leichter, als die Völker. — Nie hat ein Volk, nach so langem entnervendem Druck, sich so groß, so majestätisch erhoben! Als sein eigener König (Karl IV.), nicht aus Freiheitsliebe, sondern aus Furcht vor dem Stärkeren, mit dem Franzosenthum liebäugelte, zwang es ihn zur Abdankung, und als Napoleon den geflüchteten Vater und den nacheilenden Sohn (Ferdinand VII.) zugleich vom Throne stieß, um einen Zweig seines eigenen Stammes auf den leeren Platz zu pflanzen, begann jener weltberühmte Nationalkrieg des ganzen Volks gegen den damals noch nie besiegten Mächtigsten der Erde, bei dem ihm England im eigenen Interesse beistand. Dieser spanische Befreiungskrieg, von den Heldenkämpfen von Saragossa bis zum Siegestag von Vittoria (dem Gegenstande unseres Bildes) bleibt ein ewig grünes Ehrenblatt des spanischen Volks, und es erfocht sich durch denselben das Recht, das Dulden und Schweigen zu brechen, mit welchem es gerade hundert Jahre lang die Bourbonen über sein Schicksal hatte schalten und walten lassen.

Von diesem Recht hatte es den würdigsten Gebrauch gemacht. In dem Königreich ohne König, von Feinden bedrückt und vom Krieg verheert, hatte das Volk, die Waffen des freiwilligen Kämpfers in der Hand, im Jahre 1812 sich eine Verfassung gegeben, die, in großer schwerer Zeit entstanden, das Volk zusammen hielt und mit der Hoffnung auf endliche Errettung aus seiner Noth erfüllte. Um diese „Verfassung von 1812" schaarten sich die Besten der Nation fort und fort, auch nachdem dieselbe durch die List und Gewalt des heimgekehrten Hofs von der Nationalfahne gestrichen und als Inschrift auf das Banner einer Partei verwiesen worden war. Der Verfassungskampf öffnete das eine Thor, aus welchem seit dem großen spanischen Befreiungskrieg die Stürme über Spanien losbrechen. Damit aber über das arme Land kein Uebel allein komme, that das Haus Bourbon ein zweites auf, das in unseren Tagen Spanien mit Greueln überschüttete, wie Deutschland sie in den gräßlichsten Zeiten des dreißigjährigen Krieges erlebt hat.

Werfen wir erst einen Blick auf die Regierung Ferdinands VII.; ihr Ende führt uns zum Anfang der eben angedeuteten zweiten Landplage.

Im Jahre der Heimkehr aller von Napoleon abgesetzten Monarchen, 1814, ließ sich auch Ferdinand VII. auf dem vom Volke ihm rein und frei hingestellten Thron nieder. Der Dank des Königs äußerte sich sogleich, ächt bourbonisch, durch Aufhebung der Verfassung von 1812, Wiederherstellung der Inquisition und des Jesuitenordens und Verhaftung und Verfolgung der Männer, welche dem Volke im Kampf gegen die fremden Unterdrücker wie beim Aufbau der Verfassung als treue Führer gedient hatten und die man nun mit dem schwer verdächtigenden und höchst gefährlichen Ehrentitel „Liberale" bezeichnete. — So war der Nation der Handschuh hingeworfen. Sie nahm ihn auf. — Am 1. Januar 1820 brach der Aufstand aus, die Volkshelden Quiroga und Riego leiteten ihn, und schon am 7. März mußte Ferdinand VII. den feierlichen Eid auf die Konstitution der Cortes von 1812 schwören. — Die neue Regierung konnte, wollte sie die Finanznoth des Staats und den auf dem Volke lastenden Druck zugleich erleichtern, Adel und Geistlichkeit im weichen Sitz ihrer alten Vorrechte nicht ungestört lassen. Dadurch rief sie einen neuen Feind gegen sich in die Schranken; die rasche Aufhebung der Klöster und Majorate genügte, um für den Absolutismus ein neues Heerlager zu gründen: im Dienste der Geistlichkeit und des Adels zog eine sogenannte Glaubensarmee gegen die Anhänger der Konstitution zu Felde (1822). Zweifelsohne wäre auch diesmal der Sieg auf der Seite des Rechts gewesen. Um dieser, damals europäischen Mißliebigkeit zuvor zu kommen, rückte am 7. April 1823 eine französisch-bourbonische Reaktionsarmee über die Bidassoa, und ihr gelang es, weniger mit den Waffen, als durch Bestechungen aller Art, den König, den Adel und die Geistlichkeit von den Unbequemlichkeiten der konstitutionellen Regierung zu befreien. Zum Undank gesellte nun der König den Eidbruch; die beschworene Verfassung erlag abermals dem Fußtritt der unumschränkten Gewalt. Die Reaktionsgesellschaft schwelgte in Rache gegen die „Liberalen". Quiroga starb im Exil, Riego am Galgen. Es war äußerst lustig bei Hofe.

Auch die Zukunft lachte dem Absolutismus freundlich. Des Königs Bruder und gesetzmäßiger Nachfolger, Don Carlos, war die sichere Stütze desselben und seine Kamarilla umgarnte auch den König. So zappelte dieser im selbst zusammengezogenen Netz, bis er in ein zweites gerieth, das ihn aus dem ersten befreite: er schloß eine vierte Ehe, und zwar mit Marie Christine von Neapel. Dieses Weib beherrscht fortan Spanien. Die Zügel der Hofintriguen in starker und geschickter Hand, entriß sie ihrem Gemahl das Versprechen der Aufhebung des salischen Gesetzes, im Fall sie eine Tochter gebären würde, und als sie diese (Isabella) geboren hatte, entlockte sie ihm ein Testament, in welchem sie während der Minderjährigkeit der Thronfolgerin zur Regentin von Spanien eingesetzt ward. Die Kamarilla des Absolutismus wendete sich nun gegen Ferdinand VII., der endlich 1833 die Augen schloß,

nachdem diese — eine traurige Vergeltung des Schicksals! — noch einmal begehrlich nach der Hülfe der „Liberalen" hin geschielt hatten.

Damit schließt der zweite Akt des spanischen Staatsdrama's. Der dritte führt die Ueberschrift: Weiberregiment und Bürgerkrieg, bis auf unsere Tage.

Am 29. März 1830 hatte Ferdinand VII. durch ein eigenmächtiges Dekret das salische Gesetz aufgehoben, also mit Nichtachtung der Rechte des Landes. Erst im April 1833 wurden die Cortes einberufen. Die Zwischenzeit war zur Bearbeitung derselben vortrefflich benutzt worden, denn sie huldigten der dreijährigen Thronerbin ohne Weiteres. — Gegen diese Schritte der obersten Staatsgewalten Spaniens protestirten der Infant Don Carlos und der König von Neapel am 29. April 1833. Ferdinand VII. starb am 29. September, Königin Christine setzte sich als Regentin auf den Thron ihrer Tochter und erhob ihren Stallmeister zu immer höheren Würden. Die Nation aber spaltete sich in zwei Parteien, und hinter allen stellte, theils versteckt, theils offen, sich das Ausland hetzend und kampfbereit auf. So war Alles würdig gerüstet zum Empfang eines neuen — siebenjährigen Kriegs. Um von den Wirren der folgenden Stürme eine nur einigermaßen klare Uebersicht zu geben, zeichnen wir die Gruppenstellung mit wenigen Zügen hin und übergehen die vielen kleineren und größeren Namen, Daten und Unthaten, nur das Hervorragendste berücksichtigend.

Jedes Land hat seine Vendée. Die spanische ist in den baskischen Provinzen und Navarra zu suchen. Dort war das Heerlager der Vertheidiger des alten Rechts. Um die eisernen Kisten zahlreicher Privilegien schaarten sich die Anhänger des Absolutismus, riefen den Infanten Don Carlos zum König Karl V. aus und nannten sich Carlisten. Sie verfochten mit den Principien der Legitimität und des Absolutismus zugleich die Rechte der Kirche und der Geistlichen und hatten ihre geheimen Beschützer und Unterstützer in einigen „nordischen" Fürsten. Ihre besten Feldherren waren nach einander Zumala-Carreguy, Cabrera und Maroto, und die kühnsten Guerillasführer Zariategui, Gomez und Sanz, ihre Hauptsitze Bilbao und unser Vittoria. Von da verbreitete sich der Aufstand weiter nach den nördlichen und westlichen Provinzen des Reichs. Auf der Seite des neuen weiblichen Königthums standen alle Freunde der konstitutionellen Staatsentwickelung; sie nannten sich Christinos. Im Oberbefehl derselben folgten rasch auf einander Rodil, Mina, Valdes, Cordova, Espartero. Noch ehe Don Carlos (der erst in Portugal, dann in England geweilt hatte) selbst den spanischen Boden betrat, schlossen gegen ihn England, Frankreich und Portugal mit Spanien die sogenannte Quadrupelallianz und sandten von Nord, Süd und West ihre Hülfstruppen in das Land.

Der Krieg wurde vom ersten Schwertstreich an mit der Erbitterung geführt, die allen Bürgerkriegen eigen ist. Die Carlisten errangen in kurzer Zeit durch Einigkeit und Thatkräftigkeit der Führer große Vortheile, während im

Lager ihrer Gegner politische Parteien hervortraten und die Kraft der Waffen schwächten. Dies änderte sich plötzlich, als die Ultraliberalen an die Spitze der Christinos kamen. Sie gaben dem verwirrten Treiben eine bestimmte Richtung und dem Haß ein bestimmtes Ziel, jenes geschah durch Einberufung der Cortes von 1812, dieses durch Aufhebung von 900 Mönchsklöstern, gegen welche die Wuth des Pöbels sich in aller Scheußlichkeit austobte. Dies und die Verstärkung der beiden Feindeshaufen durch fremde Hülfe verwandelte den Krieg aus einem menschlichen Kampf in unmenschliches racheseliges Würgen. Das Wort Pardon war schon vom Anfang an gestrichen; von nun an galt es auch für die Wehrlosen nicht mehr. Werfen wir nur einen Blick auf ein einziges Bild aus diesem Krieg! „In Galicien (erzählt ein Augenzeuge) und in der Mancha waren die Truppen der Königin stets den Guerillas überlegen, sie hatten also keinen Grund, ihre Neigungen zu verleugnen, und konnten ohne Furcht und ohne Rücksicht ihr Schreckenssystem auf den höchsten Grad treiben. Da wurde jeder Gefangene und carlistisch Gesinnte erschossen, ihre Angehörigen mit Schimpf vertrieben, die der Anführer nach langen Qualen ohne Gnade hingemordet; da starben die 39 Verwandten des Hauptchefs in der Mancha, Don Vicente Rojero-Pajillos, getödtet ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, die Frauen bis zum letzten Augenblick zur Befriedigung viehischer Lust benutzt, — das ungeborene Kind ward der zu Tode geschändeten Mutter, der Enkelin Pajillos, aus dem Leibe gerissen und — füsilirt, um keine Spur vom Leben des Geschlechts zurück zu lassen! Gefangene Chefs wurden in Galicien geviertheilt, die zuckenden Glieder als Trophäen über die Stadtthore ausgesteckt!" — Das ist kein Bild von 1635, sondern von 1835, und nicht aus dem Kaffernland, sondern aus dem christlichen Staate ihrer katholischen Majestät. Das Bild hat carlistische Färbung, das ist wahr; aber eben so wahr ist es, daß die Rache der Sieger im Volkskrieg keine Grenzen kennt, wenn diese Sieger zugleich die vorher herrschenden waren. Davon kann manche Waise ein trauriges Lied singen.

Während das Glück der Waffen zwischen den Parteien hin- und herschwankte, bald diese, bald jene begünstigend, während der Charakter des Kriegs derselbe blieb, kühne Streifzüge, Ueberrumpelungen, einzelne Belagerungen (Bilbao und Segovia), Eroberungen und Entsetzungen, viele Gefechte und noch mehr Metzeleien, Vertreibungen und Hinrichtungen Land und Leben verödeten, gingen in beiden Feindeslagern Veränderungen vor, die den Sturz der beiden Parteihäupter, des Don Carlos und Christinens, herbeiführten. Bei den Christinos standen sich die beiden Parteien der Exaltados und der Moderados (nach deutschen Begriffen: „Gesinnungstüchtige" und „Gutgesinnte" schroff gegenüber. Durch die Militärrevolte von la Granja hatten die Ersteren gesiegt. Bald ermuthigte ein Lächeln des Glücks die Königin, und rasch erhoben, von ihr begünstigt, die Moderados wieder das Haupt und führten die durch ihren Einfluß abgeschwächte Verfassung von 1837 durch; Espartero aber war der glückliche Feldherr der Christinos und die Hoffnung Aller, die sich nach Frieden sehnten. — Im Hoflager des Don Carlos arbeitete die alte absolutistische Kreuzspinne, Kamarilla genannt, an einem neuen Netz, das bald die Thätigkeit der besten Heerführer lähmte

und mit „Pfaffentrug und Weiberlist" Zwietracht und Mißtrauen zwischen sie streute, um jeden Einzelnen leichter zügeln zu können. Als aber der General Maroto sogar des Verraths gegen Don Carlos angeklagt wurde, so schloß derselbe, des Undanks und wohl auch der Grausamkeiten, die durch Narvaez 1838 auf eine selbst die Christinos empörende Höhe getrieben worden waren, müde, mit Espartero den Vertrag zu Vergara am 31. August 1839. Dieser gab der carlistischen Sache den Todesstoß. Kurze Zeit nachher verließ Don Carlos mit seinem Hofe den spanischen Boden. — Wie schon ein Jahr vor seiner Ankunft, so dauert nun noch ein Jahr nach seinem Scheiden der Kampf seiner Anhänger für das Königthum ohne König fort, bis der letzte Ritter desselben, Cabrera in Katalonien, die letzte Hoffnung für dasselbe aufgab und mit dem Rest seiner Getreuen nach Frankreich floh.

Damit endete dieser siebenjährige Krieg. Er hatte das Land von dem einen Haupt der Zwietracht, dem nicht an sich, sondern nur durch seine Partei und deren Ziel gefährlichen, befreit. Noch größere Erwartungen erregte jedoch dieses Jahr 1840 dadurch, daß noch im Oktober desselben auch das andere Haupt der Zwietracht, das an sich selbst gefährlichste, Königin Christine, ihrem Gegner auf dem Verbannungswege nach Frankreich unfreiwillig nachfolgte.

Das war Espartero's Werk, und eben kein schweres. Gehaßt wegen ihrer Herrschsucht, wegen ihrer Hinterlist gefürchtet und wegen ihres bereits angedeuteten Verhältnisses mit ihrem Stallmeister, den sie trotz aller Ernennungen, Ordensverleihungen und Standeserhöhungen in den Augen der stolzen und sittlich gekränkten Nation nicht erheben konnte, von dieser verachtet, hatte Christine Alles verloren, was sie in ihrer Würde als Regentin und der noch höheren Würde als Königin-Mutter hätte aufrecht halten können. Die Gewalt der Waffen fehlte ihr, denn das Heer stand auf der Seite der Exaltados, gegen welche die Regierung der Regentin sich gern der Moderados, als konstitutioneller „spanischer Stand" bediente. Gerade deshalb liebäugelte Espartero mehr und mehr mit der progressistischen Partei, unterdrückte mit ihrer Hülfe alle Aufstandsversuche zu Gunsten Christinens und ward im Mai 1841 als alleiniger Regent für die minderjährige Isabella anerkannt.

Von da an, in den letzten fünfzehn Jahren, bietet die Geschichte Spaniens nichts mehr, als das Auf- und Abwogen von Reaktion und Revolution in naturgemäßer Folge.

Espartero's Regentschaft dauerte zwei Jahre. Er ging mit eisernem Schritt auf seinem Dornenpfad, ordnete viel und zertrat viel, verlor die Richtung und wandte sich im diktatorischen Machtgefühl von denen ab, die ihn gehoben hatten: von den Exaltados. Mit diesen wankte das Heer und fiel von ihm ab. Den politischen Gegnern schloß die Geistlichkeit sich an, und ein neues Garn war fertig, dessen Fäden alle in einer Hand in Paris zusammenliefen, in der der Königin Christine. Es bedurfte nur eines Fehltritts, und der Regent lag am Boden. Das geschah im Mai 1843. — Espartero flieht nach Portugal, die dreizehnjährige Isabella wird für mündig erklärt, Christine setzt

sich abermals zu ihr auf den Thron, die Moderados revidiren nach ihrer Weise die Verfassung so lange, bis kein konstitutionelles Atom mehr darin zu finden ist, und Narvaez, erst christinischer Aufstands-, dann eben so eifriger Reaktionsgeneral, hält die Zügel der Regierung in der Faust. Trotzdem entfallen sie, nach abermals zwei Jahren, auch ihm; von Allen verlassen, verläßt er freiwillig das Land.

Nun gesellt sich zum Wirrwarr der Hofintriguen das Spiel des Ministerwechsels, je nach den Siegen oder Niederlagen der englischen oder französischen Diplomatie. Die englische Regierung trennt bei diesem Kulissenstück die junge Königin, die man indeß vermählt hatte, mit Hülfe junger schöner Generale von Gemahl und Mutter, treibt die Letztere noch einmal nach Paris und lockt die Progressisten mit neuen Hoffnungen zum Thron heran. Dagegen leitet Frankreich die Versöhnung ein, führt Christine und Narvaez nach Madrid zurück, verscheucht die jungen schönen Generale aus der Nähe der Königin und bringt die Moderados wieder auf die Oberfläche der Bewegung.

Da schlug es 48, und der Schall der europäischen Sturmglocken durchzitterte auch Spaniens schwüle Luft. Dem Ausbruch der drohenden Wetter zu wehren, verhängt Narvaez Belagerungszustand und Standrecht über ganz Spanien. Aber der Schrecken, der alle europäischen Höfe durchzuckt hatte, mußte auch in den zu Madrid fahren. Alle unterdrückten Parteien erhoben sich: Aufstände in Madrid (am 26. März und 6. Mai), eine Militärrevolte zu Sevilla, ein diplomatischer Bruch mit England, republikanische Versuche in den Ostprovinzen und eine carlistische Fahnenerhebung Cabrera's in Katalonien waren die politischen Frühlingsblüthen des Jahres. Ueber alle wurden Narvaez und Manuel de la Concha Herr. „Ruhe und Ordnung" waren äußerlich wieder hergestellt.

Desto unordentlicher und unruhiger blieb der Hof: er wühlte an den Grundfesten des Staats nach gewohnter Weise fort. Während verständige Männer die augenblickliche Ruhe zu benutzen suchten, um die heillose Wirthschaft im Staatshaushalte zu säubern und zu regeln, war das Weiberregiment sammt Anhang einzig bemüht, tabula rasa mit allen Verfassungsrechten zu machen; während das Volk, erdrückt von den Lasten des Staats, in wahrer tiefer Noth vor den verschütteten Quellen seines einstigen Wohlstandes steht, ohne anderes Vertrauen und andere Hoffnung als auf die Männer, die sein Wohl berathen und seine Rettung herbeiführen sollen, — spielt der Hof mit den Rechtsheiligthümern der Nation, vernichtet und beschimpft eines nach den anderen, und wo ihm der kitzelnde Genuß des Gelingens einer List entgeht, da vollendet die rücksichtslose Gewalt das Begonnene. So blind fuhr man auf dieser Bahn drauf los, daß sogar einem Narvaez schauderte vor dem Abgrund, zu welchem sie führen mußte. Er verließ Spanien im Januar 1851 und kehrte erst im Herbst von Frankreich dahin zurück. Sein Gehen und Kommen änderte nichts im Lauf der Dinge. Intriguen und Capricen, persönliche Interessen und Gelüste aller Art, dazu Mißtrauen nach allen Seiten und Unschlüssigkeiten in allen Ecken, die sich in sich selbst widersprechenden Kabinetsprogrammen tagtäglich offener an's Licht stellten — das war das Treiben in der obersten Region; — in der Mitte

Parteihäupter aller Sturmzeiten und Principien, alle zorngeschwellt und kampfbereit; — und unten, ganz unten, die unglückliche Nation, ein Verein edler herrlicher Volksstämme, verwahrlost und allen Lockungen und Bedrückungen der Parteien bloßgestellt, in sich vielfach gespalten und allerwärts mit tiefer Mißstimmung erfüllt: — so war Spanien 1854.

Im Juni des genannten Jahres brach eine neue Revolution aus, diese führte eine neue Reaktion und diese endlich den letzten Sturm herbei, mit welchem Spanien in diesem Jahre, 1856, an dem Gebäude seines dreihundertjährigen Elends rüttelte. Das war seine blutige Jubiläumsfeier. Sie ist vorbei.

Zu einer eingehenderen Darstellung dieser beiden letzten Erhebungsversuche des spanischen Volks wird uns ein anderes Bild Gelegenheit bieten. Dann wird es an der Zeit seyn, eine Uebersicht der verschiedenen Verfassungsveränderungen zu geben und aus derjenigen, welche aus dem gegenwärtigen Chaos hervorgehen wird, einen Schluß zu ziehen für Spaniens nächste Zukunft.

Das Bild, welches uns zu diesem geschichtlichen Streifzug veranlaßt hat, stellt den alten Markt von Vittoria vor. Trachten und öffentliches Leben zeigen sich hier nicht verschieden von dem im übrigen Spanien. Dagegen bietet das Aeußere der Stadt selbst viel Eigenthümliches, das ihr zum Vorzug gereicht. Die Straßen sind breit und reinlich, schmucke Häuser aus behauenen Steinen geben den Hauptstraßen ein in Spanien seltenes Ansehen von Wohlhäbigkeit. Besonders stattlich ist der neue Marktplatz, ein regelmäßiges Viereck von 220 Fuß Länge und Breite, von Palästen umgeben, die von Einem Baumeister nach planmäßiger Ordnung aufgeführt worden sind. Den ganzen Platz umgibt ein 15 Fuß breiter, mit gewölbter Dachung versehener Portikus, welcher auf jeder Seite des Marktes 19 Bogen hat und im Fond zu Waarengewölben führt. Ueber letzteren erheben sich die zwei Stockwerke der Gebäude. — Von den fünf Kirchen Vittoria's ragt im Hintergrund unseres Bildes der Dom hervor, ein ursprünglich gothisches Bauwerk, dem die Geschmacklosigkeit späterer Zeiten seine jetzige verzopfte und verschnörkelte Gestalt gegeben. Unter den weltlichen Gebäuden zeichnet sich der Palast der Provinzialdeputation aus, dessen Aufschrift: „Diputacion de Alava“ ein Zeugniß baskischen Stolzes und zugleich eine sehr beredte Demonstration ausspricht gegen die verschiedenen Regierungsangriffe auf das Institut der Generaldeputationen, für deren Sitzungen das stattliche Gebäude bestimmt war. Denn die Basken sind ein kerniger, unvermischter Volksstamm, der immer schlagfertig ist und jeder Regierung trotzt, die sich an seinen alten Rechten und Einrichtungen vergreift, daher im eigenen Bereich konservativ bis zur Starrheit und für die allgemeine politische Entwickelung Spaniens ein so schwerer Hemmschuh, wie die Urkantone für die Schweiz. Wie die Schweiz für ihre Nachbarländer, war das Baskenland und namentlich Vittoria stets das Lieblingsasyl politischer Flüchtlinge aus Frankreich, die erst in

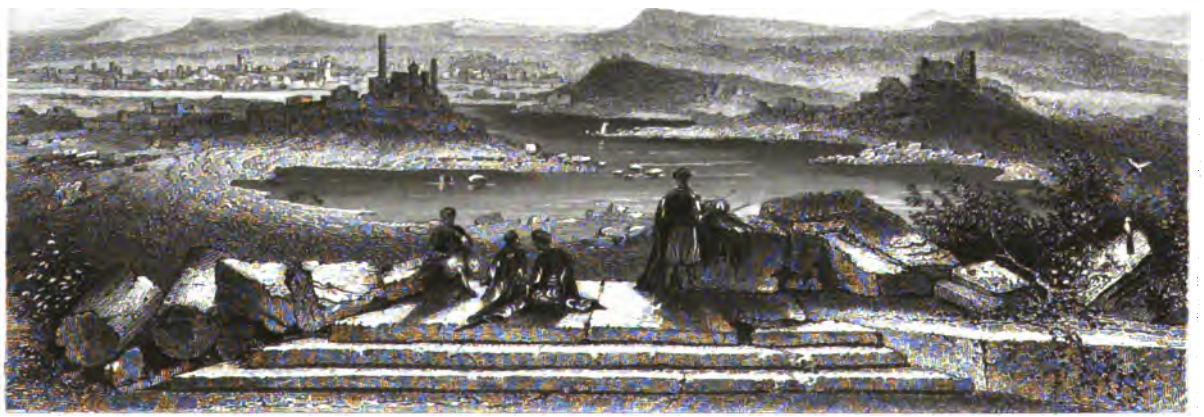
diesen Tagen (in Folge der letzten Revolution) im Inneren Spaniens „internirt" worden sind. Die 12,000 Einwohner Vittoria's sind auch in industrieller Beziehung regsam. Ihre Gerbereien, ihre Fabriken für Tafelzeuch, Töpferwaaren, Eisen- und Kupferwaaren beschäftigen viele Hände, und ihr Handel mit Wein (dem berühmten Chacoli), Wolle, Tuch, Pferden, Mauleseln und Rindvieh hat sich durch alle Kriegsübel nicht ganz darniederschlagen lassen. Dies Alles verschafft der Stadt jene Wohlhabenheit, die sich schon im Aeußeren zeigt, mit der sie sogar für Pflege von Kunst und Wissenschaft Einiges thut, indem sie eine Zeichenschule und ein Münz- und Antikenkabinet erhält, und mit der sie für Anstalten der Wohlthätigkeit (Waisenhaus und Spitäler) sorgt. Hauptsächlich zeigt sie sich aber in den großen Opfern, die sie der unbändigen Schaulust des Volks bringt. Auf dem neuen Markt werden jeden Sommer drei bis vier Stiergefechte gehalten, deren jedes 6—7000 Piaster (ungefähr 15,000—17,500 Gulden rhn.) verschlingt. Außerdem unterhält die Stadt ein stehendes Theater. Vittoria's Lieblingsstätte ist aber der Prado, eine große von Bäumen beschattete Wiese, auf welcher die immer fröhliche Jugend ihr Spiel treibt und das Alter sich am Zusehen erquickt. Jeder Sonntagnachmittag sieht hier ein immer neues Volksfest in uralter Weise. Die Bärentrommel und die Pickelflöte genügen dem Völkchen zum lustigsten Tanz und die halbe Bevölkerung der Stadt wimmelt da durcheinander. Auch die Märkte ziehen nicht ohne ihr langes Gefolge von Lustbarkeiten vorüber. Vittoria liegt in der Mitte einer reichen herrlichen Ebene, die ringsum in einer Entfernung von drei bis vier Stunden mit einem Kranze von grünen Hügeln und blauen Gebirgsrücken eingefaßt ist. Aus den Thälern und von den Bergen herab winden sich die langen bunten Züge durch die lachende Ebene zum Markte, und das Schönste von Allem, was da kommt, sind natürlich die Töchter des Landes in ihrer malerischen Tracht. Wie bei allen romanischen Nationen sind auch hier die Frauen des Volks ein tapferes, charaktervolles Geschlecht, auf dessen Tüchtigkeit, Feuer und Thatkraft kein geringer Theil der Hoffnungen der Zukunft ruht. Und weil sicher unter denen, die da zum Markte wallen, manche Schöne ist, die in ernsten Tagen keinem „Mädchen von Saragossa" nachsteht, so schließen wir, ihnen zu Ehren, mit einem jener glühenden Volks liedchen, in denen der Baske seine Huldigung darbringt und das zugleich die Marktzeit in Vittoria verherrlicht.

Kommt der blühende April,
Füllen sich die Rebenhügel
Von Vittoria mit den Schaaren,
Die zu seinem Markte wallen.
Seinen blonden Sand bedecken
Tausend Stuten, tausend Füllen.

Wilde Stiere heerdenweise
Ziehn herbei. Doch unvergleichbar
Ist die Tochter des Gebirgs:
Zierlich, lustig, stolzen Hauptes,
Rauschend licht von Gold und Fransen,
Kommt sie auf den Markt am Morgen.

Klein der Fuß, ein Baskenfüßchen,
Und das Aug' ein ganzer Baske,
Und der Blick ein rascher Mörder,
Schwarze Nacht und strahlend Licht;
Wo er trifft, der sichre Schütze,
Liegt ein Todter, steht ein Kreuz!

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS



DIE RUINEN VON NINIVEH

Aus d. Kunstanst. d. Bibliographischen Institutes in Hildburghausen.

Eigenthum d. Verlegers

DCCXCIX. Die Ruinen von Niniveh.

Das Land „zwischen den Strömen," das alte herrliche gesegnete und gepriesene Mesopotamien, das sich mit den Ufern des Indus streitet um die Priorität der Menschheits-Wiege, ist das Mumienfeld für die Städte-Riesen der alten Welt.

Wenn man den Tigris hinab gen Mossul fährt, so tritt man ein in eine weite todtenstille Ebene. Der Boden ist den größten Theil des Jahres von der Sonnengluth gedorrt; kein Baum belebt die öde Gegend, und nur selten taucht hie und da ein elendes arabisches Dorf auf. Wer ahnete, daß diese Wüste einst ein blühendes und fruchtbares Gefilde war, Jahrhunderte lang der Sitz eines mächtigen und civilisirten Volkes? Und doch, hier, in der Gegend des jetzigen Mossul, lag das alte Niniveh, die Weltstadt, größer als das heutige London, voller Leben und Thätigkeit, voller Reichthümer und Glanz, voller Luxus und Sittenlosigkeit. Hier standen in orientalischer Pracht und Ueppigkeit die Throne jener Assyrer-Könige, die über ein halbes Jahrtausend die Herrschaft über ganz Oberasien behaupteten; hier koncentrirte sich die ganze Macht ihres gewaltigen Reiches, die ganze Kultur der damaligen bekannten orientalischen Welt, von da flutheten sie westwärts nach den Küsten des mittelländischen Meeres. Seit zwei Jahrtausenden nun schon ist das Herz des Ostens in Erstarrung versunken und ein anderer ferner Welttheil ist zum Tempel geworden, der die heilige Flamme der Gesittung bewahrt, und andere Völker weben weiter am Faden der Menschengeschichte.

In der Tradition vom alten Niniveh reicht die Mythe der Geschichte die Hand; sie nennt als Gründer des Reiches und Erbauer seiner Kapitole Ninus, den gewaltigen Krieger. Mit seiner Geschichte ist die der Semiramis eng verflochten. Die Tochter einer syrischen Fischgöttin, wurde sie als neugebornes Kind ausgesetzt und von Tauben wunderbar ernährt. Von außerordentlicher Schönheit und eben so tapfer als klugen Geistes entzündete sie des großen Ninus Herz zu heftiger Liebe und erhob sich zu seiner Gemahlin. Nach seinem Tode herrschte sie über das Reich, erbaute Babylon mit überschwenglicher Pracht, unternahm gewaltige Eroberungszüge, bezwang Aegypten und Aethiopien und drang bis Kleinasien und Arabien; nur an Indien scheiterte ihre Macht. Zuletzt verschwand sie von der Erde. Dreißig Menschenalter hindurch wucherte nun asiatisches Despotenthum in dem Schooße der herrlichsten

Zone der Erde, alle Kanäle des Reichthums der bezwungenen Länder ergossen sich vor dem Thron entarteter Königsgeschlechter, Mark und Blut der unterjochten Nationen wurden in den Palästen von Niniveh und Babylon in unerdenklicher Lust und Pracht vergeudet, bis endlich eine Empörung der mißhandelten Völker den morschen Thron in Trümmer brach. Damals ging die Vergeltung in der Geschichte gar langsamen Schritts; die Empires unserer Zeit wachsen auf magererem Boden und können ihre Lebensdauer wenigstens nicht nach Menschenaltern rechnen. — Das assyrische Herrscherreich schloß mit Sardanapal, der sein ganzes Leben als Weib verkleidet und unter weibischen Belustigungen verbracht; als die Feinde in die Stadt drangen, bestieg er einen Scheiterhaufen und verbrannte sich sammt seinen Schätzen, Weibern und Verschnittenen. Das prächtige Niniveh wurde zerstört. Die Stürme der Jahrhunderte fegten über die Stätte, und von der Riesenstadt, von dem Volke, das da gehaust, von der Civilisation, die hier geblüht hatte, schwand jegliche Spur von hinnen.

Auf wunderbare Weise hat die allerjüngste Zeit das Dunkel, das auf der Geschichte jener grauen Vorzeit ruht, vielfach erhellt. Dies geschah durch die Aufdeckung der Ruinen von Niniveh. Gleich dem Geologen, der im Gestein die Geschichte der Erde liest und aus ihren Runen die Bilder früherer Schöpfungsperioden entwirft, haben Alterthumsforscher den Boden der alten Königsstadt durchwühlt und vergegenwärtigen aus den gefundenen Ueberresten den Zustand einer Jahrtausende alten Kultur.

Das hauptsächlichste Verdienst um diese Entdeckung gebührt dem Engländer Layard; sein Name ist unzertrennlich mit dem neuerstandenen Niniveh verbunden. Dieser kühne und kenntnißreiche Mann, der seit seiner Jugend den Orient bereist hatte, kam zu Anfang der vierziger Jahre auch nach Mossul. Immer fühlte er, wie er selbst sagt, einen unwiderstehlichen Drang, in die Gegenden jenseit des Euphrat vorzudringen, welche von der Geschichte und Sage als die Wiege der Weisheit des Westens bezeichnet werden.

In der Umgegend der Stadt Mossul erheben sich zahlreiche künstliche Hügel und bilden auf dem linken Ufer des Tigris eine Art Halbkreis. Diese seltsam geformten Anhöhen, oft 700 — 800 Fuß im Umfang haltend, im Frühling mit der üppigsten Vegetation des Südens bekleidet, im Sommer verbrannt und kahl, erregten Layards Aufmerksamkeit; unter ihnen ahnte seine Phantasie die verschütteten Herrlichkeiten einer großen Vorzeit. Seine Ansicht fand Bestätigung, als um dieselbe Zeit (1843) der französische Konsul Botta in einem benachbarten Dorfe Khorsabad Nachgrabungen veranstaltete und bedeutende Entdeckungen machte. Jetzt ließ es Layard keine Ruhe mehr. Etwa 2 Meilen im Süden der Stadt, am Ende eines einsamen Höhenzugs, ragt in Pyramidenform ein Hügel auf; unten zieht der Tigris vorüber. Diesen Ort, im Land der Nimrod-Hügel geheißen, ersah sich Layard aus, und hier begann er mit einigen Arbeitern seine Nachforschungen.

Der glänzendste Erfolg hat im Lauf der Jahre seine Bemühungen gekrönt. Aber man muß von den

Schwierigkeiten, Gefahren und Drangsalen lesen, welche dieser Mann, allein unter einer halbwilden Bevölkerung, dem Argwohn eines türkischen Pascha Preis gegeben, anfangs ohne ausreichende Mittel und Werkzeuge für seine Unternehmung, aller Unbill eines tückischen Klima's ausgesetzt, zu bestehen hatte, um ganz von Bewunderung ergriffen zu werden für den Eifer und die Energie, womit der kühne Forscher alle diese Hindernisse überwand und so großartige Resultate zu Tage förderte.

Wie Botta zu Khorsabad, stieß auch Layard bald auf Mauerwerk, Platten mit Figuren und Keilinschriften; es kamen Hallen, Kammern, Gänge zum Vorschein; endlich lag der Plan eines ungeheueren Palastes, mit mannichfachen Anbauten, umgeben von festen Wällen und Gartenanlagen, vollständig aufgedeckt. Ein zweiter Hügel, der von Kujundschik, Mossul gegenüber, lieferte nicht minder reiche Ausbeute, und im Verlauf seiner 5jährigen Arbeiten hatte Layard eine ganze Reihe solcher Königspaläste enthüllt und die zahlreichen Hallen, Kammern, Säle und Gänge theils durch offene Graben, theils durch Schächte und Tunnels genau erforscht. In Khorsabad wurden inzwischen die Nachgrabungen mit gleichem Erfolg betrieben. Es darf nicht auffallen, daß immer nur Ruinen ähnlicher palastartiger Gebäude gefunden wurden. Man muß sich erinnern, daß, wie die orientalischen Fürsten noch heut zu Tage, so auch die Könige jenes alten Volkes, jeglicher nach seiner Thronbesteigung, einen Palast baute, in dem er vorzugsweise residirte. Man wählte eine natürliche Erhöhung des Bodens; auf dieser Grundlage erhoben sich mächtige Bauten, geräumige Terrassen aus Backsteinen; der Palast selbst bildete die Spitze des künstlichen Hügels. Nur dergleichen Hügel hat man bisher untersucht; die eigentliche Stadt liegt viel tiefer vergraben. Alle jene Paläste waren so umfangreich wie prachtvoll; ihre Wände fand man mit Marmor- und Alabasterplatten bekleidet und mit Basreliefs und Inschriften, in den lebendigsten Farben, verziert. An den Thüren erheben sich kolossale Skulpturen, geflügelte Stiere und Löwen mit Menschenköpfen, die Embleme der Stärke, und imposantes Bildwerk aller Art. — Welch prachtvollen Anblick mußten die jetzt so öden Ufer des Tigris zu der Zeit darbieten, als jene wunderbaren Königspaläste wie strahlende Kronen von den Höhen niederschauten auf eine üppige Landschaft voll prunkender Gärten, künstlicher Seen, unermeßlicher Städte, riesenhafter Tempel, Thore, Terrassen, Wasserleitungen und Bauwerken der wundersamsten Art, und auf eine Bevölkerung, die mit allen Attributen des Glanzes und Reichthums angethan und in allen Genüssen der alten Welt erfahren, die Ebene durchwogte und ab und zu sich auf den Straßen drängte, die das Land nach allen Winden durchfurchten. Jetzt zieht der Schakal und die Hyäne diese Straßen und aus den bunten Blumenteppichen, in die sich im Frühling die Ebene und die Ruinenberge kleiden, leuchten die schwarzen Zelte der Araber und die weißen der türkischen Reiter, deren Rosse hier auf die Weide gehen; — oder im Sommer, wenn die heißen Wirbelwinde der Wüste über die plötzlich verdorrende Ebene

wehen und die leichtgebauten Wohnungen und Zelte mitnehmen, sucht alles Leben, bei verdunkelter Luft halb erstickt und geblendet, in den Laufgräben der Ausgrabung Schutz.

Wenn man die Hügel ersteigt, erzählt Layard, sieht man noch lange nichts von einem Gebäude. Aber wildaussehende Wesen mit fliegenden Haaren in kurzem Hemd, Possen reißend, Alle wie Verrückte hin- und herlaufend, tauchen aus der Tiefe auf. Es sind die arabischen Arbeiter, die den Schutt aus den Gräben tragen, jeder mit seinem Korb, den er am Rand des Hügels in einer Staubwolke ausleert, um dann tanzend und schreiend, den Korb über den Kopf schwingend, wieder zu verschwinden. Im großen Laufgraben steht vielleicht ein Beduinenscheik der Wüste mit seinem Gefolge, den das Gerücht von den Wundern dieses Berges herbeigezogen. Sie führen die lange Lanze, oben mit dem Straußfederbüschel und hinter sich ihre Stute. Zwischen zwei riesenhaften geflügelten Löwen, die ein Portal bilden, steigt man hinab in die Gräben, wo die Chaldäer arbeiten mit der Hacke im dicken Staub. Es sind die stärkeren Gebirgsbewohner, nestorianische Griechen, aus dem kurdischen Gebirg, dessen schneebedeckte Höhen in weiter Ferne sichtbar sind; sie tragen kegelförmige Filzmützen und gestreifte Anzüge. Kurdische Musik wird laut in irgend einer Ecke, und wenn sie die umherlaufenden Araber hören, stimmen sie ihr Kriegsgeschrei an und arbeiten mit verdoppeltem Eifer.

Als zuerst der ungeheure Kopf eines der großen menschenköpfigen Löwen zum Vorschein kam, mannshoch, voll ruhiger Majestät, mit feingeflochtenem Bart und in eine hohe Mütze gekleideten Hörnern, warfen die Araber ihre Körbe weg, liefen nach dem entfernten Mossul, und riefen durch die Bazars: Nimrod sey erschienen! Sogleich bildete sich eine Prozession zum Pascha und protestirte gegen Unternehmungen, welche so arg gegen die Gesetze des Koran verstießen. Ein Beduinenschwarm, der auf die Nachricht herbeigesprengt war, trieb die Arbeiter hinweg mit dem Geschrei: Es ist kein Gott außer Gott und Mohammed ist sein Prophet. Der Scheik entschloß sich endlich, hinabzusteigen, und gab sein Urtheil ab: „Das ist kein Werk von Menschenhänden, sondern von jenen ungläubigen Riesen, von welchen der Prophet, Friede sey mit ihm! gesagt hat, daß sie größer wären, als die größten Dattelbäume; das ist eines der Götzenbilder, welche Noah, Friede sey mit ihm! vor der Sündfluth verfluchte!" In dieser Meinung, welche das Ergebniß einer sorgfältigen Untersuchung war, sagt Layard, stimmten alle Umstehenden überein. — Ist es ein Wunder, wenn diese kolossalen Bildwerke noch heute imponiren? Auch die alten Hebräer haben diese Formen geheiligt, diese Zusammensetzung aus den gewaltigsten Geschöpfen der Erde, Menschenhaupt, Stier- oder Löwenleib mit Adlerflügeln, und haben sie als Cherubim zu Wächtern des Paradieses, zu Trägern von Gottes Thron, zu Hütern der Bundeslade im Allerheiligsten des Tempels gemacht!

Von größter Bedeutung für die Kenntniß des Kulturzustandes jenes alten merkwürdigen Volkes sind die Basreliefs, welche die Wände der meisten Paläste in Unzahl überdecken. Es sind Darstellungen der verschieden-

sten Art: Festaufzüge der Könige mit ihren Hofdienern, Eunuchen, Kriegern und Priestern; namentlich aber kriegerische Scenen, Schlachten, Belagerungen und Aehnliches. Da sieht man eine belagerte Burg und den Sturmbock gegen sie in Arbeit, den man von oben mit einer Kette zu fangen, mit geschleudertem Feuer zu zerstören sucht; — dort eine Schlacht, den König im Wagen stehend und den Pfeil abdrückend, während das Zeichen der höchsten Gottheit, eine Figur im geflügelten Kreis, über ihm schwebt und gleichfalls schießt. Auf einem Bildwerke sieht man einen Mann das Sprachrohr handhaben, um Arbeitern, die einen mächtigen Tempel aufführen, Befehle zu ertheilen; ein anderes zeigt, daß man Hebel und Walze auf's Beste zu gebrauchen verstand. Hier setzt der König über einen Fluß; er steht in seinem Wagen im Boote, während die Pferde, am Zügel gehalten, nachschwimmen. Dort geht ein Zug Krieger, welche Götterstatuen tragen, immer zu vieren einen Thron mit der stehenden oder sitzenden Figur der Gottheit. Eine der Platten zeigt sogar, der Inschrift nach, den König Sennacherib (den Sanherib der Bibel), der eben einen Bau beaufsichtigt, an dem die von ihm fortgeführten Juden mitarbeiten, deren Physiognomie auf's Trefflichste gezeichnet ist. Die 180 Fuß lange Façade eines der Paläste schmücken zehn gigantische Stiere und sechs menschliche Kolosse. In einem anderen Gebäude stieß man auf eine Reihe kleinerer Zimmer; in ihnen befand sich das Archiv der Könige. In drei verschiedenen Sprachen abgefaßt, liegen dort die öffentlichen Urkunden auf Tafeln oder Cylindern von gebranntem Thon geschrieben: ein kostbares und vielversprechendes Material für die Geschichte, seitdem der deutsche Forschungsgeist auch die Keilschrift entziffert hat. Außer diesem finden sich Erzgefäße aller Art, Kessel, Becher, Schüsseln, Glocken, Knöpfe, Vieles kunstreich verziert mit Menschen- und Thiergestalten.

Diese Kulturreste, deren Reichthum und Mannichfaltigkeit wir hier nur andeuten können, geben ein treues Bild assyrischen Lebens, seiner Sitten, Gebräuche und Formen, und erwecken einen hohen Begriff von seinem Bildungsgrad. Es tritt ein Volk vor unsere Augen, das sich in die kunstreichen glänzenden Gewänder Babylons kleidete, dessen tägliche Geräthschaften Zierlichkeit der Formen auszeichnete, das Gemächer liebte mit glänzenden Gemälden, nicht ohne feine Zeichnung der Linien; ein Volk, das in Skulptur und Architektur einen ganz eigenthümlichen Styl besaß und das seine Tempel und Paläste mit Werken der plastischen Kunst schmückte, welche hohe künstlerische Kraft verrathen und in der Darstellung aller Gegenstände, der Menschen- und Thierformen, wie der Pflanzengestalten, von origineller Meisterschaft sind. Zwar die vollendete Schönheit der idealen Menschengestalt erreichte jene Plastik noch nicht; dieses Geheimniß blieb dem Meißelschlag des griechischen Genius aufbewahrt; aber Alles, was wir sonst von altasiatischer Kunst kennen, steht weit zurück hinter den assyrischen Schöpfungen, deren Geist und Freiheit in der Zeichnung, deren Kraft und Energie in den Formen, deren künstlerische Einsicht in die Gruppirung, mit einem Worte, deren Leben jeden sinnigen Beschauer mit Freude und Bewunderung erfüllt.

Die Nachgrabungen wurden in den letzten Jahren von englischer wie von französischer Seite mit Wetteifer fortgesetzt. Mehr als 30 neue Hügel hat man bereits durchsucht und immer neue Reichthümer der Skulptur und Baukunst an's Licht gebracht. Nicht mehr auf vereinzelte Denkmäler richtet sich die Aufmerksamkeit, sondern auf eine ganze Stadt, deren Plan sich allgemach entschleiert, auf ein ganzes System von Architektur, das den mannigfachsten Zwecken, der kriegerischen Vertheidigung, der Verzierung der Paläste und der Verschönerung einer ungeheueren Häusermasse diente. Schon ist man der Mauer der Stadt auf die Spur gekommen, und hat eines der alten Riesenthore, in wunderbar erhaltenem Zustande, bloßgelegt, und so wird, wie Pompeji und Herkulanum, auch Ninive h, die biblische Stadt, dem Grabe entsteigen, in dem sie Jahrtausende lang verschüttet lag.

DCCC. Maiden-Rock

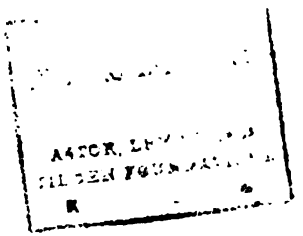
am Mississippi.

An den Ufern des Mississippi geht eine uralte Indianersage: In dem Dorfe der Dakotahs, Wa-ba-scha, lebte ein schönes Mädchen, genannt Wse-no-nah; d. i. die „Erstgeborne". Sie war von frühester Jugend auf der Liebling ihrer Familie und der Abgott des Dorfes. Die tapferen Söhne ihres Stammes suchten durch kühne Thaten ihre Theilnahme zu gewinnen; schmucke Jäger brachten die ausgesuchtste Beute in die Hütte ihres Vaters. Ein junger Indianer, von anmuthiger Gestalt und ein geschickter Jäger, erregte ihre Aufmerksamkeit. Er gab ihr Zeichen einer glühenden Liebe, fand Erwiederung und nach mehrmaligen Zusammenkünften wechselten sie die Pfänder eines Bundes, in dem sich alle ihre Hoffnungen vereinigten.

Allein Indianer-Heirathen sind weniger das Resultat persönlicher Zuneigung und der Wahl der Betheiligten, als Sache der kalten berechnenden Politik und der elterlichen Autorität. So schwach in mancher Rücksicht das Ansehen eines Häuptlings unter einem Indianerstamme seyn mag, so groß ist die väterliche Gewalt in der Familie; sie wird mit so unnachsichtlicher Strenge geübt, daß ihrer Macht zu entrinnen, nur selten versucht wird, noch seltener gelingt. Te-os-ca-te, „der lauernde Panther", ihr Geliebter, fand ei-

MAIDEN - ROCK

VALLEY OF THE MISSISSIPPI


ASTOR, LEN
TILDEN FOUN

nen gefährlichen Nebenbuhler in Muck-wah, dem „Bären". Dies war ein Häuptling, dreimal so alt als das Mädchen, von rauhen Sitten, blutdürstig, grausam und rachsüchtig von Charakter, und bereits Gatte von zwei Weibern. Der alte Bär war aber ein angesehener und tapferer Krieger. Er verdankte sein Ansehen den Heldenthaten, die er im Kampfe seines Volkes gegen die Chippeways vollbracht hatte und konnte mehr Chippeway-Skalpe aufweisen, als irgend ein Indianer seines Stammes. Dieser warb um Wee-no-nah, als um sein drittes Weib. Er beabsichtigte dadurch, daß er ihre Eltern, Brüder und ihre weitverzweigte Familie an sein Interesse knüpfte, seine eigene Stellung zu sichern und einflußreicher zu machen. Der Vater und die Brüder Wee-no-nahs begünstigten seinen Antrag, der, abgesehen von der Verbindung des Mädchens mit dem jungen Jäger Te-os-ca-te, der Indianerin Gefühl tief verletzte und alle ihre Hoffnungen auf Glück zertrümmerte. In geziemenden Worten machte sie Einwendungen gegen diese rücksichtslose Verfügung über ihre Person, setzte allen Anträgen des Kriegers entschiedene Weigerung entgegen und bestand auf ihrem Entschluß, Te-os-ca-te zu heirathen. „Thorheit!" erklärte der Vater, „soll man der Laune einer albernen Dirne nachgeben, die einen jungen Jäger einem großen Krieger vorzieht?" Die Häuptlinge hielten Rath und Te-os-ca-te wurde gezwungen, das Dorf zu verlassen. Er schied mit der Hoffnung, daß seine Abwesenheit der Geliebten, auf deren Treue sein ganzes Vertrauen stand, einige Ruhe verschaffen werde.

Um die nämliche Zeit und während der Abwesenheit Te-os-ca-te's fuhr ein Trupp Indianer vom Wa-ba-scha-Dorfe den Fluß hinauf nach dem Pepin-See, um von dem blauen Thon zu holen, der an seinen Ufern gefunden wird und mit welchem die Indianer bei festlichen Gelegenheiten ihren Körper malen. Auch Wee-no-nah und ihre Sippschaft waren unter der Gesellschaft. Auf einem ebenen Platze zur Rechten des großen Felsens lagerte man. Dies geschah nach Verabredung mit Muck-wah, der an diesem Orte zu ihnen stoßen wollte, um bei der Gelegenheit die Hochzeitsgaben seiner Schönen darzubieten. Des Abends, nachdem sie sich zurückgezogen, trat Muck-wah in ihre Hütte, in der Hand die brennende Fackel, die, wenn der Kommende angenehm, das Mädchen auszulöschen pflegt. Allein fest in ihrem Vorsatze, und entschlossen, eher den Tod zu leiden, als die Treue gegen Te-os-ca-te zu brechen, hüllt sie das Gesicht in ihr Gewand und schreit laut Abscheu und Entrüstung. Das war zu erniedrigend für den stolzen Krieger, und von Zorn erfüllt schwur er, sie mit Gewalt sein eigen zu machen.

Von Neuem machte ihr der Vater ernste und eindringliche Vorstellungen und sprach schwere Drohungen aus, um sie zum Gehorsam zu bringen. Mutter, Brüder, die ganze Familie verbanden sich mit ihm. Da gab Wee-no-nah endlich ihre letzte Erklärung. „Ist es denn euer grausamer Wille," sprach sie, „gut, so mag es seyn! Bald aber werdet ihr keine Tochter mehr haben, die euch liebe oder fürchte, und keine Schwester, die ihr quälen könnt mit heuchlerischen Versicherungen euer Liebe." Die Hochzeit mit Muck-wah, dem Krieger, wurde noch auf den nämlichen Tag festgesetzt.

Während ihre Familie mit den Zurüstungen für die Hochzeit beschäftigt ist, stiehlt sich Wee-no-nah aus dem Lager und ersteigt auf schmalem Fußsteig den großen Felsen am See. Plötzlich erscheint sie auf der Spitze. Mit der Stimme der Verzweiflung redet sie zu Vater, Mutter und Brüdern auf der Ebene drunten. Sie macht ihnen Vorwürfe über ihr grausames Verfahren gegen sie und ihren Geliebten, beschuldigt sie des Trugs und der Falschheit und erklärt, sie werde nun alle ihre schmachvollen Absichten zu Schanden machen. Erschreckt stürzen Brüder und Verwandte aus dem Lager, klimmen an dem steilen Abhang empor, über dem sie steht; die Mutter sinkt in die brechenden Kniee und der Vater gelobt feierlich, ihr keinen Zwang mehr anzuthun. Der harte Krieger, Muck-wah der Bär, bleibt allein ungerührt. Sein kalter Blick ist auf das Mädchen gerichtet; er erwartet mit grausamer Gleichgültigkeit den entsetzlichen Sprung. Jetzt stimmt Wee-no-nah das Todtenlied an. Der Hauch der Luft trägt die Worte hinab zu ihren Verwandten, die sich abmühen, die jähe Felsenmauer zu ersteigen. Man ruft, man bittet, man weint und jammert zu ihr — umsonst. Ihr Entschluß steht fest; wie die letzten Worte des Gesanges verklungen sind und eben die Männer den Gipfel des Felsens erreicht haben und die Arme nach ihr ausstrecken — da vollbringt sie den entsetzlichen Sprung und liegt, ein verstümmelter Leichnam, zu des Vaters Füßen.

Jahre gingen hin, Jahre voller Mühen und Abenteuer für Te-os-ca-te, und die schöne Gestalt des Jünglings hatte sich verwandelt in die rauhe, verwetterte eines kräftigen Mannes. Der Verbannte kehrt heim in sein heimathliches Dorf, er erfährt das wehevolle Geschick seiner Geliebten, und nur noch ein Gedanke, die Rache, lebt fortan in der starken Seele des Indianers.

Eines Abends um jene Zeit war Wee-no-nah's Vater auf die Jagd gegangen und nicht heimgekehrt. Nach wenigen Tagen fand man seinen Körper, durchbohrt von einem Pfeil und das Bild eines lauernden Panthers auf seine nackte Brust gezeichnet. Er lag mit aufgerichtetem Haupte, der Körper wider einen Baum gelehnt; der Schädel unberührt. Daran ward's klar: der lauernde Panther hatte einen Feind gefällt.

Wenige Wochen später traf ein schwirrender Pfeil das Herz eines Bruders von Wee-no-nah, als er durch ein Gebüsch, ganz in der Nähe des Dorfes, ging, und zur Bestürzung der Einwohner sah man einen fremden schwarz bemalten Krieger, in der Tracht der Chippeways, aus dem Dickicht entspringen und über die Prärie davon jagen. Verfolgung war unmöglich; er war den schnellsten Läufern zu schnell. Das entsetzliche Geheimniß kam damals an den Tag. Te-os-ca-te, der Dakotah-Indianer, so erfuhr man, befand sich unter den Chippeways, er war ihr Todfeind geworden.

Nicht 4 Jahre verstrichen, als auf gleiche Weise alle Verwandte Wee-no-nahs, die ehedem gegen sie gehandelt hatten, hinweggetilgt waren. Eine unsichtbare Hand streckte sie zu Boden. Keinen fand man skalpirt — aber das Bild des lauernden Panthers kennzeichnete unausgesetzt die Leichen der Erschlagenen.

Muck=wah, nach Rache lechzend, war dem Mörder unabläſſig auf der Spur. Oefters waren ſeine „Zeichen" zu ſehen, aber ihn ſelbſt vermochte er mit aller Liſt und Kühnheit nicht zu entdecken. Einſtmals ging er mit dem letzten noch übrigen Bruder Wee=no=nah's durch ein dichtes Gehölz in der Nähe ihres Hauſes. Muck=wah's ſtets wachſames Auge ſpähte lauernd umher, als der Jüngling an ſeiner Seite plötzlich aufſchreit und zu Boden ſinkt. Ein Pfeil hatte ſein Herz durchbohrt, er ſtarb augenblicklich.

Voll grenzenloſer Wuth durchſtreifte Muck=wah jetzt mit einigen ſeiner Genoſſen die Jagdgründe der Chip=peways, ſeinem Feinde zu begegnen, aber ohne Erfolg. Er war lange abweſend, verfolgte die Spuren Te=os=ca=te's bis an die Gewäſſer des oberen Sees und von da weiter bis an den Crow=wing=River, und kehrte endlich, des er=folgloſen Jagens müde, auf einem Canoe, den Miſſiſſippi hinab, in die Heimath zurück. Auf dieſem Wege war er eines Abends am Pepin=See angelangt, an deſſen weſtlicher Küſte er eine Schlucht zum Nachtlager erkor. Der Ort lag juſt der Stelle gegenüber, wo Wee=no=nah den Tod gefunden. Die Sonne war hinabgeſunken, und Muck=wah erklomm eine Felſenwand, um die Gegend auszukundſchaften. Wenige Augenblicke ſtand er und ſpähete über die weite wogende Prärie: da plötzlich fühlt er ſich von einem Paar nervigen Fäuſten gepackt. Das Zeichen des lauern=den Panthers ſtarrt ihm in's Antlitz. „Muck=wah, kennſt du die verhängnißvolle Klippe dort über dem See? Wee=no=nah's Grab? Jetzt will ich ſie rächen!" — Es war Te=os=ca=te.

Sie rangen Beide — ſie rangen auf Tod und Leben; aber bald war der furchtbare Zweikampf entſchieden. Te=os=ca=te, der Stärkere, zog ſeinen Feind, der ihn feſt umſchlungen hielt, bis an den Rand des Felſens, mit ver=zweiflungsvoller Anſtrengung preßte er ihn den jähen Abhang hinab. Ein vorſtehender Felsblock hemmte für ei=nen Augenblick ihren Sturz — dann folgte ein dumpfer Fall und Beide verſchwanden in den Wellen des Pepin=Sees.

Kein Dakotah zieht an dieſer Stelle in ſeinem Canoe vorüber, ohne ſeine Blicke zu der ſchwindlichen Höhe des Maiden=Rock zu werfen und dem Geiſte des Felſens ſeine Huldigung darzubringen. Zuweilen, wenn die Schatten der Dämmerung ſich um den Gipfel lagern, ſieht man die ſchöne Geſtalt Wee=no=nah's einſam droben ſtehen, und ihr Todtenlied trägt der Abendhauch heran zu des Indianers Ohr. —

Der Sang dieſer Sage iſt der einzige, der aus den verklungenen Zeiten herüber tönt, da noch der rothe Mann ſein Schlachtroß aus den gelben Fluthen des Miſſiſſippi tränkte. Die Civiliſation unſerer Tage mit ihrem Materialismus, ihren Dampfbooten und Eiſenbahnen, ihren Zollhäuſern und Börſen, ihren Zei=tungen und Druckerpreſſen, mit ihren ſpekulirenden und intriguirenden, hab= und geldſüchtigen Menſchen verrichtet auch da, wie überall, das Todtengräber=Amt an Poeſie und Romantik. Vor ihr ſind die Erb=Inſaſſen des Landes von ihrer heimathlichen Stätte geflohen, der Indianergeſang iſt verſtummt vor dem Klappern der Mühlen und dem Raſ=ſeln der Maſchinen, die Pfade, die das Elk und der Jäger gemeinſam gingen, haben ſich verwandelt in Schienenwege und Heerſtraßen des Handels, die Furchen der ſchwanken Canoes auf dem Spiegel des Pepin werden umgewühlt von

den Schaufeln der Dampfboote, Telegraphendrähte durchwehen die Luft und wo der rothe Krieger sich an dem Feuer seines Whigwams wärmte und die Squaw an den Mocassins ihres Buhlen gerbte, wachsen jetzt die rothen Ziegel-Städte, rechnen die Männer an ihren Dollars und studiren die Frauen über pariser Modebildern. Der Dichter trauert über den Wechsel, über den Untergang eines kräftigen Geschlechts, über das Erschlaffen einer wilden Natur, über den Verfall eines Heldenthums: der Menschenfreund aber wünscht der Civilisation Glück, daß sie die Rohheit von jener Stätte verdrängt, daß sie dem Streben nach Wohlfahrt, Freiheit und Genuß neue Bahnen bricht und mit ihren milderen Formen, ihren mannichfaltigen Interessen, verfeinerten Bedürfnissen und vielseitigen Zwecken auch die höhere Gesittung und Entwickelung des Menschenthums nach entfernteren Zonen trägt. Ist doch jeder Dampfbootheizer und Maschinenarbeiter, jeder Blockhäusler und Holzschläger des Westens, jeder Waarenballen und jede rauchende Esse ein Bote und Träger neuer Ideen, die den Fortschritt der Welt bedingen und mit denen sie die Wildniß besiedeln, obwohl gerade das Menschenglück nicht immer desselben Weges zieht — und Elend, Verderbtheit, Korruption und Lüge ihnen im Gefolge gehen. Sind die Motive auch oft niedere Gewinnsucht und barer Eigennutz und die Mittel grausam und unredlich, das endliche Ziel ist gut und edel und der Opfer werth, denn es ist die Propaganda der Humanität.

Das Wasserbassin des Pepin, dem fälschlich die Bezeichnung eines Sees beigegeben worden, ist eine weite Ausbuchtung des Mississippi, beim Einfluß des St. Croix. Seine Ufer bilden ein Amphitheater von Felsen und Klippen der groteskesten Formen; am bekanntesten darunter und hervorragendsten durch seine schöne Lage ist der Maiden-Rock, dieses Riesendenkmal auf dem Grabfeld der amerikanischen Romantik.

DCCCI. Der Palast Lazienki in Warschau.

Ein helles Schloß auf klarem See, beide noch nicht hundert Jahre alt, aber das dunkle Auge der Geschichte blickt auch da hervor, aus dem spielenden Wasser, aus den Spiegelfenstern der Prachtsäle und aus dem Schatten der Bäume des Parks, wo Venus Amathusia und Jupiter tonans im Winter mit Schnee bedeckt sind, so daß sie noch im Sommer kalt darein schauen.

Da, wo die Kinder spielen mit den Schwänen im See und wo die modernen Herren auf den Granitplatten einherstolziren, wandelten einst zwei Könige ohne Land, und mancher trübe Strahl aus ihren Augen mag in den kleinen Wellen zergangen seyn. Auch sie waren klein, alle Beide, nur ihr Geschick ging auf hohen Wogen.

DER PALAST LAZIENKI
IN WARSCHAU

Aus d. Anstalt d. Bibl. Inst. in Hildburghausen

Eigenthum d. Verleger.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Das Reich des Einen war seinem Geschlecht verloren gegangen, seit nur Bürger dort herrschten und der Adel Stammbaum und Wappen weggeworfen oder die Heimath aufgegeben hatte.

Das Reich des Anderen war zu Grunde gegangen, weil nur der Adel dort geherrscht und in den weiten Grenzen des Landes trotz der vielen Hunderte von Städten kein freier Bürger einen Herd hatte.

Das Reich des Ersten schoß, während er ihm ein Fremdling und Feind geworden war, zum mächtigsten Staat der Welt auf durch einen Mann, der die Bürgerregierung mit dem Soldatenfuß niedertrat, Schwert und Scepter zugleich in den Händen hielt und seinen Gegner im fernen Winkel nicht des Blickes würdigte. Durch einen Völkerbundeskrieg mußte der Gewaltige von seiner Höhe gestürzt werden und sein Kaiserreich zum alten Königthum zusammenschrumpfen, damit der Kleine nach stammgewohnter Weise sich häuslich niederlassen konnte auf dem Thron seiner Väter.

Das Reich des Anderen ging zu Grunde vor seinen Augen und während er mit der Krone auf dem Haupte noch darinnen saß. Vergeblich erhob die größte Heldengestalt der Nation das Banner des Befreiungskampfes, entflammte das Volk zu den herrlichsten Thaten Alles opfernder Vaterlandsliebe und entzündete selbst im König ein Strohfeuer der Begeisterung; umsonst, — des alten Feldherrn Schmerzensruf „Finis Poloniae!“ war ein Prophetenwort. Die Polenkrone fiel vom schwachen Haupt, und gedrittheilt ward zum letzten Mal die bereits tausendfach durch eigene Schuld zerrissene Nation.

Der Leser kennt die beiden Könige ohne Land. Der Eine war Ludwig XVIII., Napoleons Nachfolger in den Tuilerien; der Andere Stanislaus August Poniatowski, unter welchem selbst ein Kosciuszko Polen nicht mehr retten konnte.

Hätte der letzte Polenkönig ein Herz gehabt, groß genug, um den ungeheuren Jammer über das Zusammenbrechen seines ganzen Reichs zu fassen, und hätte ihn die Last dieses Jammers in den See gezogen, an welchem er so oft auf und ab wandelte, — wahrlich, die Nation würde die Stätte heilig halten, die Polen wallfahrteten zu dem Wasser, wie die Inder zur Gangesquelle: der in der Geschichte fortlebende Schmerz über den Selbstmord des Polenstaats wäre durch den des Königs gemildert, wie durch einen Balsam auf der Wunde der Ehre. — Und wäre Ludwig XVIII. zufällig in denselben Fluthen ertrunken, — welche Gestalt würde die Geschichte Frankreichs, Europa's gewonnen haben?

Dummes Zeug! — Es ist keines von beiden geschehen. Der letzte Polenkönig zog es vor, seine russische Pension in Petersburg zu verzehren und daselbst zu sterben; — und Ludwig XVIII. wartete bis in's sechzigste Jahr, so lange hatte Napoleon ihn aufgehalten, ehe er Paris wiedersehen konnte; dort starb er als ein herzensguter, freundlicher, dicker Herr, kinderlos, und nach aber dreißig Jahren steht seines bösen Vorgängers Neffe in der Reihe seiner Nachfolger, wunderlicher Weise als ein ebensolcher III. ohne II., wie er selbst ein XVIII. ohne XVII. war. —

Das Polenreich ist nicht wieder erstanden, das Reich der Franzosen aber wieder geworden, was es damals war, als Ludwig ohne Land im Parke von Lazienki hoffnungslos spazieren ging: ein Kaiserthum. Und dennoch gibt es zwischen beiden Ländern wunderliche Leute genug, welche noch in Zweifel darüber sind, wer in der Theilnahme der Welt an seinem Geschick höher zu stehen verdiene — wenn nämlich dieses Verdienst mit dem Maße ihrer Selbstachtung, mit dem Maße der eigenen moralischen Kraft, mit dem Maße der nationalen Ehrenhaftigkeit gemessen wird — ob der schweigende heimathlose Pole, oder der siegeslaute gloireselige Franzose der Gegenwart?

Der Palast Lazienki ist eine Schöpfung des letzten Polenkönigs. Stanislaus August Poniatowski erbaute ihn mitten in einem kleinen künstlichen See, über welchen mehrere Brücken zu Schloß und Park führen. Der Bau ist nicht von großem Umfang, aber er zeugt in allen seinen Theilen von dem feinen Geschmack des Erbauers, der unter dem nordischen Himmel zur schönen Jahreszeit sich in eine italienische Villa versetzt fühlen wollte. Die innere Einrichtung entspricht dem schönen Aeußeren. Werthvolle Gemälde und Bildhauerarbeiten, unter Anderem die Statuen sämmtlicher polnischer Könige, schmücken die Räume; auch die kleine Kapelle ist mit ausgesuchter Pracht ausgeschmückt. Seit Polens Fall haben die russischen Herrscher, wenn sie zur Sommerszeit nach dem Lande kamen, bisweilen ihren Wohnsitz da aufgeschlagen. Die Gegend, in welcher Schloß und Park (die auch kurzweg das Bad genannt werden) angelegt sind, heißt — die neue Welt. Diese polnische neue Welt ist eine Vorstadt von Warschau, — dem ehemaligen Petersburg des Polenreichs, dessen Moskau jetzt in Oesterreich liegt.

DCCCII. Brown's Fall.

Ein Stück der malerischen Kaskaden-Scenerie vom oberen Mississippi, die im 2. und 5. Heft des vorigen Bandes beschrieben steht. Eine Vereinigung von Prärie-Gewässern, die, aus dem Gebiet Minnesota kommend, unterhalb der Fälle von St. Anthony zufließt, stürzt über den 45 Fuß hohen Bluff, kurz ehe sie sich dem Vater der Ströme in die Arme wirft. Das Bildchen ist von einem für amerikanische Großartigkeit ganz ungewöhnlichen Liebreiz.

DRAWN AFTER NATURE

For the Proprietor HERRMANN J MEYER

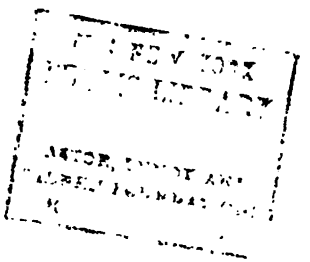
BROWN'S FALL

Published for HERRMANN J MEYER 164 William Street NEW YORK

Copyright secured according to ACT of CONGRESS

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1



BALAKLAVA

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhan

Eigenthum d. Verleger

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

SEBASTOPOL

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers.

DCCCIII und DCCCIV. Sebastopol und Balaklawa.

Wenn noch im vorigen Jahrhundert im civilisirtesten Lande ein Topf von verschlossenem Dampf zersprengt wurde, so fuhr in die Menschen der Schrecken vor einer geheimnißvollen Macht, der Aberglaube bevölkerte Küche und Herd mit schadenfrohen Spukgestalten, der Irrwahn wälzte die Ursache des unerklärten Vorfalls als schwere Schuld auf Schuldlose, und es gab eine Zeit, wo es ein seltenes Glück war, wenn nicht das Hexengericht diesen Schuldlosen durch den Tod im Feuer Das büßen ließ, was das Feuer so einfach bewirkt hatte. Das waren die Sünden der „alten Naturgeschichte," in deren Finsterniß Wahn und Lüge in tausend Formen wuchern konnten zum unsäglichen Unheil der Menschen. So blieb es gar lange Zeit, nur langsam weicht die Nacht aus den Köpfen der Menge, wie hell auch einzelne hervorragende Häupter ihr leuchten mögen; die Firnen glänzen lange im Morgenroth, wenn die Thäler und Schluchten noch tiefes Dunkel deckt. Die siegreichsten Feldzüge des Lichtes der neueren Naturforschung in das weiland wichtigste Gebiet des Irrthums und des Betrugs gehören der Gegenwart an. Der menschliche Geist ist auf dem Wege tausendfältiger Beobachtungen dem offenbarsten Geheimniß der Natur auf die Spur gekommen: auch in der Natur ist das Oberste das Gesetz, und so streng ist die gesetzliche Ordnung in ihrem Reiche, daß die kleinen Menschen, die zu Hunderten von Millionen auf dem Erdkörper durcheinander wimmeln und von denen Hunderte von Millionen entstehen und vergehen, ohne eine andere Spur auf Erden zu hinterlassen, als die thierische der Verwesung, daß diese kleinen Menschen durch ihre Erkundung und Anwendung der unabänderlichen Naturgesetze mit ihren schwachen Händen die ungeheuersten Naturkräfte beherrschen, bändigen und in ihren Dienst zwingen, fester, wie der beste Reiter sein Roß, ja sicherer, wie der sicherste Schütze sein eigenes Auge. Die Erforschung der Naturgesetze hat den Menschen befreit und befreit ihn noch täglich aus tausend Schlingen des Wahns und der Lüge, die erst unmöglich geworden sind, seitdem keine Erscheinung in der Natur mehr aus einem unerkannten Zusammenhang unerklärlich hervortritt, sondern für jede Erscheinung das durch neue Hülfsmittel täglich verschärftere Auge der Naturkundigen die Ursachen erforscht und den Wirkungen ihre einst sinnbethörende Gewalt nimmt, ja letztere nicht selten hemmt, zügelt und unschädlich oder gar dem Willen des Menschen dienstbar macht. Der Zusammenhang der Erscheinungen ist gefunden, das Gesetz der Wechselwirkung der Naturkräfte entdeckt, die

wahre Natur der irdischen Dinge um uns her offenbart, und schon durch den Sieg dieser Wahrheit unsägliches Heil über die Menschheit verbreitet, das Ziel ihrer Bestimmung erhöht, der Weg dahin neu ausgesteckt worden.

Das Licht nämlich, welches in die Fugen, Ritzen und Spalten, in das Geäder und Geräder des Weltenbaues drang, um in den geheimsten Werkstätten der Natur die Gesetze zu erspähen, nach welchen dort gearbeitet wird, das Licht, welches dadurch auf die über Alles wunderbare Ordnung und Bestimmtheit in allen Dingen fiel,. die die Natur allein verrichtet, mußte einen breiten Schimmer werfen auch auf das Thun und Treiben der Menschen in Dem, was sie das Reich des Geistes nennen, und das sie lange Zeit dem der Natur nicht ohne starkes Selbstgefühl gegenüberstellten. Da konnte denn guten und ehrlichen Augen der Kontrast nicht entgehen, der zwischen den Gesetzen beider Reiche seit Jahrhunderten und in wechselnder Größe besteht; da erkannten solche Augen bei fortgesetzten vergleichenden Studien, daß, je mehr im Laufe der Zeiten die menschlichen Einrichtungen sich entfernten von der von der Natur befolgten Ordnung, und je weniger die Menschen in dem Gesetzbuch lasen, das von der Hand des Schöpfers geschrieben ist, verständlich und faßbar für die Kinder jeder Zunge auf Erden, in dem alle Zeit aufgeschlagenen Buche der Natur — desto weiter ab vom Ziel der Menschheit die Geschlechter wichen und desto leichter es dem Irrthum oder der bösen Absicht wurde, ganzen Generationen, ganzen Völkern falsche Ziele vorzustecken und sie so lange auf falschen Wegen zu führen, bis sie am Rand des Verderbens den letzten Schritt thaten. Das ist die Geschichte des Untergangs nicht nur einzelner Staaten und Völker, sondern Tausender von Individuen, deren Unglück man einzig und allein — eben dem Unglück zuzuschreiben pflegt. Aber nicht bloß das Leben im Staate, und im Hause litt unter der Sünde des Abfalls von der Natur, sondern das Reich des Geistes selbst brachte nur verzerrte Gestalten, verkrüppelte Kinder in's Daseyn, und zwar in allen Richtungen und in allen Kreisen, die der herrschenden Verachtung der Natur und ihrer Gesetze am meisten huldigten. Es liegt wohl am nächsten, hier an die Tage der Allongeperücken und Reifröcke zu erinnern; noch heute füllen die Denkmäler der Wissenschaft jener Zeit große Räume der Bibliotheken aus, die Denkmäler der Kunst in der Blüthenperiode des Zopfs präsentiren sich uns noch in manchem alten Garten und von denen der Baukunst werden noch lange ganze Ortschaften, ja ganze Landschaften verunziert. In so engem Zusammenhang stehen die verschiedensten Richtungen des Geisteslebens einer Zeit, daß Krankhaftes an diesem sich allen jenen mittheilt und ein Abirren von der Wahrheit der Natur im Allgemeinen sich nach allen Seiten hin durch Verzerrtheiten offenbart, wenn auch in einzelnen Köpfen oder Klassen Natur und Wahrheit ihre treuen Pfleger längst wieder gefunden haben sollten. Und Letzteres war in dieser auch in politischer Beziehung namentlich für Deutschland so traurigen Zeit bereits der Fall. Denn während die Kluft zwischen den Gesetzen der Natur und denen der menschlichen Gesellschaft so tief war, daß Thomasius gegen die von der Theologie und Jurisprudenz jener Tage mit gemeinsamem Eifer betriebenen Hexenprozesse schreiben und sprechen mußte, während Fürsten, Adel und Gelehrte sich sprachlich ganz von dem Volke getrennt hatten, das jene regieren, diese belehren

sollten, während die großblumige Pracht der weitschweifigen Fest- und Staatskleider sich widerspiegelte in der geblümelten Schreibweise der Poeten und gelehrten Schriftsteller und die spielenden Phrasen der Scholastiker ihre Seitenstücke fanden in den verschnörkelten Bauwerken und den Tanzmeisterstellungen der perückten Götterstatuen zwischen den verschnittenen Baumwänden der Lust- und Irrgärten, und während die „höheren Stände" auf Alles, was sich als „Natur" zeigte, mit solcher Verachtung blickten, daß diese sogar auf das der Natur treugebliebene Volk überging, für dessen Bezeichnung man die Worte Pöbel und Plebs passend fand, während einer solchen allgemeinen Corruption in den Köpfen, die den raschen Verfall der Nation offenbarte, traten zugleich Männer auf, die das Rechte erkannten und unerschrocken, wenn auch vergeblich, aussprachen. Vor Allen war es Leibnitz, der große Philosoph und Patriot, der schon damals auf die Pflege der Naturwissenschaften seine kühnsten Hoffnungen setzte. „Wir stecken im Felde der Wissenschaften", sagt er, „noch in den ersten Wegen. Ein Schicksal verhindert uns, daß wir die Schätze der Natur nicht sorgfältiger ausspähen und größeren Nutzen daraus ziehen. Ich bin der Meinung, daß die Menschen fast unglaubliche Dinge zu Stande bringen könnten, wenn sie mehreren Fleiß anwendeten. — Nichts ist so schön und so befriedigend, als wahre Kenntniß vom System der Natur zu haben. Würden Viele dies Studium lieb gewinnen, so würde man weit gelangen, nicht nur in Rücksicht auf Bequemlichkeiten des Lebens und der Gesundheit, sondern in Rücksicht auf Weisheit, Tugend und Glück, statt dessen, daß man sich jetzt mit Kleinigkeiten abgibt, die uns ergötzen, nicht aber vervollkommnen und veredeln."

Anderthalb Jahrhunderte sind verflossen, seitdem dieser außerordentliche Mann seinen, den gegenwärtigen Resultaten der Naturforschung und der Erfindungen auf deren Gebiet gegenüber so sehr bescheidenen Wunsch fast ohne Glauben an dessen jemalige Erfüllung aussprach, so daß man ihn heute nicht ohne Rührung betrachten kann. Und jetzt ist geschehen und wirkt unaufhörlich die großen natürlichen Wunder des Tags so Vieles, woran Leibnitz nicht einmal zu denken wagte und was dem gelehrtesten Seherauge seiner Zeit als phantastisches Wünschespiel aus dem Schlaraffenlande erschienen wäre: die Naturwissenschaften haben eine solche Fülle von Stoff angesammelt und zu solcher Höhe und Breite ausgebaut, daß ihr Reichthum nicht Raum mehr hatte in den akademischen Hörsälen und Laboratorien und auf den Bücherbretern der Priesterkaste der Wissenschaft, sondern hervorbrach in die Belehrungsblätter des Volks und in die Werkstätten der großen Gewerbe und so Ungeheueres leistete mit den tüchtigen Köpfen und Händen kühner Arbeiter im Bereich materieller Kultur, daß sie stolz das Schurzfell um den Talar banden zur neuen Ehre der Arbeit. Fast schwindelerregend sind die Riesensprünge der Erfindung von dem Augenblick an, wo Franklin dem Blitze sein Ziel steckte, bis zu dem, wo der Blitz selbst als Botenträger der Gedanken des Menschen den ersten Dienst verrichtete!

Ein solcher Schritt vorwärts auf dem breitesten Felde menschlichen Wissens und Strebens konnte nicht gesche-

hen, ohne daß die gewaltige Bewegung auch die Arm in Arm mit den Naturwissenschaften wandelnden anthropologischen Wissenschaften ergriff, welche wiederum die transscendenten Wissenschaften an der Hand führen. Denn immerdar wird das oberste und innerste Bedürfniß die Menschheit trachten lassen nach Erkenntniß der Natur und des Menschen, nach Erkenntniß der Verhältnisse beider zu einander, nach Erkenntniß der Bestimmung und des Endzwecks des Menschenlebens und der zweckmäßigsten individuellen und gesellschaftlichen Einrichtung desselben, endlich nach Erkenntniß der Ursache der Natur und des Menschen. Kurzweg: zu ergründen die Idee der Natur, die Idee der Menschheit und die Idee der Gottheit, das ist die Aufgabe aller Wissenschaften, deren natürlicher Zusammenhang und gegenseitiges Ineinandergreifen auch die Nothwendigkeit gemeinsamer Bewegung verbürgt. Es ist bei so unerhörtem Fortschritt der Einen kein Stillstand der Andern denkbar, die mit gelahrtem Prophetenmund dekretirte „Umkehr der Wissenschaft" ist zur Lächerlichkeit des Tags geworden. — Die Bewegung geht vorwärts, und keine Schranke von Phrasen wird sie hemmen, wenn ihr Zug auch die Staatswissenschaften erfaßt und deren praktischere Kulturkraft für die Gestaltung des Völkerlebens andere als die zum Theil tief ausgetretenen Bahnen bricht; es wird an der Sisyphusarbeit des Hemmen- und Absperrenwollens manche widerstrebende Macht zu Grunde gehen, und floriren werden nur jene, welche, von höherer Einsicht geleitet, die von der Natur gebotene Bahn selbst mit betreten. Napoleon (der Wirkliche) erzählt: „Ich sah den Staatswagen vorwärts rennen, er war nicht mehr aufzuhalten; da sprang ich darauf und ward sein Herr."

Mußte bei diesem allgemeinen Vorwärtseilen nicht auch die Geschichtsforschung und der Blick auf die Ereignisse des Tags einen anderen, einen höheren Standpunkt gewinnen? Konnte in einer Zeit, wo durch die Beherrschung des Dampfs und der Elektricität die ganze Welt enger zusammengerückt ist, wo gegenseitige Beziehungen die entferntesten Länder jetzt enger verknüpfen, als früher die nächsten Nachbarn, und wo dem versteckteſten und verschlossensten Staate von der Wucht des Weltverkehrs die Jahrtausende verrammelten Thore eingestoßen werden, konnte da die historische Forschung noch die alten Wege wandeln? — Schon vor dreißig Jahren jubelte der alte brave Wachler (Literarhistoriker), welch merklichen Einfluß die Vervollkommnung der Naturkunde auf die Geschichte gehabt habe! Bedarf's da noch der Bemerkung, daß die historische Forschung, Anschauung und Darstellung auch in der letztern Zeit dem großen naturwissenschaftlichen Zug gefolgt ist? — Mit innigster Genugthuung muß man die Arbeiten der hervorragendsten Geister auf diesem Felde betrachten; auch ihre Lehren stehen im Buche der Natur; auch sie suchen vor Allem das Naturgesetz in der Staatengeschichte, auch sie stellen es als oberste Aufgabe der Staaten hin, der Richtung zu folgen, welche die Natur ihnen angewiesen; sie zeigen, daß, je mehr die Menschheit an der Hand der Natur sich emporbilde, um so offenbarer die innere Nothwendigkeit der Ursachen mächtiger werde, als der äußere Drang; ihre Darstellung der Entwickelung des Völkerlebens zeigt uns schon jetzt viele Ereignisse als ganz

natürliche Prozesse, die man sonst als bloße Thatsachen hinzunehmen gewohnt war, und ihre Forschungen können den beruhigenden und erhebenden Satz an der Stirn tragen, daß die waltende Hand der Geschichte die Grundsteine neuer Bildungen lege auch da, wo das menschliche Auge nur Verwirrungen erkennt. — Die Blicke, die uns eine solche Geschichtsauffassung in die Vergangenheit und Gegenwart thun läßt und selbst in die Zukunft eröffnet, wirken durch ihre Ruhe und Sicherheit wohlthätig auf den Geist, den sie mit Klarheit, und auf das Herz, das sie mit Zuversicht in den Lauf der Dinge erfüllen. Und einem Führer auf solcher Höhe folgen wir heute zur Betrachtung des Gegenstandes, welchen die beiden Stahlplatten uns vorlegen; unser Führer ist L. Stein, der Professor, welchen der Dänenkönig vom deutschen Lehrstuhl zu Kiel vertrieb und den jetzt Oesterreich als einen Ebenbürtigen an der Seite seines größten Nationalökonomen sieht.

Um das Naturgemäße des jüngsten europäischen Kampfes zu verstehen, müssen wir uns die „organische Gesammtgestaltung Europa's" nach Steins Aufbau vor Augen stellen. Er sagt: So lange es eine Geographie in Verbindung mit der Geschichte gibt, so lange hat der menschliche Geist mit mehr oder weniger Klarheit erkannt, daß die Gestalt Europa's ein wesentlicher Faktor seiner Geschichte ist. Und so wenig Dinge sind so wichtig für das Verständniß des Ganzen und so belehrend oft in dem Einzelsten, als das Studium dieser geographischen Gestalt des europäischen Körpers. — Wirft man einen Blick auf die Karte von Europa, so scheiden sich unter den Ländern, welche diesen Kontinent bilden, drei Gruppen ab, die in doppelter Hinsicht einen eigenthümlichen Charakter haben. Sie sind, jede für sich, theils in sich eigen geartet, theils auch nach Außen mit eigenthümlichen Verhältnissen umgeben. Die erste dieser Gruppen ist gebildet durch den Westen Europa's: England, Frankreich und Spanien, drei Länder, reich an Naturschätzen, an Elementen des Handels, an geschichtlicher Bedeutung, bilden das große Dreieck, mit welchem Europa in das atlantische Meer hineingreift. Die Natur selbst hat sie darauf angewiesen, das große Verbindungsglied Europa's und seiner Geschichte mit dem Westen der Welt zu seyn. Spanien, als das südlichste, gehört all den Linien an, welche sich von Europa aus dem Aequator zuwenden. Es muß sich gar kein Ziel, oder es muß sich die südlichen und westlichen Theile der Erde als Ziel setzen. In diesen Richtungen hat Spanien unendlich Großes für Europa geleistet: von den Häfen der iberischen Halbinsel aus gingen die Entdecker Amerika's, die Entdecker des Kaps der guten Hoffnung, die Eroberung Meriko's, Peru's, Chili's, die Verbindung Brasiliens mit Europa, ja selbst die erste Verbindung Ostindiens mit unserer Civilisation. Das war die naturgemäße Aufgabe jenes Landes; gegen das europäische Festland schneiden es die Pyrenäen mit scharfen Linien ab. Als es dieses natürliche Verhältniß brechen, als es seine Macht auf Länder jenseits der Grenzen seiner östlichen Gebirge ausdehnen wollte, büßte es die Kraft ein, seine Besitzungen jenseits seiner westlichen Meere zu behalten: da begann sein Verfall, und

es wird die Zeit seiner Größe und seines Glanzes nicht eher wieder kommen, bis es seine europäische Aufgabe im Südwesten der Meere in neuer Weise erfüllt.

Anders und doch ähnlich steht Großbritannien da. Es ist ein Inselstaat, aber dem Kontinent doch nahe genug gerückt, um all seinen Interessen anzugehören. Während aber die Geschichte Spanien mit Gold und Silber überschüttete, hat die Natur England Eisen und Steinkohlen gegeben; dazu fand es als drittes Element seiner Größe die Baumwolle, und vom Geschick erhielt es zur Mitgabe Häfen von der See, Holz vom Lande und ein starkes, muthiges Volk. Solche Mittel befugten es, seinen Handel nicht auf die Produkte der Natur, sondern auf die der eigenen Arbeit zu gründen. Diese gehören aber nicht mehr einem bestimmten Lande, sondern der ganzen Welt, und als nun erst die Maschine die englische Produktion verhundert- und vertausendfachte, mußte England entweder mit seinen Handelslinien die ganze Erde umspannen, oder wegen Mangel an Nahrung untergehen. Sein muthiges Vorwärtsgehen krönte das Glück: seine Macht ist seinen Produktionen gefolgt. Es hat Spanien verdrängt, Frankreich überflügelt, sich zum herrschenden Organe der Verbindung Europa's mit dem Westen gemacht und möchte jetzt auch den Osten monopolisiren. Allein mit der Eröffnung des Orients hebt eine neue Epoche an. Europa hat unendlich viel von England gelernt; jetzt hat England Eines von Europa zu lernen: das, daß es auch in den großen, die ganze Welt umspannenden Beziehungen eine Theilung der Arbeit gibt. Die Eröffnung des Orients erschließt einen Handelsweg, den man nicht mehr zur See allein erreicht. England, das durch zwei Jahrhunderte einer beispiellosen Entwickelung von Industrie und Seeherrschaft gewöhnt worden ist, in allen Fragen die Führerschaft anzustreben, bei denen Handel und Industrie in Betracht kommen, wird zum ersten Mal durch die Natur der Dinge gezwungen, sich unterzuordnen. Seine Bedeutung reicht nur so weit, als das offene Meer: der Osten des mittelländischen Meers ist aber nicht bloß eine Fortsetzung des atlantischen, sondern ein Ganzes für sich, und hier ist die Herrschaft einer einzelnen, überwiegenden Macht zur See nicht weniger unstatthaft, als zu Lande. Eben deshalb hat diese Eröffnung des Orients erst das Gleichgewicht für Europa in den Angelegenheiten des Handels und seiner Interessen erzeugt. Das Uebergewicht des Westens, die Herrschaft des atlantischen Meers über den Welthandel ist zu Ende. Der Handel des Ostens wird ihm zur Seite treten, und mit dem Handel des Ostens wird auch England in seine naturgemäße Stellung zu Europa zurückkehren, denn den Westen Europa's mit dem Westen der Welt zu verbinden, das ist das wahre und naturgemäße Gebiet seiner Thätigkeit und seiner Herrschaft; der Osten ist das Indien des europäischen Festlandes und Asien wird das natürliche Gleichgewicht Europa's herstellen, nicht indem es England kleiner, sondern indem es das übrige Europa größer macht. So steht Großbritannien geographisch an der Grenze zwischen Europa und Amerika, historisch in diesem Augenblick an der Grenze seiner alten und seiner neuen Weltstellung, und die wahre und gesunde Politik Englands würde demnach dahin ge-

hen müſſen, dieſe naturgemäße und deshalb unwiderſtehliche Entwickelung zu fördern, damit, indem es das Werdende bei Andern freundlich anerkennt, es nicht am Ende für ſich den Zweifel erweckt, als ob das, was es beſitzt, für daſſelbe das Natürliche und Richtige ſey. — So lauten Steins Worte. Daß jedoch England ſeinen neuen Weltberuf nicht ohne Feſthalten des alten anerkennen will, zeigt es in einer Weiſe, die faſt wie eine hiſtoriſche Strafe für manchen gegen Schwächere begangenen Uebermuth erſcheint: denn während es durch den letzten Krieg im ſchwarzen Meer mit ungeheuerem Aufwand an der Eröffnung des Orients mit arbeitete, ſucht es jetzt das offene Thor wieder zu verſtopfen durch die Hinderniſſe, die es auf der Suezlandenge aufſtaut. Aber die Zeit bricht Felſen. —

Das dritte Glied in der weſtlichen Länder- und Staatengruppe (fahren wir mit Stein in der Betrachtung der organiſchen Geſammtgeſtaltung Europa's fort), Frankreich, hat ſeine Stellung niemals ernſtlich verändert; es hat ſeit einem Menſchenalter nur zu derſelben hinzugefügt, was ihm ſeiner Lage nach gehörte. Frankreich hat den Weſten Europa's mit dem Kontinente zu verbinden. Seine Selbſtſtändigkeit als Land iſt durch drei Grenzen gegeben; die vierte Grenze ſetzt es beſtändig in Berührung mit den großen Fragen und Bewegungen des feſten Landes. Es liegt dem letzteren zu nahe, als daß irgend etwas in demſelben ohne ſeine Entſcheidung ſich definitiv verändern dürfte; es berührt daſſelbe doch zu wenig, als daß es je dieſe Entſcheidung allein beſtimmen könnte. Zu Lande iſt ſeine Stellung daher ſo, daß es, wenn es ſeiner Bedeutung gemäß auftreten will, entweder im offenen oder geheimen Kampfe mit den kontinentalen Großmächten, oder in vollem Einverſtändniß mit denſelben handeln muß. Ein drittes, ein gleichgiltiges Mittelding, iſt für Frankreich nie möglich geweſen und wird es niemals werden. Aber auch Frankreich iſt an die Schwelle einer neuen Zeit getreten dadurch, daß es ſich für das friedliche und freundliche Einverſtändniß ſeiner Politik mit derjenigen der übrigen Mächte erklärt hat. Das Syſtem Europa's iſt ſeiner Natur nach das Syſtem der friedlichen Harmonie. Frankreich, als das Mittelglied zwiſchen dem Weſten und der Mitte, hat faſt immer die Entſcheidung darüber gehabt, ob die großen Fragen auf friedlichem oder auf kriegeriſchem Wege erledigt werden ſollten. Von jetzt an ſteht es definitiv auf der Seite des Friedens. Wie zu Lande, iſt dies der Fall auch zur See. Der Natur der Sache nach iſt es die Hauptſeemacht im Mittelmeer. Hier bildete es einerſeits das Gegengewicht gegen England, das vom Weſten her ſeine Uebermacht im Mittelmeer entwickeln wollte, und andererſeits gegen die Türkei, die im Oſten jede europäiſche Theilnahme am Handel wie an der Politik ausgeſchloſſen. Dadurch hat es dem großen Princip ſeine Geltung erhalten, daß die Angelegenheiten des Mittelmeers und des Orients Angelegenheiten Europa's ſind. Es hat die Ausſchließlichkeit, die vom Weſten kam, und die Abgeſchloſſenheit, die im Oſten galt, gebrochen. Und wie es durch ſeine Waffenthaten in Algier einer Jahrhunderte alten Schmach Europa's ein Ende machte und Nordafrika für die europäiſche Civiliſation öffnete, ſo legt es jetzt das Gewicht ſeiner Macht auf die friedliche Eroberung des Kanals von Suez für Europa. So iſt es in ſeine na-

türliche Stellung im Mittelmeer mit der Würde einer Großmacht eingetreten, und es wird die Theilung der Aufgabe, die von der Natur selbst begründet ist, in den materiellen und politischen Beziehungen zum Osten so geschehen, daß Frankreich in allen maritimen, Oesterreich in allen territorialen Angelegenheiten das Hauptgewicht besitzen wird. Unter dem Schutze dieses großen organisatorischen Princips, mögen dann die Einzelnen streben, sich ihren Antheil an der neuen Welt jenseits des Archipels zu eröffnen. Dies ist der Westen Europa's; er bietet ein reiches und lebensvolles Bild.

In ganz anderer Weise gestaltet sich das, was über den östlichen Pol der europäischen Konfiguration, das weite und wenig gekannte Rußland, zu sagen ist. Wenn man von den Abhängen der Karpathen im Süden und von den Ausläufern des skandinavischen Bergrückens im Norden nach Osten blickt, so dehnt sich eine ungeheuere Ebene vor uns aus, die von dem Ural, dem kaspischen Meere und endlich den kaukasischen Gebirgen leicht umgrenzt wird. Diese Ebene ist das jüngste Land in der geologischen, das jüngste Reich in der geschichtlichen Bildung Europa's. Während sich die ewigen Gebirge von Mittel- und Westeuropa aus dem Schoße des Meeres erhoben, lagen die flachen Ebenen jenes Gebietes noch auf dem Meeresgrunde, wie später dort, als Europa schon viele Jahrhunderte einer reichen und wechselvollen Geschichte durchlebt hatte, noch bis auf die neueste Zeitrechnung die wilden Völker Mittelasiens die Bewohner in Barbarei erhielten. Das Land ist so groß, daß es alle Zonen Europa's in sich vereinigt; aber es ist so flach, daß es sie nicht getrennt zu erhalten vermag. Der Sturm braust unaufgehalten durch das ganze Land und der Norden herrscht dort über den Süden, in den Regionen der Lüfte wie in den menschlichen Dingen. Es ist ein Land der Verschmelzung aller Stämme, die es bewohnen, aber es hat wenig Reiz, um neue Bewohner an sich zu ziehen. Diese seine Natur spiegelt sich in seinen Beziehungen zum Gesammtleben Europa's wider. Seiner Berührungspunkte mit der Mitte und dem Westen sind nur wenige; bloß im Norden und Süden, wo die Interessen Westeuropa's mit denen des Ostens zusammenstoßen, treten sie häufiger und deutlicher hervor; seine Mission ist es, als Mittelglied zwischen Europa und dem inneren Asien, letzteres der großen historischen Bewegung zu unterwerfen, die wir die Gesittung nennen; und in der That drängt es Rußland, in seine Ursitze zurückzukehren. Dort ist das Gebiet seiner Zukunft. Schon gehört Sibirien durch Rußland der europäischen Geschichte, der Norden des kaspischen Meeres, das Gebiet des Aralsees, Chiwa, die Mongolei bieten Rußland die Hälfte der alten Welt; dort ist seine naturgemäße Aufgabe; und wenn auch seine Wünsche weiter reichen, so doch weder seine Macht, noch sein historischer Beruf. Der Süden des großen russischen Körpers ist die Grenze der eigentlichen russischen Herrschaft. Das Meer des Pontus-Euxinus und der hohe Bergrücken des Kaukasus haben dafür gesorgt, daß die Gebiete, welche im Süden dieser Linien liegen, allen Mächten Europa's ebenso zugänglich sind, als Rußland. Das konnte man mißverstehen, so lange es darauf ankam, den Trotz der Türkei zu brechen. Jetzt ist

das geschehen. Die Bahn steht offen. Und die Eröffnung der Türkei und des Orients hat daher auch für den Osten, für das Verhältniß des großen russischen Reichs zu Europa, das Gleichgewicht hergestellt: wie dadurch einerseits im Westen England auf seine natürliche Basis zurückgeführt ist, so ist es auch Rußland im Osten. Aus dem alten Rußland wird das neue Ost-Europa entstehen.

Die Bedeutung des dritten Gebiets in Europa, das wir im Allgemeinen als Mitteleuropa bezeichnen und dessen Inhalt nach den obigen Grenzbestimmungen von West- und Ost-Europa sich von selbst versteht, ist auf den ersten Blick klar: dasselbe beherrscht nicht eigentlich die Verbindung seiner beiden Nachbartheile von Europa; es ist vielmehr diese Verbindung selbst. Aber jeder dieser beiden Theile hat seine volle Selbstständigkeit für sich. Auf Alles, was Westeuropa jenseits des atlantischen Meeres und Rußland jenseits des Ural zu thun hat, übt Mitteleuropa keinen unmittelbaren Einfluß, es steht in dieser Beziehung stets in zweiter Linie. Wesentlich anders wird die Bedeutung desselben, wo es sich um eine gemeinsame europäische Angelegenheit handelt. Jeder Akt europäischen Lebens ohne die Theilnahme Mitteleuropa's wird in einen Gegensatz des Ostens und Westens auslaufen; jeder Akt mit demselben wird zu einem unwiderstehlichen. — Mitteleuropa scheidet sich wieder in drei große Ländergruppen, die skandinavische Gruppe, die den Norden Europa's beherrscht; im Süden umschließt das Mittelmeer Italien und die Türkei, beide durch das adriatische Meer trennend; die Mitte endlich bildet eine große, an sich mächtige, wiederum aber auf bestimmten Grundlagen in größere und kleinere Gruppen getheilte Masse. Diese drei großen Gebiete von Mitteleuropa stehen unter einander in einer gewissen Gemeinschaft des Lebens und der Interessen, und diese Gemeinschaft ist einer der gewaltigsten Faktoren der Geschichte der Welt geworden. Die Einwirkungen der ältesten Zeit gehen zunächst zwischen dem Süden und der Mitte vor sich; sie sind ein beständiger Kampf der Waffen zwischen Italien und dem griechischen Kaiserthum mit den deutschen Reichen und ein beständiges Hinüberströmen des geistigen Lebens aus dem gebildeten Süden in den stärkeren Norden. Alle Bewegungen, von den Galliern (Kelten) an, welche Delphi verwüsteten, von den furchtbaren Cimbern und Teutonen, von den Kolonisirungen Roms an den Quellengebieten der Donau, von den Normannenzügen, den Völkerwanderungen, der Verbreitung des Christenthums und der Wissenschaften bis zu den neuesten Kriegen in Italien und Schleswig-Holstein sind Zeugnisse von der innigen Gegenseitigkeit des Lebens dieser drei großen Gebiete, und diese selbst ist das größte Resultat der Geschichte der Welt. Sie ist eine herrschende, unverkennbare, allmächtige Thatsache. Jedes Blatt der Geschichte bestätigt sie. Sie hat die Zeit gehabt, wo die Waffen und die Bildung der wesentliche Inhalt der Gegenseitigkeit in Krieg und Frieden waren; jetzt beginnt die Zeit, wo die Interessen Träger und Ausdruck derselben werden wollen.

Aus dieser Dreitheilung in West-, Ost- und Mitteleuropa ergeben sich zwei große Konsequenzen. Hält nämlich dieses Mitteleuropa zusammen mit den beiden Gruppen des Ostens und des Westens, so erkennt man sogleich, daß jedes Streben der letzteren nach vorwiegender Herrschaft in ganz Europa nur dadurch erfüllt werden kann, daß sie sich irgend eines Theils dieses mitteleuropäischen Körpers bemächtigen. So lange es daher ein Mitteleuropa in Europa gibt, so alt sind die Kämpfe, welche vom Osten wie vom Westen geführt worden sind, innerhalb der beiden südnördlichen, Mitteleuropa begrenzenden Linien, von denen die eine die Nordsee in der Mitte durchschneidet und von den Abhängen der Ardennen bis zu denen der Alpen hinuntergeht, die andere von der Westküste der Ostsee bis zur Ostküste des schwarzen Meeres sich erstreckt, einen festen und möglichst großen Besitz zu erlangen. Diese Bestrebungen bilden einen wesentlichen Theil der Geschichte Europa's, und der Charakter derselben liegt im Großen und Ganzen deutlich vor. Wenn die Thatsachen vergangener Zeiten uns nicht darüber belehrten, so würde der erste Blick auf die Karte von Europa uns zeigen, daß das Gelingen der einen oder der andern Tendenz die Herrschaft des Westens oder des Ostens über ganz Europa zur Folge haben müsse.

Betrachtet man aber *zweitens* jene Dreitheilung Europa's von dem höheren Standpunkt der Humanität und der Gesittung und von dem nicht minder wichtigen der materiellen Interessen, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß der Osten dem Westen wie der Mitte gegenüber unendlich an Bildung und geistiger Kraft nachsteht, während andererseits der Westen in seinen Landesgrenzen beschränkt und bis zur Ueberfülle von Kräften gesättigt, einen Abfluß in die weiten Gebiete des Ostens suchen muß und sucht. Die innere Nothwendigkeit dieser Dinge ist so gewaltig, daß sie sich auf jedem Punkte, selbst ohne unser Zuthun, vollzieht, je weiter wir in der Gesammtentwickelung gelangen. Soll aber das harmonische Zusammenwirken *aller* Theile von Europa, nämlich der *Friede* und die *Ordnung* Europa's, hergestellt werden, so muß Mitteleuropa *zuerst* den eigenen Norden und Süden in seiner Integrität gegenüber dem Westen und Osten *erhalten*. Und soll Europa seine große wichtige Mission dem Osten gegenüber wirklich vollziehen, so muß *Mitteleuropa* für diese Aufgabe, die sich von den materiellen Interessen so wenig trennen läßt, als der Geist vom Körper, *der Träger und Vertreter Gesammteuropa's* werden. Diese Winke für die Zukunft gibt uns ein Blick in die Vergangenheit.

Das fünfzehnte Jahrhundert ist für die Geschichte des Südens von Mitteleuropa eine entscheidende Epoche. Bis dahin war der große Handelsweg Europa's nach dem Süden, über die Alpen, durch das Mittelmeer nach dem Orient gegangen. Genua herrschte im schwarzen Meere, Venedig im äußersten Osten des Mittelmeeres. In die Hände italienischer Kaufleute waren die Trümmer des alten griechischen Kaiserreichs gefallen. Wie die deutsche Hansa im Norden, so hatte das italienische Städteleben im Süden die große Funktion des deutschen Kaiserthums übernommen, die Grenzen des mitteleuropäischen Ostens an die Interessen und die Macht Mitteleuropa's zu binden.

Das fünfzehnte Jahrhundert ist die Zeit, wo sich die Geschichte im Süden wendet, wie das sechszehnte der Beginn der Umgestaltung des Nordens wird. Zwei Dinge wirkten hier entscheidend. Zuerst brach vor dem Stoß der Türken das griechische Reich zusammen, und von nun an war die zweite, größte und wichtigste Hälfte des südlichen Gebiets von Mitteleuropa von demselben abgerissen und stand als ein Theil der Geschichte Asiens da. Das ist geschehen, weil die große Aufgabe Europa's dem Osten gegenüber ein Paar Städten und nicht einem Reiche, dessen Umfang jener Aufgabe entsprochen hätte, überlassen worden war. — Während dies vor sich ging, zogen die ersten Schiffe Spaniens aus, um jenseits des atlantischen Meeres eine neue Welt und eine neue Geschichte zu finden. Der Orient, durch die Türken für Europa verloren, schien durch Amerika für dasselbe ersetzt zu seyn. Zugleich fand Ostindien um das Kap der guten Hoffnung einen neuen Weg nach Europa. Da fiel der Schwerpunkt des Lebens und der Geschichte aus der Mitte Europa's an die Grenzgebiete. England, Holland, Spanien, Portugal und sogar Frankreich wurden die Mittelpunkte des Verkehrs der Welt. Deutschland trat zum ersten Male in die zweite Linie, und es verschwand jede Hoffnung, dem Leben Mitteleuropa's seine alte Bedeutung, seine alte Kraft zurückkehren zu sehen. — In demselben Grade aber, in welchem der Norden und Westen Deutschlands seine bestimmte staatliche Gestalt verliert, gewinnt die Bewegung, welche von der österreichischen Mark ausgeht, eine immer festere Ordnung, und dazu tritt ein großes, von den Wenigsten gehörig beachtetes Ereigniß, das derselben Epoche angehört: der Uebergang der ungarischen Krone an das Haus Habsburg. Ungarn ist die größte Ebene im Süden der Karpathen; in ihm laufen alle Linien, welche nach dem schwarzen Meere und in das Innere der Türkei gehen, zusammen. Mit der Herrschaft in Ungarn muß sich daher naturgemäß auch die Herrschaft über jene Gebiete einmal entscheiden. Durch die dynastische Verbindung Ungarns mit dem ersten deutschen Fürstenhause wurde das Schicksal desselben mit dem Oesterreichs und dadurch unzertrennlich mit dem Mitteleuropa's verbunden und die erste Folge davon war, daß von da an die ganze große Aufgabe Mitteleuropa's im Osten auf die Schultern des verhältnißmäßig kleinen Oesterreich gewälzt wurde; es mußte zunächst die Last des Kampfes um Ungarn und damit um die Zukunft Europa's im Osten tragen. Das war der Preis, um den Oesterreich allein dauernd groß werden konnte. Es ward eine Großmacht durch die Größe der Aufgabe, die es übernahm, und erst in der Verbindung mit Ungarn beginnt seine Geschichte als eine solche.

Es führt uns nicht ab von unserem Ziel, wenn wir die Geschichte dieser Machtentwickelung in Bezug zum Orient rasch überblicken. Sie ist dreitheilig. Ein Blick auf die Vergangenheit erklärt uns die Gegenwart. Die erste Phase gehört dem siebenzehnten Jahrhundert an. Es ist die Zeit des Kampfes um Ungarn selbst. Die Türken überschreiten die Donau. Ungarn fällt. Die türkischen Heere folgen mit richtigem Instinkt dem großen Wege der Geschichte. Von der ungarischen Ebene gelangen sie in die Marchebene. Sie stehen vor

Heer schlagfertig an der Unna und in Konstantinopel zwischen dem Sultan und dem geheizten Dampfer, reisefertig, mit dem Ultimatum in fester Hand, den Grafen Leiningen, Oesterreichs außerordentlichen Botschafter.

Da neigte sich die Pforte; der Himmel ward heller. Diesen Sieg des entschlossenen Oesterreichs hatten zwei Augen in Petersburg gesehen und gewogen. Neben dem alten, nachgiebigen Oesterreich hätte das Schicksalsjahr zum Kinderspott werden können; von einem entschlossenen war zu fürchten, daß auch sein Blick entschlossener die Donau entlang bringen und für die Zukunft des eigenen Reichs natürlichere Grenzen suchen werde. Dieses Periculum in mora drängte zur Eile, das Ableben des kranken Mannes mußte beschleunigt, die Erbschaft in Sicherheit gebracht werden. Der Zaun war da, von dem die Gelegenheit zum Kriege gebrochen werden konnte. An diesem Zaun rüttelte Fürst Mentchikoff so lange, bis endlich der Sultan, mit dem Rücken an die westliche Nachbarwand gelehnt, am 28. September 1853 dem Czaaren den Krieg erklärte.

Und nun geschah, was geschehen mußte, wenn die „organische Gesammtstellung Europa's" nicht von Neuem der Zerrüttung der einzelnen und der edelsten Theile überliefert werden sollte. Weil Mitteleuropa, ein Konglomerat von fünfzig großen und kleinen Staaten, der Macht der Einheit ermangelte, um den Kampf gegen den Osten siegreich bestehen zu können, so mußte Westeuropa zum Schwert greifen, um, gestützt auf das neutrale, aber kriegsgerüstete Mitteleuropa, dem Kulturgang Europa's seine Pforte nach dem Oriente offen zu erhalten. Damit folgte es dem natürlichen Zug der europäischen Bestimmung. Es ist aber Niemandem verborgen, daß England einzig und allein in seinem Vortheil handelte, daß es ihm vor Allem um die vollständige Vernichtung der russischen Seemacht im Süden Europa's zu thun war, und zwar durchaus nicht zu dem Zwecke, um dem übrigen Europa die Handelswege in den Orient zu öffnen, sondern um seine Alleinherrschaft im Mittelmeer vor dem gefährlichsten Rivalen für alle Zukunft zu sichern. Eben so wenig ist Jemandem verborgen, daß Frankreich noch zwei andere Beweggründe zum Kriege hatte, als den im Riesenschritt der Welt vor Augen gehaltenen; daß in Frankreich abermals eine Zeit gekommen war, wo die oberste Gewalt dafür sorgen mußte, die Gedanken der Nation und die Waffen des Heers in ruhmlockender Weise auswärts zu beschäftigen; und daß Frankreichs Interesse in noch höherem Grade, als das Englands, eine möglichst wenig getheilte Herrschaft im Mittelmeer fordert. Die russische Marine war aber die einzige, welche für den Augenblick der französischen in diesen Gewässern ebenbürtig schien; sie mußte fallen sammt dem Bollwerk, das sie schützen und nach jeder Niederlage neu erzeugen konnte. Und Sardinien? Man wußte es, ehe es in den Turiner Blättern stand, daß die Piemontesen in der Krim ein Stück von Italien zu erobern gedachten. — So haben die Sonderinteressen mit aller Energie der Selbstsucht mitgearbeitet an der Befestigung der naturgemäßen Entwickelungswege des europäischen Staatslebens.

Die Türkei selbst, oder vielmehr der osmanische Herrschersitz in Europa, ist im ganzen Kriege in so fern Nebensache gewesen, als es von Seiten der Westmächte nicht vor Allem Erhaltung des europäisch-türkischen Reichs,

sondern vor Allem Vernichtung der russischen Seekriegsmacht im schwarzen Meere galt. Nur deshalb ist nicht Kronstadt, sondern Sebastopol der Knotenpunkt des Kampfs geworden. Während der Norden Mitteleuropa's durch ein Bündniß Schwedens mit den Westmächten geschützt wurde, ist der Süden, die Türkei, durch die Entwaffnung Rußlands im schwarzen Meere ebenfalls sicher gestellt worden. Die Türkei im Besitz Rußlands, das war eine Gefahr, so groß als je eine Europa gedroht; die Türkei an sich hebt man, nachdem sie als Markt für Europa geöffnet ist, vor der Hand der Zukunft auf. In den Akten der Diplomatie ist dies zwar anders ausgedrückt, aber zwischen den Zeilen, wo Staatsmänner und Geschichtsforscher das Meiste lesen müssen, steht es genau so. — Auch in dieser Beziehung ist jedoch die naturgemäße Hauptaufgabe des Kampfs gelöst: das osmanische Reich ist aufgeschlossen für Europa; es ist, was es lange hieß, nun wirklich: eine Pforte, — die Pforte, durch welche Europa mit dem Füllhorn der Civilisation seinen Einzug halten soll in Asien, das durch dieselbe Pforte das Schwert der Eroberer nach Europa trug.

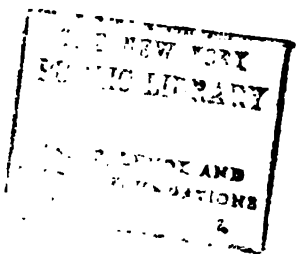
Der Krieg selbst bewies auf's Klarste den Eintritt Europa's in eine neue Epoche der Geschichte. Kein Blatt der Weltgeschichte nennt uns einen Kampf, der von mächtigeren Staaten und mit mächtigeren Mitteln geführt worden wäre: die Weltmacht England mit den stärksten Kontinentalmächten verbunden gegen die Weltmacht Rußland, die ihre Arme über drei Erdtheile ausbreitet. Hätte in früherer Zeit ein solcher Krieg nicht eine lange Reihe von Jahren gedauert und die meisten Staaten Europa's mit in seinen Brand gerissen? Dieser Krieg, der an der Donau, im schwarzen Meer, in der Krim, in der Ostsee, in Asien und im stillen Ocean die Waffen Europa's schwang, endete im zweiten Jahre — durch die Eroberung einer halben Festung, denn von der Nordseite Sebastopols ist seine Fahne nicht gewichen. Auch hier hat die Naturwissenschaft mitgefochten und die Kriegsgräuel abgekürzt; die ungeheueren Zerstörungsmittel der Neuzeit erschöpfen rascher Freund und Feind; denn auch die Sieger athmeten schwer unter der Last ihrer Rüstung. Endlich — das Hauptkennzeichen der neuen Epoche — arbeitete während des ganzen Kriegs unausgesetzt der Friede am Versöhnungswerk, und es ist nicht zu viel behauptet, daß wenige Schwerter des Kriegs je so schwer in die Wagschale fielen, als in diesem Krieg des gerüsteten Oesterreichs Friedensschwert. Mehr als Alles deutet dies auf die Nähe der Zeit, wo ein gewaffneter Fingerzeig der Mächte, die den Frieden wollen, so viel wirkt, als früher blutige Schlachten.

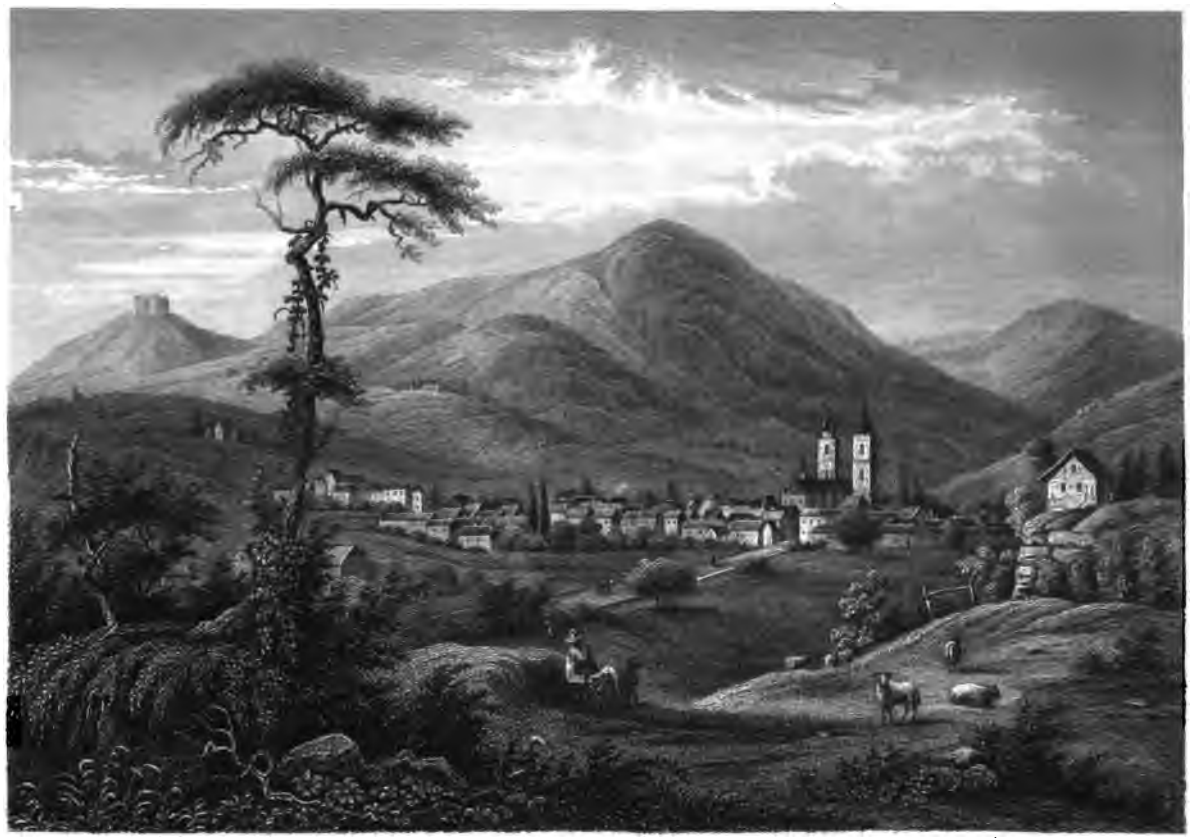
Werfen wir zum Schluß einen Blick auf die Staaten, die am 30. März 1856 den Friedenspakt zu Paris unterzeichnet haben. Preußen stand bei diesem europäischen Vorgange in dritter Linie (durch sein Bündniß mit dem in zweiter Linie des Kampfs stehenden Oesterreich), und es hatte seinem Lande und Deutschland durch beharrliche Neutralität den Frieden erhalten, mußte aber auch die Lehre hinnehmen, daß künftig eine Macht aufhört, Großmacht zu seyn, wenn die Gesammtbeziehungen der übrigen Staaten sich ohne ihren Willen regeln. Neutralität einer Großmacht wird bei jedem Konflikte in Europa eine Unmöglichkeit seyn. — Sardinien ist

diesmal mit der Ehre, zwischen den Großmächten gesessen zu haben, davon gekommen; gleichwohl mag seine Theilnahme am Krieg eine Regelung der italienischen Angelegenheiten näher gerückt haben. — Rußland zieht sicherlich seine alten Pläne auf Europa's Süden und Westen zurück und strebt mit voller Wucht nach Asien vor, um dort seinem bittersten Feind, England, unmittelbar an die Achillesferse zu kommen. — England und Frankreich ziehen betroffen die Hände leise aus einander; die See-Interessen des offenen Orients lassen sich nicht halbiren, es focht jeder für das Ganze, und England pocht hörbar und gegen alle neuparagraphirte Friedensordnung auf sein Monopol im schwarzen Meer. — Die Türkei durchzuckt das Wechselfieber der Politik und des Glaubens in allen Gliedern; ihre Krankheit heilt nur die Zeit. — Oesterreich aber, das zwar am Krieg keinen blutigen Antheil nahm, aber dadurch, daß es bewaffnete Fronte machte gegen Rußland und die Donaufürstenthümer durch starke Besetzung vom Kriegsterrain ausschloß, so wie durch seine rastlosen Vermittelungsvorschläge dem Kriege eine andere Wendung und dem Frieden die anerkannte Richtung und Form gab, hat offenbar von allen Staaten Europa's aus dieser Urne das beste Loos gezogen. Es ist Herr geworden der ganzen Donau, Herr geworden aller Landwege in die Türkei und rüstet sich mit eben so viel Klugheit als Energie, um den Seeweg sich frei und offen zu erhalten. Schon jetzt steht sein Triest von allen Seehäfen des Mittelmeeres nur Marseille nach, strömen aber einst die Wogen des Mittel- und des rothen Meeres zusammen, so wird Triest, mit den unermeßlichen Reichthümern der Natur und der Industrie Oesterreichs und Deutschlands hinter sich, die erste See- und Handelsstadt im Süden Europa's, das Seethor nach dem Orient, und es darf dann dankbar die Trümmer von Sebastopol mit einem Strauß seiner Blüthen schmücken, denn der Same der Blume „Menschenglück", die hier für Tausende vernichtet wurde, ging dort auf für Millionen.

Sebastopol war. Von 40,000 Bewohnern zählt es, nachdem Alles dahin ist, was Waffen trug, Mauern wie Menschen, kaum noch 4000, die zwischen den Schutthaufen der Paläste ihre Wohnstätten aufrichteten. Unser Bild gibt uns die volle Ansicht der Südseite der Stadt und läßt im Hintergrunde die Felsenthore zur Bucht von Balaklawa erkennen, das in diesem Krieg eine wichtige Rolle spielte und das schon Homer preist als einen „trefflichen Port,"

— — von welchem der Felsen
Rings umher aufstarrend an jeglicher Seite emporsteigt,
Aber die vorgestreckten Geklüfte sich gegeneinander
Vorwärts drehn an der Mündung — ein enggeschlossener Eingang; —
— — nie stieg eine Well' in dem Innern,
Weder groß noch klein. Rings schimmert heitres Gewässer ꝛc.


NEW YORK
PUBLIC LIBRARY



NEUSTADT a/d HAARDT

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Institut in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

DCCCV. Neustadt an der Haardt.

„Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!" — Da liegt ein schönes Stück von ihr, mit seinen waldigen Höhen und seinem Rebengelände, seinen Thälern, die heiter sich zwischen den Hügeln voll Leben hinwinden, seinen Winzerhäusern, Burgen, Bergkapellen, und drunten im breiten Grunde die Stadt mit den hohen Doppelthürmen mitten in dem Kranze bescheidener Bürgerwohnungen.

Die Ruhe des Abends geht durch das Thal. Sie begegnet uns auf dem Wiesenpfad, wie auf der Heerstraße, die uns zum Thore führt. Nur so lange das Dampfroß die Flur durchschnaubt und der dicke Qualm seines Athems in rollenden schmutzigen Wolken über die Stadt hinzieht, ist der Friede dahin; aber bald wiehert der feurige Drache und bäumt sich im Joch, stoßweis steigt sein glühender Hauch empor und fort saust das Ungethüm. Und hinter ihm, aus den Guckfensterchen der Wagen grüßen freundliche Augen und winkende Hände, und da fliegen sie durch die prächtige Pfalz! Gott erhalt's!

In eine solche Stadt eines solchen Landes hält der Wanderer seinen Einzug am schönsten unter den Klängen der Abendglocke. Da theilst Du die Straße mit Leuten, die von der Arbeit kommen, und müde und bestaubt, wie Du bist, fühlst Du Dich ihnen näher. Der Gruß ist viel herzlicher allerseits. In den Straßen ist keine andere Hast, als die der Kinder, die vor den Häusern spielen oder den heimkehrenden Vätern und Brüdern entgegen springen. Auf den Steinbänken neben den Hausthüren sitzen muntere Gruppen, die Alten ihr Pfeifchen im Munde und die Enkel auf dem Knie, die Frauen und Mädchen noch fleißig die Hände regend und alle die Zunge flink und froh, nach guter Weinlandart. Da wird die „Fremde" Dir lieb, weil Du Dich wie „daheim" fühlst, denn die Stadt ist noch nicht groß genug, als daß nicht Jedermann Deinen Gruß erwiderte und auf Deine Frage nicht noch vor der Antwort Dich ein freundlicher Blick erfreute. Das Herz ist noch was werth hier, man gibt's nicht hin um den dürren Verstand. Und wie die Kinder gar bald wissen, wer sie lieb hat, so sieht's das Volk dem Fremdling sogleich an, ob er in die Pfalz und in die Stadt ein rechtes Herz mithringt, oder nur einen dürren Verstand.

Wer kann die Pfalz betreten, ohne daß ein Blick auf diesen Juwel des Rheinlands ihm das Herz erquickt, ein Blick in die Geschichte dieses Paradieses ihn das Herz erschüttert? Und Neustadt, das jetzt so friedlich vor uns liegt, wer zählt die Tage der Trübsal, die durch seine Gassen gegangen? — Sie haben etwas erfahren, unsere deutschen Städte! Es sind deren wenige, sey's an den Meeren, an den Strömen, sey's zwischen den Felsen unserer Gebirge, oder abseits im Flachland, deren Chroniken nicht überreich wären an Blättern voll Blutflecken und Brand-

geruch. Du mußt sie mit Ehrfurcht betrachten, auch wenn die Zeugnisse der Verarmung von allen Dachluken hingen, oder wenn sie mit Mühe den Schein von Wohlstand in ihren Hauptstraßen auslegten. Welche Stadt Deutschlands hat nicht hundertmal die Grundmauern ihrer Wohlfahrt aufgegraben! Wie viel Schweiß galt's in Deutschland, immer und immer wieder neu aufzubauen, und mit welchen Ketten und Stricken an Hand und Fuß und welchen Hemmschuhen an jedem Karrenrad! Niemand, der ein rechtes Herz hat, schreitet durch ihre Thore, wo so viel schweres Schicksal ein- und ausgezogen, ohne Wehmuth, Niemand durch die Straßen ohne Achtung vor der unzerstörbaren Tüchtigkeit, die mit dem Trotz des Fleißes die Werkstätten nie als Ruinen stehen ließ, wie der faule Hochmuth die Schlösser der Berge. Zieh' den Hut ab vor dem Bürger im Schurzfell, thu's aus Achtung vor seinen Vorfahren, wenn auch ihr Name mit ihren Särgen vermodert ist!

Neustadt liegt in der Pfalz; jeder Deutsche weiß, welche Geschichte diesem Ländchen geschrieben werden mußte! Die Neustädter stehen in dieser Geschichte auf jeder Seite. Trotzdem hat die Stadt nach allen Stürmen immer zu neuer Blüthe sich aufgerafft. Die glückliche Natur des Bodens und der Bürger vollbrachten das; die Fruchtbarkeit des Landes und die Rührigkeit der Hände halfen zusammen. Getreide-, Wein- und Obstbau stehen obenan; der Handel hat Wein und Holz zu Hauptgegenständen. Außerdem beschäftigen Mühlen aller Art, ein Eisenhammer, Papier-, Tuch- und chemische Fabriken und auch die Pferdezucht viele der Einwohner, deren Gesammtzahl man jetzt zu ungefähr 6500 angibt. — Die Schloßruine, die von dem Berge im Hintergrunde unseres Bildes uns winkt, ihrer und ihrer vergangenen Tage und eines blutigen Pfingstfestes nicht ganz zu vergessen, darf uns heute zu keiner Wallfahrt der Erinnerung verlocken. Wir sehen sie nächstens in anderer Gestalt in diesen Blättern wieder und blicken von ihrer Höhe noch einmal auf dies schöne Stückchen Pfalz und dessen traurige Geschichte.

DCCCVI. Der obere Mississippi.

Abermals ein Bildchen des bilderreichen Hauptstromes der Osthälfte Nordamerika's. So finden wir ihn hoch oben, jenseits der Staaten, im freien Gebiet von Minnesota. Im Morgentraume liegt der junge Riese zwischen seinen Urwäldern und die Rothhaut schaukelt im leichten Kahn über die einsame Fluth. Arme Rothhaut! Schon träumt der junge Riese von den Dampfschiffen und Menschenströmen, mit denen er spielen will, schon zieht das wühlende Eisen der Kultur immer näher und näher seine Furchen. Wie wird in fünfzig Jahren dies Bild verändert seyn? Was wird sich, statt der Bäume des Urwalds und der Indianer im Kahne, dann in den Fluthen spiegeln?

Drawn from Nature

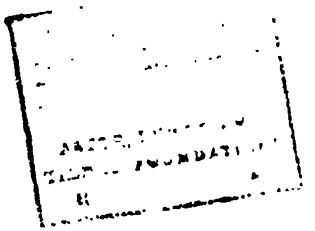
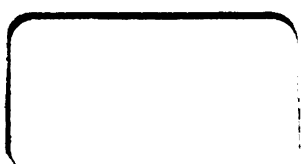
for the Proprietor HERRMANN MEYER

THE UPPER MISSISSIPPI

MINNESOTA

Published for HERRMANN J MEYER 164 William Street NEW YORK

Copyright secured according to ACT of CONGRESS



NOV 15 1943